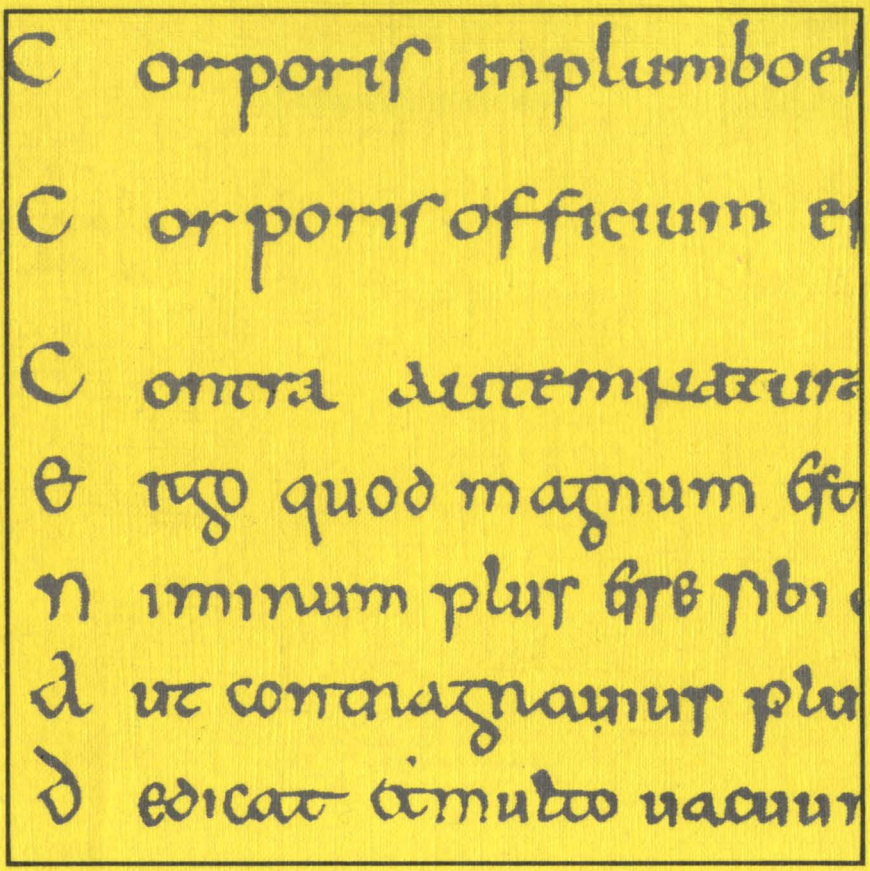


Gerhard Jäger

Einführung in die Klassische Philologie

2. Auflage

Beck'sche Elementarbücher

Gerhard Jäger
Einführung in die Klassische Philologie

GERHARD JAGER

Einführung in die Klassische Philologie

Dritte, überarbeitete Auflage

VERLAG C.H.BECK MÜNCHEN

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Jager, Gerhard:
Einführung in die Klassische Philologie / Gerhard Jager. –
3., überarb. Aufl. – Munchen : Beck, 1990
ISBN 3 406 34264 7

ISBN 3 406 34264 7

Dritte, überarbeitete Auflage. 1990
Umschlagentwurf: Bruno Schachtner, Dachau
© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1975
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany

Vorwort

Die vorliegende Einführung hat ihre Grundlage in Proseminarübungen und wurde von Professor Hermann Bengtson angeregt. Ihr Thema sind Aufgaben und Probleme, Verfahrensweisen und Hilfsmittel der Klassischen Philologie, nicht Darstellung ihrer Gegenstände – der griechischen und der römischen Literatur – und nicht Zusammenfassung ihrer Ergebnisse. Sie wendet sich an interessierte Laien, an Vertreter von Nachbardisziplinen und insbesondere an Studenten. Im Studium ist die traditionelle und in der Sache begründete Verbindung von griechischer und lateinischer Philologie heute meistens nicht mehr die Regel. Dennoch sollte der Zusammenhang beider gerade auch für diejenigen sichtbar werden, die nur eines der beiden Fächer studieren.

Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf Möglichkeiten angemessenen Vorgehens innerhalb bestimmter Aufgabenbereiche. Daß es *die* philologische Methode nicht gibt, ist mit Recht oft betont worden. Dennoch darf man versuchen, einige sachgerechte Verfahrensweisen zu beschreiben, um dem Anfänger eine gewisse Orientierung zu geben. Er wird nämlich, zumal angesichts des derzeitigen Theorieüberschusses der neueren Literaturwissenschaft, eine bemerkenswerte Theoriearmut der Klassischen Philologie feststellen, der jedoch ebenso bemerkenswerte Leistungen der Philologie im Verlauf ihrer Geschichte gegenüberstehen. Die Geschichte der Philologie bleibt in der vorliegenden Darstellung im Hintergrund. Sie wird zum gleichen Zeitpunkt von kompetenter Seite dargestellt: R. Pfeiffers Werk sei den Interessierten nachdrücklich zur Lektüre empfohlen.

Eine Einführung in den Gesamtbereich der Klassischen Philologie in deutscher Sprache fehlt bisher. Von den neueren deutschsprachigen Werken, die unter wichtigen Einzelaspekten zur Einführung geeignet sind, möchte ich folgende hervorheben: A. Hentschke-U. Muhlack, Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie (Darmstadt 1972); M. Fuhrmann-H. Tränkle, Wie klassisch ist die klassische Antike? (Zürich 1970); J. Marouzeau, Einführung ins Latein (München 1969). Einführungen in einzelne Gebiete sind an ihrem jeweiligen Ort genannt. Die Literaturhinweise am Ende des Bandes sollen nicht eine Bibliographie ersetzen, sondern Hilfen zur weiteren Orientierung sein. Im Blick auf die Lesbarkeit des Buches wurden die Anmerkungen knapp gehalten. Sie sind fast ganz darauf beschränkt, Belege zu geben. So läßt es sich vielleicht eher verschmerzen, daß sie an den Schluß des Bandes gestellt wer-

den mußten. Werke, die bereits genannt waren oder im Literaturteil zu dem betreffenden Kapitel angeführt sind, werden abgekürzt zitiert.

Für kenntnisreiche und geduldige Hilfe bei der Entstehung des Buchs danke ich herzlich meiner Frau und Herrn Dr. Raimund Pfister.

München, Juli 1975 *Gerhard Jäger*

Vorwort zur zweiten und dritten Auflage

Die zweite Auflage ist auf Fehler und Druckfehler hin durchgesehen. Die Hinweise zur Literatur wurden auf den neuen Stand gebracht.

Ich danke für alle Rezensionen und Zuschriften, besonders B. Bischoff, W. Buchwald, J. Delz, W. Fauth, H. Happ, W. Maaz, G. Maurach, H.-W. Nörenberg, W. Röser, E.-R. Schwinge und W. Stroh für wertvolle Verbesserungsvorschläge, die ich freilich bei dieser Neuauflage nur in begrenztem Umfang aufnehmen konnte. Andere werden erst einer für einen späteren Zeitpunkt zu planenden umfassenden Neubearbeitung zugute kommen.

Herrn. E. P. Wieckenberg vom C. H. Beck Verlag danke ich für die stets angenehme Zusammenarbeit.

Für die dritte Auflage wurden die Textpartien erneut durchgesehen und die Literaturhinweise ergänzt. Für Verbesserungsvorschläge danke ich besonders U. Dubielzig und E. Vogt.

München-Gauting, im März 1989 *Gerhard Jäger*

Autor und Verlag danken den folgenden Verlagen für die Erlaubnis zu Reproduktionen:

GFW-Verlag, Düsseldorf: S. 38ff. (aus: Carl Vossen, Mutter Latein und ihre Töchter); Verlag A. W. Sijthoff, Leiden: S. 38ff. (aus: B. A. van Groningen, Short Manual of Greek Palaeography. Second, revised edition); BSB B. G. Teubner Verlagsgesellschaft, Leizpig: S. 58 (aus: Horatius, Opera. Ed. F. Klingner, 3. Aufl.); Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen: S. 79 (aus: Lexikon des frühgriechischen Epos).

Inhalt

1. Klassische Philologie: Begriff, Geschichte, Situation

1.1. Begriff der Klassischen Philologie 11
1.2. Geschichte der Klassischen Philologie 16
1.3. Gegenwärtige Situation der Klassischen Philologie 28

2. Der Wortlaut der Texte

2.1. Die Handschriften 33
2.1.1. Ermittlung und Beschaffung des Materials 33
2.1.2. Beschreibstoff und Buchform 34
Papyrus und Buchrolle – Pergament und Codex – Papier

2.2. Das Lesen von Handschriften 37
2.2.1. Griechische Paläographie 37
2.2.2. Lateinische Paläographie 39

2.3. Textkritik 42
2.3.1. Recensio 43
2.3.2. Überlieferungsgeschichte 48
2.3.3. Examinatio und Emendatio 52

2.4. Die kritische Ausgabe 54
2.4.1. Der einleitende Teil der Textausgabe (Praefatio) 54
2.4.2. Der Text 55
2.4.3. Die Apparate 56
2.4.4. Serienausgaben und Fragmentsammlungen 58

3. Die Sprache der Texte

3.1. Theoretische Voraussetzungen 60
3.1.1. Sprache als Parole und als Langue: Philologie und Sprachwissenschaft . . . 60
3.1.2. Sprache als Zusammenwirken von Lautung und Bedeutung 61
3.1.3. Grammatik 63

3.2. Elemente der Sprache und ihre Funktionen 64
3.2.1. Die Laute 64
Aussprache (Prosodie) – Phonetik und Phonematik – Historische Lautlehre
3.2.2. Die Wörter 69
Wortbildung – Wortart – Wortbedeutung – Wörterbuch – Flexion

3.2.3. Die Sätze 82
Allgemeine Voraussetzungen – Satzglieder, Flexionsformen und Wortarten im Satz – Konzeptionen und Probleme

3.3. Sprachschichten, Dialekte, Sprachstufen 92
3.3.1. Sprachschichten 92
Umgangssprache – Vulgärsprache – Schriftsprache
3.3.2. Dialekte 95
3.3.3. Sprachgeschichte 97

3.4. Die Übersetzung 100

4. Die Texte als Literatur

4.1. Allgemeine Voraussetzungen 104
4.1.1. Hermeneutik als Theorie der Interpretation 104
4.1.2. Philologie, Literaturwissenschaft, Literaturkritik 107

4.2. Das einzelne literarische Werk 112
4.2.1. Schichten des Werks als Aspekte der Textanalyse 112
4.2.2. Elemente der Textanalyse 114
Elemente des Inhalts – der Darbietungsform – des Aufbaus – des Stils – des Rhythmus (Metrik)
4.2.3. Funktion und Zusammenwirken der Elemente 124
Funktionsbestimmung – Entstehungsschichten – Synthese – Bucheinheit

4.3. Literaturgeschichtliche Zusammenhänge 130
4.3.1. Autor, Situation, Publikum 130
4.3.2. Die Epoche 136
4.3.3. Die Gattung 139
Exkurs: Theorie der Rhetorik (Entwicklung und System)

4.4. Darstellungsformen philologischer Untersuchung 144
Kommentar – Aufsatz – Miszelle – Rezension – Monographie – Literaturgeschichtliche Gesamtdarstellung

4.5. Klassische Philologie als Teil der Wissenschaft von der Kultur des Altertums (Altertumswissenschaft) 148

5. Das Studium des Griechischen und des Lateinischen

5.1. Die Wahl des Studienfachs 152

5.2. Akademische Lehrveranstaltungen: Ziele, Inhalte, Arbeitsformen 154
5.2.1. Vorlesung (Kolleg) und Colloquium 154
5.2.2. Seminar 155
5.2.3. Sprachkurse 157
Grundkurse – Sprachübungen – Übersetzungskurse – Lektürekurse – Stilübungen

5.2.4. Selbststudium und Lektüre (Lektürevorschläge) 158
5.2.5. Fachdidaktische Übungen und Praktika 160

5.3. Verlauf des Studiums 162
5.3.1. Allgemeine Überlegungen: Studienordnungen und Studienpläne 162
5.3.2. Der Erwerb von Sprachkenntnissen: Latinum und Graecum 165
5.3.3. Das Grundstudium 165
5.3.4. Das Hauptstudium 166

5.4. Der Studienabschluß 167
5.4.1. Mögliche Studienabschlüsse 167
5.4.2. Die wissenschaftliche Abhandlung 170
5.4.3. Die Klausurarbeit 172
5.4.4. Die mündliche Prüfung 174

5.5. Berufsfelder und spezifische Berufsvorbereitung 175
5.5.1. Lehrer am Gymnasium (Lehrer der Sekundarstufe I/II) 175
5.5.2. Weitere Berufe 181
5.5.3. Anschriften der wichtigsten Fachverbände 184

6. Hinweise zur wissenschaftlichen Literatur

6.1. Bibliographie und Bibliothek 185
6.2. Ausgewählte Literaturhinweise 190

7. Anhang

7.1. Abkürzungen im textkritischen Apparat 224
7.2. Zeitschriften für Klassische Philologie 225
7.3. Hinweise zu weiteren gebräuchlichen Abkürzungen 226

8. Anmerkungen 227

1. Klassische Philologie: Begriff, Geschichte, Situation

1.1. Begriff der Klassischen Philologie

Die Philologie als eine eigenständige Disziplin ist im dritten Jahrhundert v. Chr. aus dem Wunsch griechischer Dichter entstanden, sich an ihrem „Klassiker" Homer zu schulen.[1] Sie fanden einen Text vor, der im Laufe einer vierhundertjährigen Tradition teilweise entstellt worden war. Homers Sprache entstammte einer anderen Zeit und einem anderen Dialekt als die ihre. Darüber hinaus stellten Homers Werke sachliche und literarische Probleme.

So ergaben sich *drei Aufgaben*: Man mußte versuchen, 1. in den Texten *Echtes* von Unechtem zu scheiden; 2. die Eigenheiten der fremden *Sprachform* festzustellen; 3. Schwierigkeiten des *Textverständnisses* zu klären.

Die *Bezeichnung* für die Männer, die solche Tätigkeiten ausführten, war zunächst κριτικός oder γραμματικός. Wo uns die beiden Worte φιλόλογος und φιλολογία erstmals greifbar sind – in Dialogen Platons aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert[2] –, da bezeichnen sie den Liebhaber des Logos und seine Lust am Miteinander-Sprechen. Als man dann im dritten Jahrhundert Eratosthenes als φιλόλογος bezeichnete, meinte man damit den universalen Gelehrten schlechthin. Im gleichen Sinn verwendet auch der Römer Seneca den Ausdruck „philologus". Erst in der Renaissance wurden die Bezeichnungen Philologe und Philologie für die Tätigkeit verwendet, die im Altertum Sache des „grammaticus" war: die „Bemühung um das Wort"[3] (H. Friedrich). Da jede sprachliche Äußerung zwei Aspekte zeigt, den Wortlaut und den Sinn, läßt sich genauer sagen: „Philologie heißt Liebe zum Wort und zu dem in ihm aufbewahrten Geist"[4] (Conrady).

Sprachliche Äußerungen und ihre schriftliche Fixierung als Text[5] sind ein Mittel der Verständigung (Kommunikation). Texte sind im allgemeinen verständlich, wo sie unter Partnern ausgetauscht werden, die der gleichen Sprachgemeinschaft und der gleichen Zeit angehören. Schwierigkeiten entstehen dort, wo Unterschiede der Sprache nach Raum oder Zeit eine Rolle spielen. Bei antiken griechischen und lateinischen Texten kommen für moderne Leser beide Faktoren ins Spiel: Es handelt sich um fremde und alte Sprachen.

Philologie kann mithelfen, solche Verständnisschwierigkeiten zu überbrücken, und zwar im einzelnen in drei Bereichen, entsprechend den

genannten Aufgaben: 1. Es kann sich darum handeln, den authentischen *Wortlaut* des Textes zu ermitteln (Textkritik und Editionstechnik); 2. Es kann darum gehen, die *Sprache* des Textes zu verstehen bzw. zu erläutern (Lexikographie und Grammatik; sprachliche Kommentierung); 3. Es kann bei literarischen Texten auf ein angemessenes Verständnis des Textes als ein Stück *Literatur* ankommen (Interpretation). Dazu gehört auch die sachliche Klärung des Textes sowie seine Einordung in den historischen Zusammenhang.

Die meisten der antiken Texte erfordern eine Behandlung unter allen genannten Gesichtspunkten. So ist eine sprachliche Erklärung nicht ohne gesicherte Textgrundlage, aber andererseits die Texterstellung oft nicht ohne Erörterung der sprachlichen Eigenheiten eines Textes möglich. Literarisches Verständnis setzt einen gesicherten Text und sprachliches Verständnis voraus, ermöglicht jedoch andererseits in bestimmten Fällen erst die Entscheidung über den Wortlaut des Textes und den Sinn bestimmter Ausdrucksweisen.

Für das philologische Arbeiten ist daher das *Zusammenwirken* der für die einzelen Bereiche angemessenen Verfahrensweisen erforderlich. Freilich sind Arbeitsökonomie, das Interesse des einzelnen Philologen sowie die Eigenart der Texte selbst die Ursache dafür, daß zumeist einer der genannten Bereiche in den Vordergrund tritt.

Geht es in der Philologie also darum, „Wortlaut und Sinn von Texten zu erhalten, herzustellen und wiederzuerkennen"[6] (R. Pfeiffer), so erreicht sie im Wiedererkennen, d.h. *Verstehen des Sinns,* ihr eigentliches Ziel. Es ist nach H. Patzer „der begründete Aufweis dessen, was ein gegebener literarischer Text eigentlich meint".[7] Diesen Aufweis bezeichnet man in der Philologie traditionellerweise als *Interpretation.* Ihr dienen sowohl die Bewahrung bzw. Herstellung des Textes wie seine sprachliche Erklärung. In diesem Sinn hat A. Böckh – der Terminologie wie der Sache nach Schleiermachers Hermeneutik verpflichtet – die Philologie bestimmt als „Erkennen des vom menschlichen Geist Produzierten, d.h. Erkennen des Erkannten".[8] Wie solches Verstehen von Sinn möglich sei, wird innerhalb der *Hermeneutik* zu begründen versucht (vgl. u. Kap. 4.1.1).

Bei der Interpretation gilt es, mehrere Arten von *Zusammenhängen* (Kontexten) zu berücksichtigen. „Philologie ist die Kunst, aus dem Zusammenhang zu verstehen"[9] (Gadamer). Einer dieser Zusammenhänge ist der historische Kontext. Deshalb muß die Philologie sich unter anderem auch historischer Methoden bedienen. Daraus folgt jedoch nicht, daß man Philologie mit Geschichte gleichsetzen dürfte, wie man im 19. Jahrhundert oft glaubte betonen zu müssen,[10] solange die Geschichte als die Königin der Wissenschaften galt und der Rang einer Wissenschaft nach ihrer Nähe zur Geschichte beurteilt wurde.

Philologie kann sich auf bestimmte Gegenstände spezialisieren. So sind Texte in *griechischer und lateinischer Sprache* aus dem Altertum (der Zeit bis etwa zur Mitte des 6. Jahrhunderts nach Christus) Gegenstand der Klassischen Philologie.

Die Klassische Philologie hat daher einen wichtigen Platz im Rahmen einer umfassenden *Altertumswissenschaft* bzw. einer Wissenschaft von der Kultur des Altertums, insofern sie „Sprachschöpfungen anderer Zeiten und Kulturen zugänglich halten und unverfälscht bewahren soll".[11] Andererseits helfen ihr bei der Lösung ihrer Probleme die Ergebnisse der übrigen Disziplinen der Altertumswissenschaft, wie Sprachwissenschaft, Alte Geschichte, Religionswissenschaft und Archäologie. Aber beides besagt nicht, daß Klassische Philologie und Altertumswissenschaft identisch wären.

Man kann Philologie bestimmen als „Erforschung der kulturellen Entwicklung eines Volkes auf der *Grundlage* seiner Sprache und Literatur"[12] (Irmscher), doch wäre eine Bestimmung ihres Tuns als „Study of a Civilisation"[13] (West) nicht genau genug. Auch Wilamowitz hat, gemessen an heutiger Praxis und heutigem Sprachgebrauch, das Objekt der „Philologie" (er meint die „Klassische Philologie") zu weit gefaßt, wenn er es als „die griechisch-römische Kultur in ihrem Wesen und allen Äußerungen ihres Lebens" bestimmt.[14]

F. A. Wolf hatte als Zweck seines „Philologischen Seminars" angegeben „brauchbare Schulleute für die oberen Klassen literarischer Schulen oder Gymnasien zu ziehen".[15] Wilamowitz sprach sich dann sehr pointiert gegen solche Zwecke eines Philologischen Seminars aus: „Schulamtskandidaten kennen wir auch jetzt nicht darunter (sc. unter unseren Zuhörern): wir kennen nur Studierende der Philologie ... ob die Schule an der Philologie hängt, ist die Frage, die ich nicht erörtere: daß die Philologie nicht an der Schule hängt, steht doch wohl außer Frage." Der Sprachgebrauch der deutschen Gegenwartssprache mutet wie ein ironischer Kommentar zu Wilamowitz' Äußerung an: Weil die überwiegende Mehrheit der Philologen als Lehrer tätig sind, und weil die Philologen unter den Lehrern der Gymnasien die Mehrheit stellten, konnte „Philologe" zur Berufsbezeichnung des Gymnasiallehrers werden und ein Verband von Gymnasiallehren sich als „Philologenverband" bezeichnen.

Ob die Klassische Philologie noch immer das Attribut „klassisch" beanspruchen solle, ist seit längerer Zeit umstritten. Der Begriff „klassisch" enthält mehrere Bedeutungskomponenten, die sich theoretisch unterscheiden lassen, sich im aktuellen Sprachgebrauch aber ununterscheidbar verbinden, wobei je nach Zusammenhang eine bestimmte Komponente dominieren kann.

Die Ursprünge des Wortes „klassisch" liegen im römischen Bereich.

Dort konnte als *classicus* ein Angehöriger der ersten Vermögensklasse, d.h. der obersten sozialen Stufe, bezeichnet werden. Diese Rangbezeichnung konnte auf Philosophen oder Schriftsteller[16] übertragen werden. Dabei hat die Tatsache eine Rolle gespielt, daß von den Alexandrinischen Philologen bestimmte Schriftsteller aus den verschiedenen Gattungen einer Gruppe der Besten zugeordnet wurden.[17] Hier bezeichnet der Begriff „klassisch" also einen hohen Grad von *Qualität*.

Zwei weitere Aspekte sind für den modernen Wortgebrauch wichtig. Der eine findet sich in der Renaissance, etwa bei dem französischen Humanisten G. Budé im 16. Jahrhundert (vgl. u. Kap. 1.2), wo als *classici* die in der *Schule* gelesenen Autoren bezeichnet werden. Das waren für die Renaissance vor allem antike Autoren. Aufgrund ihrer Qualitäten galten diese Autoren auch als *vorbildlich*. Der Sinn des Normgebenden, Vorbildlichen, Mustergültigen ist eine der wesentlichen Komponenten des Begriffs „klassisch".

Die andere Nuance des Begriffs „klassisch" hat für die Klassische Philologie nur mittelbar eine Rolle gespielt: Wo die hohe Qualtität einer Erscheinung im Rahmen eines Entwicklungsprozesses betrachtet wird, ergibt sich die Verwendung des Wortes „klassisch" für eine Zeit der „Blüte" oder „Reife" als Phase der höchsten Leistung innerhalb historischer Entwicklungen auf den verschiedensten Gebieten. Man kann daher von einer englischen, französischen oder deutschen Klassik sprechen, dabei Erscheinungen der Kunstgeschichte oder der Literaturgeschichte im Auge haben, im letzteren Bereich etwa in Deutschland eine Weimarer Klassik und eine Staufische Klassik unterscheiden, schließlich aber auch von Höhepunkten philosophischer, wissenschaftlicher und politischer Entwicklungen, beispielsweise von einer „klassischen" Epoche des Historismus (!) sprechen.

„Es war ein folgenreicher, aber auch fragwürdiger Schritt, daß um 1800 das griechisch-römische Alterum *en bloc* als ‚klassisch' erklärt wurde. In dieser Auffassung des Neuhumanismus liegt der Grund für die Bezeichnung ‚Klassische Philologie'."[18]

Als Folge der hohen Schätzung von Kunst und Literatur der Griechen kam es im 19. Jahrhundert zu einer allseitigen historischen Erforschung der griechischen und auch der römischen Antike. Sie mündet – entgegen den ursprünglichen Intentionen – in einer durchweg historistischen Sicht der Antike: Die Antike wird als eine historische Erscheinung neben anderen ohne Vorrang oder Mustergültigkeit betrachtet. Damit schien die mit antiken Texten befaßte Philologie ohne jede Berechtigung, ihre Gegenstände oder sich selber als klassisch zu bezeichnen. So betitelt Böckh seinen Versuch einer systematischen Darstellung „Enzyklopädie und Methodologie der *Philologischen* Wissenschaften", und Wilamowitz beginnt seine Geschichte der Philologie mit den Worten „Die Philologie,

die immer noch den Zusatz ‚klassisch' erhält, obwohl sie den Vorrang, der in dieser Bezeichnung liegt, nicht mehr beansprucht, wird durch ihr Objekt bestimmt, die griechisch-römische Kultur in ihrem Wesen und allen Äußerungen ihres Lebens."[19]

Aus dieser Sicht muß eine „klassische" Philologie in gewissem Sinn als ein Paradoxon erscheinen. Nietzsche formuliert dieses Paradoxon in „Wir Philologen": „1. Alle höhere Erziehung muß eine historische sein ... 2. Mit der griechischen und römischen Antike steht es anders als mit allen anderen, nämlich klassisch." Aber dem Klassizismus neuhumanistischer Prägung sagt Nietzsche ebenso entschieden ab wie dem Historismus.

Nicht in einer Absage nach beiden Seiten, sondern in einer neuen Verbindung der beiden Pole versucht W. Jaeger in mehreren Arbeiten[20] eine Restauration des Ideals von der „klassischen" Antike, ohne dabei die Errungenschaften ihrer historischen Erforschung preiszugeben. Dabei bemüht sich Jaeger wie auch der von ihm zum Teil inaugurierte sogenannte „Dritte Humanismus" um den Aufweis gewisser Konstanten im gegenwärtigen Denken und in der modernen Kultur Europas, die in der Antike begründet wurden. Exemplarisch für diesen Versuch steht die Vortragsreihe, die 1930 auf einer Tagung in Naumburg zum Thema „Das Problem des Klassischen und die Antike" gehalten wurde.[21]

Doch hat nach Ansicht Karl Reinhardts die Naumburger Tagung nur erneut das bereits von Nietzsche in seinem Kern formulierte Dilemma verdeutlicht: den Widerspruch zwischen dem klassizistischen Ideal und dem historistischen Betrieb in der Klassischen Philologie, der gekennzeichnet ist durch fortschreitende Spezialisierung und heroische Aufopferung für unabschließbare Großprojekte historischer Forschungsarbeit. W. Jaegers Vermittlungsversuch mußte nach Reinhardt scheitern, da sich „Klassik" eher in Form einer den Absichten der Philologen entrückten „Epiphanie" ereigne als durch Programme einer Fachwissenschaft.[22]

Optimistischer sieht H. Patzer die Möglichkeiten einer letzten Endes doch „klassischen" Philologie:[23] Texte seien für die Philologie von vornherein nicht (historische) Zeugnisse, sondern eigenwertige Gegenstände. Manche davon wollen in sich selbst „gültig" sein und konfrontieren den Leser und Interpreten unmittelbar mit einem „Wahrheitsanspruch". In solchen Texten sind nach Patzer die klassischen Werke zu sehen. Beim Umgang mit ihnen ist Philologie „humanistisch" und darf den Namen „Klassische Philologie" mit Recht führen.

Diesen Namen führt die Philologie, die sich den griechischen und lateinischen Texten des Altertums widmet, faktisch weiterhin. Es gilt jedoch zu erkennen, wie sehr die Bezeichnung *historisch geprägt* ist durch die Anschauungen ihrer Entstehungszeit.[24] Nach W. Marg ist „dieser Name nicht ohne Bedenken, sein Anspruch aber auch nicht ganz ohne Grund".[25] Entscheidendes Kriterium für die Erfüllung dieses Anspruchs

dürfte jedoch sein, wieweit die Klassische Philologie dazu mithilft, daß die antiken Texte der Gegenwart als *lebendig* und *wirksam* gelten können; denn „das Verhältnis der Nachfahren zur Klassik (ist) durch die Aufgabe bestimmt, die ihnen zu ihrer Zeit gestellt ist" (E. Hermes). „Das Klassische ist dasjenige Exemplarische, das mich anspricht, das mein Engagement provoziert" (J. A. Mayer).[26] Welche Texte als „klassisch" gelten dürfen, hängt also auch von denen ab, die sich mit dem potentiell Klassischen beschäftigen, von den Rezipienten und auch den Philologen.[27]

Nach W. Jaeger gibt es so viele Philologien wie Philologen,[28] und in der Tat fällt es schwer, eine verbindliche „philologische Methode" aufzuweisen. Möglich ist jedoch ein Hinweis auf die Probleme und Fragen, die sich aus dem Umgang mit dem Gegenstand „antike Literatur" ergeben haben, sowie auf Verfahrensweisen, die beim Versuch der Lösung dieser Probleme angewendet worden sind. Sichtbar werden Probleme wie Lösungsversuche aus der *Geschichte* der Klassischen Philologie.

1.2. Geschichte der Klassischen Philologie

Die Geschichte einer wissenschaftlichen Disziplin kann Gegenstände, Aufgaben und Methoden in ihrer Entstehung und Entwicklung zeigen. Beides zu kennen, ist keine bloße Frage der Pietät, sondern kann auch als Korrektiv für die zukünftige Weiterentwicklung dienen.[29] Zugleich läßt sich auf diese Weise ermitteln, unter welchen Bedingungen und zu welchen Zeiten „etwas Gültiges" erreicht wurde, „das sich ... als bleibend behauptete oder sogar entfaltete".[30]

Zwar hat es bereits lange vor dem 3. Jahrhundert Erklärung und Kritik von Dichtung, Diskussion über Ursprung und Richtigkeit, Wirkung und Aufbau der Sprache sowie Erörterungen über die Gesetze des Miteinander-Sprechens gegeben, aber all das geschah im Rahmen dichterischer, philosophischer oder politischer Bemühungen, nicht als eigenständiges Verfahren, „die literarische Tradition zu verstehen, zu erklären und wiederherzustellen" (R. Pfeiffer).

Ein solches Verfahren entstand erst, als sich nach 300 in Alexandria ein Kreis von Dichtern um erlesene und gefeilte Sprache bemühte und sich zu diesem Zweck an der Sprache der alten Dichter, vor allem Homers, schulen wollte. Dazu mußten zunächst die Texte von den Entstellungen einer langen Tradition befreit werden.

Als erster hat dies, soweit wir wissen, *Philitas* von Kos versucht, der als „Dichter zugleich und Gelehrter" (ποιητὴς ἅμα καὶ κριτικός) bezeichnet wird. Sein Schüler war *Zenodot* von Ephesos, der erste Homer-Philologe und erste Bibliothekar an der von Ptolemaios II. begründeten und geförderten Forschungsstätte des „Museion" in Alexandria.

Hier wurden Handschriften mit Texten Homers und anderer früherer Autoren gesammelt und verglichen, um die zuverlässigsten zu ermitteln. Schlecht Beglaubigtes oder Verdächtiges wurde notiert, Sprach- oder Sinnwidriges bei der Herstellung des mutmaßlich richtigen Textes zu verbessern versucht. Damit waren die Grundlagen zur *Konstitution tradierter Texte* gelegt.

Als weitere Aufgaben stellten sich der alexandrinischen Philologie 1. die *Erklärung* der Autoren in sprachlicher, metrischer und sachlicher Hinsicht; 2. die *chronologische Einordnung* der Autoren; 3. ihre Zuordnung zu bestimmten *Gattungen;* 4. ihre *Beurteilung* nach sprachlichen und inhaltlichen Kriterien. Dabei bildete man eine Gruppe der besten Autoren: die späteren „Klassiker".

Der Dichter *Kallimachos* nahm sich der *Katalogisierung* der Dichter und ihrer Handschriften an. Der aufgrund seiner universalen Gelehrsamkeit φιλόλογος genannte *Eratosthenes* klärte *chronologische Fragen* und schrieb eine *Monographie* über die attische Komödie. *Aristophanes* von Byzanz besorgte wichtige *Ausgaben* des Homer, des Hesiod und der Lyriker sowie von Trägodien und Komödien. Dabei setzte er *Satzzeichen* und *Akzente* und verwendete *textkritische Zeichen.* Die lyrischen Partien gliederte er nach *Strophen* und *Kola* (Gliederungseinheiten größer als ein Metrum, kleiner als ein Vers). Zu den Tragödien und Komödien verfaßte er *Inhaltsangaben* (ὑποθέσεις). Umfangreiche lexikographische und *grammatische Untersuchungen* hängen mit seiner Herausgebertätigkeit zusammen. Ob er auch Kommentare (ὑπομνήματα) verfaßt hat, ist umstritten. Im zweiten Jahrhundert erklärte *Aristarch* die homerischen Epen aufgrund sorgfältiger Sprachbeobachtungen und umfassender *Stellenvergleiche.*

In einem gewissen Gegensatz zu diesem Verfahren stand die These von *Stoikern* aus Pergamon, man müsse die Dichtung, zumal die des Homer, *„allegorisch"* erklären und neben dem vordergründigen den jeweiligen Hintersinn (ὑπόνοια) ermitteln. Dieses Prinzip, bei dem Kriterien von außen an die Dichtung herangetragen werden, hat sich trotz seiner Erneuerung im Mittelalter und seines Weiterwirkens bis in neue und neueste Zeit in der Klassischen Philologie zu Recht nicht durchgesetzt. Jedoch haben die Stoiker auf dem Gebiet der *Sprachtheorie* und der Grammatik Zusammenhänge erkannt und Begriffe entwickelt, die sich in der Geschichte der Grammatik bewährt oder gar erst neuerdings wieder durchgesetzt haben, wie etwa die Unterscheidung von Sprachzeichen, Sprachinhalt und Sache.

Teilweise auf alexandrinischen, teilweise auf stoischen Grundlagen ruht die griechische *Grammatik* des *Dionysios Thrax* (1. Jh. v. Chr.). Sie will den „normalen Sprachgebrauch der Schriftsteller und Dichter" bieten und umfaßt sechs Teile, die dem richtigen *Lesen,* der *Erklärung* der

dichterischen Wendungen, der *Mythologie*, der *Analogie* und der kritischen Betrachtung der *Dichtung* gewidmet sind. Besonders den Ausführungen über die μέρη λόγου war in der späteren Lehre von den „partes orationis" eine weitreichende Wirkung beschieden.

In der Kaiserzeit wurde diese Grammatik von *Apollonios Dyskolos* (2. Jh. n. Chr.) durch eine *Syntax* ergänzt. *Onomastica* (z. B. von Tryphon) verzeichneten das Vokabular der Schriftsprache, *Kommentare* (z. B. des Didymos zu Euripides) galten der fortlaufenden Schriftstellererklärung, *Lexika* (z. B. von Pollux) erklärten Wörter und Sachen.

Der späteren alexandrinischen Philologie wuchs mit dem *Neuen Testament* als dem Buch der Bücher ein neues Tätigkeitsfeld und damit neue Geltung zu. Einen ersten Höhepunkt erfuhr diese Tätigkeit mit dem Lebenswerk des *Origenes* zu Beginn des dritten Jahrhunderts. Seine Ausgabe des Neuen Testaments zeigt sehr deutlich Einflüsse der Homerphilologie Aristarchs. Bei der Auslegung trat er für eine *Verbindung von grammatischer, moralischer und allegorischer Erklärung* ein. In den folgenden Jahrhunderten wurde die Bibelphilologie vor allem in den Schulen von Alexandria und von Gaza gepflegt. Von Prokopios von Gaza stammt ein laufender Kommentar zur Bibel.

Aber auch eine neue Gefahr erwuchs der Philologie: Da im Umgang mit den heiligen Schriften vielfach zwischen dem buchstäblichen Sinn und dem göttlichen Geist unterschieden wurde, rührt von daher die spätere Neigung zur Unterscheidung zwischen einer „niederen" und einer „höheren" Philologie.

In *Rom*, wo die Philologie bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. heimisch geworden war, stellte sich erstmals das Problem, mit Literatur in einer *fremden Sprache* umzugehen. Es entstanden Fragen der *Übersetzung*, der *Nachahmung* und des *Vergleichs*. Hier in Rom war es auch, wo der Umgang mit den Werken der Dichtung erstmals als Zugang zu Bildung und Wissenschaft und damit als Schlüssel zu einer gewissen Form der „*Humanität*" aufgefaßt wurde.

Q. *Ennius* und L. Aelius *Stilo* sind die ältesten, Stilos Schüler *Varro*, der als Herausgeber, Sprachforscher und Antiquar tätig war, ist wohl der bekannteste Vertreter der römischen Philologie. Aus seinem Werk „De lingua Latina" sind sechs Bücher erhalten. In der frühen Kaiserzeit waren *Verrius Flaccus* als Verfasser eines wichtigen Lexikons, Valerius *Probus*, *Remmius Palaemon* und *Asconius Pedianus* als Herausgeber und Erklärer sowie *Sueton* als Erforscher der griechischen und der lateinischen Sprache tätig.

Kommentierung von Schriftstellern und *Grammatik* (vor allem als Schulgrammatik mit Formenlehre und Syntax) waren in der Spätantike die Hauptgegenstände der römischen Philologie, die nun von den Leistungen ihrer griechischen und römischen Vorgänger zehrte. Das zeigen

etwa die erhaltenen Kommentare von *Porphyrio* zu Horaz, von *Servius* zu Vergil und von Aelius *Donatus* zu Terenz; ebenso die Grammatiken von *Donatus, Diomedes* und *Priscianus.* Donat und Priscian haben den nachhaltigsten Einfluß auf die Grammatikstudien des lateinischen Mittelalters ausgeübt.

Ähnlich wichtig wurden einige lateinische *Übersetzungen* aus dem Griechischen. Hervorzuheben sind die für das Mittelalter maßgebende Bibelübersetzung des Donatschülers *Hieronymus* (die sog. *Vulgata*) und die Aristoteles-Übersetzungen des *Boethius.*

Zwischen der Mitte des sechsten und der Mitte des achten Jahrhunderts findet die Literatur allgemein geringes Interesse. Viele Werke gehen durch die ungünstigen Zeitumstände verloren, zumal auch die Philologie damals einen Tiefstand erreicht. Freilich sind auch in dieser Zeit etwa mit *Prokopios* von Gaza im Osten, *Cassiodor* und *Isidor* von Sevilla im Westen Vermittler von Grammatik und Rhetorik, von antiker Literatur und Bildung tätig. In den *Klöstern* werden alte *Texte abgeschrieben* und zum Teil kommentiert.

Aber erst mit den sogenannten „Renaissancen", um und nach 800, der karolingischen im Westen und der byzantinischen im Osten, wachsen Interesse und Literaturkenntnis, und ein weiteres Mal geht mit dem Aufblühen neuer eigener Dichtung die intensive Beschäftigung mit der tradierten Literatur Hand in Hand. *Beda, Alkuin* und *Lupus* von Ferrière im Westen, *Photios* und *Arethas* im Osten kümmern sich um Texte, Sprache und Literatur der Antike. Lexikalische und grammatische Hilfsmittel werden von neuem geschaffen.

Zwischen dem 10. und dem 13. Jahrhundert entsteht im lateinischen Westen eine große Anzahl von *Abschriften* antiker Texte, aber das Interesse an den Autoren reicht nur stellenweise über den Bereich der Schullektüre hinaus.

Im 12. Jahrhundert entsteht eine Reihe von *Übersetzungen* aus dem Griechischen, besonders in Spanien und Unteritalien, im Rahmen einer Rezeption antiker Literatur und Wissenschaft, vor allem von Recht, Medizin, Rhetorik und Logik. *Alexander von Villa Dei* verfaßt die für die nächsten Jahrhunderte maßgebende lateinische *Grammatik.*

Eigentliche philologische Arbeit wird in dieser Zeit eher im griechischen Osten geleistet: Im 10. Jahrhundert entsteht mit der *Suda* ein neues alphabetisches Lexikon. *Eustathios* überpüft im 12. Jahrhundert den *Text* griechischer Dichter, vor allem Homers, und nimmt in seinem eigenen *Kommentar* positiv Stellung zur Methode der allegorischen Homererklärung. *Tzetzes* kommentiert u.a. Homer, Hesiod und Aristophanes. *Maximos Planudes,* der Latein kann, als Sammler, Lehrer und Exzerptor tätig ist und eine erweiterte Fassung der griechischen Anthologie herstellt, ist verantwortlich für die Sammlung der erhaltenen Schriften des

Plutarch und für die wichtige und berühmte Handschrift Laur. 32, 16 in der Bibliothek des Lorenzo Medici in Florenz.

Kenner der spätbyzantinischen Zeit haben vom späten 13. und frühen 14. Jahrhundert als der *„Byzantinischen Vor-Renaissance"* gesprochen: Ihre Hauptfigur ist *Demetrios Triklinios.* Er schrieb bzw. bearbeitete wichtige *Handschriften* persönlich, studierte gründlich die altgriechische *Metrik* und faßte die Anmerkungen (*Scholien*) neu, die man an den Rand der Texte schrieb und vielfach aus Vorlagen übernahm. Mit seinem methodischen Vorgehen kann er als Vorläufer moderner Editoren gelten. Vor allem für die Euripides-Überlieferung spielt er eine entscheidende Rolle.

Neue Anstöße für die Philologie kamen jedoch von anderer Seite. Wie bei den Dichtern in Alexandria entstand im 14. Jahrhundert auch bei dem jungen Dichter *Petrarca* in Florenz der Wunsch, die große Literatur der eigenen Vergangenheit genauer kennenzulernen. So studierte er Cicero und Vergil, um sich an ihnen zu schulen. Sein Interesse an den alten Autoren wuchs – u. a. rückten Terenz, Livius, Augustinus in sein Blickfeld –, und er beschaffte sich alte *Handschriften.* Kritische Arbeit am Wortlaut der Texte und lebendiges Interesse an ihrem *Inhalt* verbanden sich in einem *„Humanismus"*, dem die antike Literatur als Vorbild für das eigene Wirken gilt. Petrarcas Beispiel macht bald Schule, etwa bei Salutati und Poggio.

Im 15. Jahrhundert hat Lorenzo *Valla* durch sein Eintreten für *Ciceronianisches Latein* eine folgenreiche Wende innerhalb der neuzeitlichen Entwicklung des Lateinischen herbeigeführt. In seinen „Emendationes Livianae" gab er für seine Zeit ein herausragendes Beispiel *textkritischer Arbeit.* Er bewies aufgrund sprachlicher Indizien die *Unechtheit* der Konstantinischen Schenkung und der Korrespondenz zwischen Paulus und Seneca. Kommentierende „Anmerkungen" zum Neuen Testament, *Übersetzungen* des Thukydides und des Herodot sowie eigene philosophische Schriften zeigen die Vielfalt der Interessen Vallas.

Im 15. Jahrhundert setzte zwischen dem griechischen Osten und dem lateinischen Westen ein lebhafter *Handel mit Handschriften* ein, von denen viele in Venedig und Florenz landeten. *Griechische Gelehrte* kamen als Reisende oder Auswanderer nach dem Westen und wirkten hier als Kenner und Lehrer der griechischen Sprache. Es wurden neue *Bibliotheken* gegründet. Das Interesse für die Antike kam auch den historischen und archäologischen Studien zugute.

Zwischen *Wissenschaft und Schule* entstanden neue Verbindungen: Die Schule wies durch den Lateinunterricht den Weg zu den anerkannten antiken Quellen des Wissens und verbreitete die Nachahmung des Ciceronianischen Stils. Die um 1460 abgefaßte lateinische *Grammatik* des *Guarino di Verona* war dazu das geeignete Arbeitsinstrument. Auch erste

griechische Grammatiken und Lehrbücher für den lateinischen Westen entstanden in dieser Zeit.

Die Erfindung des *Buchdrucks* ermöglichte hohe Auflagenziffern von Textausgaben. Für die Erstausgaben (*editiones principes*) wurden allerdings oft nicht die besten, sondern die gerade erreichbaren Handschriften als Grundlage benutzt. Neben den Ausgaben entstanden Erklärungen zu Einzelstellen (*Miscellanea*) sowie *Monographien* über einzelne Schriften antiker Autoren, *Kommentare* nur spärlich und relativ spät.

Um 1500 widmete sich zunächst in den Niederlanden, dann in Paris, schließlich in Basel *Erasmus* von Rotterdam dem Studium der Bibel und der Kirchenväter. Dabei kam er zu der Auffassung, daß geistige Renaissance und moralische Kultur bei der Sprache beginnen müsse. Aufgrund umfassender *Sprachkenntnisse* verbesserte er Texte der Bibel, der Klassiker und der Kirchenväter. Er vertrat die Auffassung von der Zurückführbarkeit der handschriftlichen Überlieferung auf einen einzigen *Archetypus* und legte seine methodischen Einsichten in der „Methodus" betitelten Einleitung zu seiner Ausgabe des Neuen Testaments von 1516 vor, wo er die Aufgaben des Editors, des Sprachkundigen und des Antiquars beschreibt. Sorgfalt im Detail und umfassendes Wissen verbinden sich in der von Erasmus vertretenen *„ars critica"* des Philologen.

Erasmus' Einfluß reicht weit. Sein Text des Neuen Testaments wurde Grundlage der *Übersetzung Luthers.* In der Exegese vertrat Luther, strenger als Erasmus, die ausschließlich grammatische Erklärung und formulierte mit der Formel „scriptura sacra sui interpres" das hermeneutische Prinzip des *Philologischen Zirkels:* Der Sinn des Einzelnen und der Sinn des Ganzen hängen voneinander ab und erhellen sich gegenseitig. Unter Erasmus' Schülern ragte *Beatus Rhenanus* (1485–1547) hervor, Herausgeber und Kenner römischer *Geschichtsschreiber.* Mit Johannes *Reuchlin* stritt Erasmus um die richtige *Aussprache* des Griechischen, das nun zunehmend in Deutschland studiert und vermittelt wurde, besonders durch Reuchlins Neffen Philipp *Melanchthon.* Während sich Erasmus' dem Altgriechischen nähere Aussprache im größten Teil Europas durchsetzte, hielt man in Deutschland – wie in Italien – unter Reuchlins und Melanchthons Einfluß bis um 1800 an einer dem neueren Griechischen näheren Aussprache fest.

Etwa gleichzeitig mit Erasmus lebte der vielseitige französische Philologe Guillaume *Budé* (1468–1540). Er reflektierte die Fundamente philologischer Wissenschaft in „De philologia" und trug entscheidend bei zur Gründung des *Collège Royal* in Paris, einer großzügig dotierten Stätte der Begegnung und Forschung.

Lektor am Collège Royal war Jean *Dorat* (1508–1583), von dem wichtige Anregungen vor allem auf dem Gebiet der griechischen Dichtung ausgingen. In seine Zeit fiel die Gründung der *Königlichen Presse* (1541),

die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts unter der Drucker-Dynastie der *Stephani* (Étienne) stand: Robert Stephanus druckte hier u. a. seinen „Latinae Linguae Thesaurus", Vorläufer des „Forcellini" und des modernen „Thesaurus Linguae Latinae", sowie eine Ausgabe des Neuen Testaments (1550) mit dem Text des Erasmus. Roberts Sohn, Heinrich Stephanus, druckte über 70 Ausgaben griechischer Texte, darunter als Sensation die zunächst für echt gehaltenen „Anacreontea" (1554) und eine Platon-Ausgabe (1578), die noch heute für die Seitenzählung der Platonischen Dialoge bestimmend ist. Unter seinen eigenen Werken sind der „Thesaurus Graecae Linguae" in 5 Bänden (1572) und die „erste Geschichte der klassischen Philologie" (Pfeiffer) mit dem Titel „De criticis veteribus Graecis et Latinis" (1587) hervorzuheben.

Nach Paris ans Collège Royal kam Mitte des 16. Jahrhunderts auch der Sohn Julius Caesar Scaligers, dessen „Poetices libri septem" zwei Jahrhunderte klassizistischer Dichtungstheorie bestimmten, Joseph Justus *Scaliger*. Seine hervorragende Kenntnis des alten Lateins kam seinen *Ausgaben* lateinischer Dichter zugute, historische und juristische Studien der Edition lateinischer *Inschriften*. In immer neuen Ansätzen klärte er Grundprobleme der antiken *Chronologie*. Dabei gelang ihm sogar die kühne *Rekonstruktion* eines verlorenen Teils der Chronik des Eusebios, deren Richtigkeit sich 200 Jahre später bestätigte. Mit seiner Vorstellung von Gruppen *verwandter Sprachen* nahm er einen entscheidenden Gedanken der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts vorweg. Als Scaliger sich schließlich in Leiden niederließ, fand er dort eine Reihe guter Schüler, unter ihnen Hugo Grotius und Daniel Heinsius, und begründete so eine weitreichende Tradition niederländischer Gelehrsamkeit.

Im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts zeigten sich in verschiedenen *Spezialbereichen* der Philologie zukunftsweisende Neuansätze: Richard *Simon* unternahm als Herausgeber des Neuen Testaments erstmals den Versuch einer „*Textgeschichte*", wie sie in der Klassischen Philologie – ohne Beachtung von Simons Leistung – erst im 19. Jahrhundert entwikkelt wurde. Französische Benediktiner der Kongregation des Hl. Maurus stellten in rund hundertjähriger Arbeit die „*Mauriner Ausgabe*" der griechischen und lateinischen *Kirchenväter* her, die Voraussetzung vieler Bände der späteren Migne-Patrologie und für manche Texte die Textgrundlage bis heute. Die französischen Benediktiner *Mabillon* und *Montfaucon* begründeten die Disziplin der lateinischen und der griechischen *Paläographie* in den Werken „De re diplomatica" (1681) und „Palaeographia Graeca" (1708). *Wörterbücher* des nachantiken Lateinischen und Griechischen wurden von *Du Cange* zusammengestellt. Auch die Prinzipien der Editionstechnik wurden weiterentwickelt in *J. Le Clercs* „Ars Critica" (1696).

Fünf Jahre zuvor war die „Epistula ad Millium" von Richard *Bentley* (1662–1742) erschienen, der durch ungewöhnliche Sprachkenntnisse, reiches Wissen und kritische Geistesschärfe bestach und weithin wirkte. Der *Echtheitskritik* hat er durch den Nachweis der Unechtheit und eine umfassende sprachlich-historisch-kritische Untersuchung der dem sizilischen Tyrannen Phalaris zugeschriebenen Briefe ein Beispiel gegeben. Seine Sammlung der *Fragmente des Kallimachos* bedeutet den ersten methodischen Versuch einer Sammlung von Lyriker-Fragmenten. Hier und in seinen *Ausgaben* des Horaz, des Terenz und des Manilius erwies er sich als Meister der Konjekturalkritik, der seine Prinzipien auch theoretisch reflektierte. Sein Versuch über die *Metrik* des Terenz brachte erstmals Licht in das metrische System der lateinischen Dramatiker. Bei seinen Studien zur griechischen Sprache entdeckte er das in der schriftlichen Überlieferung der Homerischen Gedichte verlorene F („Wau" bzw. *Digamma*, gesprochen wie deutsch w).

Bald nach Bentleys Tod las *J. J. Winckelmann* die griechischen Dichter, die ihn für griechische Kunst begeisterten. Daraus erwuchsen Winckelmanns Studien zur „Geschichte der Kunst des Altertums" (1764), durch die er die Griechenbegeisterung des deutschen Neuhumanismus initiierte, gleichzeitig aber auch die historische Forschung befruchtete. Eine Erneuerung der Klassischen Philologie, aber auch ihre Entwicklung zur historisch orientierten Altertumswissenschaft, gingen von hier aus.

Winckelmanns Grundgedanken, Bentleys philologische Grundsätze und die Lehre des Göttinger Philologen Chr. G. Heyne wirkten auf *Fr. A. Wolf*. Wolf versuchte in seinen „Prolegomena ad Homerum" (1795), methodisch die *Geschichte eines antiken Textes* als Grundlage für die Beurteilung der Handschriften-Lesarten und für die Text-Edition zu entwickeln. Dabei zeigte sich, daß keine frühere Überlieferung als die Ausgaben der Alexandriner, wohl aber historische Daten über frühere Geschicke des Textes erreichbar sind. Wolf knüpfte in seiner „Darstellung der Altertumswissenschaft" an Vorstellungen Scaligers und Winckelmanns von einer umfassenden Wissenschaft vom Altertum an. Als ihr Ziel gilt Wolf die Erkenntnis des „antiken Menschen". Dabei war zunächst an die Schönheit und Vorbildlichkeit der Antike im Sinn Winckelmanns gedacht. Diesem Ziel ordnete er seine pädagogischen Absichten zu: In dem von ihm in Halle fest eingerichteten *„Philologischen Seminar"* sollten vor allem *Lehrer* der alten Sprachen für das Gymnasium ausgebildet werden.

F. A. Wolfs „historische" Behandlung Homers hatte *F. Schlegel* zu einer ersten historischen Darstellung der griechischen Literatur angeregt, ausgehend von Homer und von Platon. Dessen Dialoge übersetzte auf Schlegels Anregung *F. Schleiermacher*. Dabei stieß er auf die *Frage der Einheit* der einzelnen Dialoge sowie der Einheit in der *Entwicklung* des

Platonischen *Lebenswerks*. Schließlich reflektierte er, im Anschluß an Ernestis theologische und Asts philologische Interpretationstheorie, die prinzipiellen Möglichkeiten des Verstehens von Texten und sprachlichen Äußerungen überhaupt in einer *Hermeneutik*. Neben der grammatischen Interpretation und der Berücksichtigung des Philologischen Zirkels wird nun die *psychologische* Interpretation wichtig, durch die die Gedanken eines Autors aus dem *Totalzusammenhang seines Lebens* erklärt werden, wobei sich der Zirkel zwischen Leben und Werk durch *Einfühlung* überwinden läßt. In der Distanz zwischen Autor und Leser, nicht der zwischen Vergangenheit und Gegenwart, liegt für Schleiermacher das eigentliche Problem.

K. O. Müller setzte durch seine „Griechische Literaturgeschichte" in anderer Weise F. Schlegels Intentionen fort. Ebenso wichtig sind seine Arbeiten zur griechischen *Mythologie*.

Eine deutliche Wendung zur *Historisierung* der Philologie findet sich in der Tätigkeit von *A. Böckh*, der seine theoretischen Überlegungen in einer „Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften" niedergelegt hat. Da Böckh in λόγος primär die in sprachlicher Gestalt sich äußernde menschliche Erkenntnis in Form einer durch Tradition „vermittelten Kunde" sieht, ist ihm Philologie *„Erkenntnis des Erkannten"*, und als solche identisch mit *Geschichte*. Quellen für diese sind vor allem die Inschriften, die nach Böckhs Anregung nun in großen Corpora gesammelt werden. An einem Text soll nun auch untersucht werden, „wie er zustande kam", nicht nur, wie er besteht oder was er meint. „Compositionsweise" wird jetzt als *Entstehungsweise* aufgefaßt, wie sich an Böckhs Untersuchungen zu Pindar zeigt. Diese Entstehungsweise gewissermaßen nachzuschaffen, macht die „Kunst" des Philologen aus, die ihn zu *historischem Verstehen* führt.

Etwa gleichzeitig mit Böckh entwickelt *K. Lachmann* nach Ausgaben lateinischer Elegiker und Studien zum Neuen Testament, anknüpfend an Vorstellungen Erasmus', Scaligers und Bentleys und in Auseinandersetzung mit Zeitgenossen, in seinem *Lukrez-Kommentar* (1850) seine *stemmatische Theorie* der Textkritik.[31] Sie blieb bis weit ins 20. Jahrhundert hinein maßgebend und gilt in wichtigen Punkten noch heute.

Auf die Anregungen Lachmanns und des dänischen Philologen Madvig geht es zurück, daß um die Jahrhundertmitte im Zuge der historistischen Gleichachtung aller Zeugnisse der Antike auch die *römische Literatur* wieder neues Interesse fand. Exemplarisch sind die Arbeiten *F. Ritschls* und der sog. *„Bonner Schule"*: Buecheler, Vahlen, Ribbeck und Haupt schufen für ihre Zeit meisterhafte *Ausgaben* lateinischer, vielfach nur fragmentarisch erhaltener Texte. In der literarischen Erklärung der römischen Autoren spielten freilich zunächst die *griechischen Vorbilder* noch lange die Hauptrolle.

Die Bearbeitung der *Grammatik* galt zunächst nach wie vor als Aufgabe der Philologie: *G. Hermanns* „De emendanda ratione linguae Graecae" und *K. Reisigs* „Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft" sind Beispiele dafür. Beide hielten die Grammatik für ein selbständiges Teilgebiet innerhalb der Philologie.

Mit dem Aufkommen der *vergleichenden Sprachwissenschaft* trat eine Entfremdung und schließlich die institutionelle *Trennung zwischen Philologie und Sprachwissenschaft* ein. Die erste Folge war, daß die „wissenschaftliche" Grammatik sich methodisch auf Sprachvergleichung, historische Darstellung einzelner Elemente sowie psychologische Erklärung, inhaltlich auf Laut- und Formenlehre konzentrierte, während die Syntax weitgehend den Gymnasiallehrern als Praktikern des Sprachunterrichts überlassen blieb. Die Philologie selbst zog sich weitgehend von der Grammatik zurück. Auf die *Schulgrammatik* – exemplarisch faßbar in den maßgebenden Werken von *R. Kühner* (Griechische Grammatik 1834, Lateinische Grammatik 1877–1879) – wirkt die Tradition der logischen Grammatik, vermittelt zum einen über G. Hermann und die griechische Grammatik von Matthiä, zum anderen durch W. von Humboldts Sprachtheorie und K. F. Beckers, Satzgliedsystem.[32] Für die Philologie brauchbare *Grammatiken aus der historischen Schule* der Sprachwissenschaft sind nicht vor dem 20. Jahrhundert entstanden.

Die historistische Richtung der Philologie erreicht ihren Höhepunkt bei *U. von Wilamowitz*. Er hat F. A. Wolfs Gedanken der *Textgeschichte* auf griechische Tragödie und Bukoliker angewandt. Griechische Tragödie und Komödie, Hellenistische Dichtung, frühgriechische Lyrik und Platon werden von ihm in *Ausgaben, Kommentaren* und *Monographien* behandelt. Die griechische *Metrik* stellt er auf neue Grundlagen. *Philologie und Altertumswissenschaft* werden nach Wilamowitz nicht von einer Methode wie bei A. Böckh, sondern von ihrem *Objekt* her als *identisch* bestimmt: das gesamte griechisch-römische Altertum soll, vor allem auf der Grundlage von Texten, streng urkundlich im Detail und schließlich im Ganzen vergegenwärtigt werden. Analytische Forschung dient der Kenntnis der Einzelerscheinung, synthetische der der *gesamten Entwicklung der Kultur des Altertums*. Andererseits versucht Wilamowitz die Spezialisierung aufzuheben in der *„Interpretation"* als Vermittlung fachgerechten Verstehens an den *Nichtfachmann*. Ihr Ziel ist nicht Erkenntnis, sondern *„Verlebendigung"*, wobei auch zeitgemäße Aktualisierung legitim ist.

Früh schon setzt die *Kritik* an den historistischen Tendenzen der Philologie ein: Bereits *G. Hermann* hatte den *Unterschied zwischen Philologie und Geschichte* betont und eine eher philosophische als historische Auffassung von Grammatik vertreten; *F. G. Welcker* legt Wert auf die Bedeutung des *„classischen" Altertums* und seiner Erscheinungen. Schärfste

Kritik am Historismus übt *F. Nietzsche:* Statt zu fragen „Was sind wir der Wissenschaft?", fragt er „Was ist uns die Wissenschaft?" Der Geschichte weist er klar ihren Platz zu: „Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen." Im Namen seiner eigenen Theorie vom *Vorrang des Lebens* kritisiert er historistischen Wissenschaftsbetrieb ebenso wie nur historisch belehrenden Schulunterricht.

Für den *Schulunterricht* war das Griechische um 1800 durch die Vertreter des Neuhumanismus (F. A. Wolf, W. von Humboldt) besonders favorisiert worden. Der Unterricht im Lateinischen, bis dahin als Sprache der Wissenschaft und der Tradition gelehrt und gelernt, hatte im 19. Jahrhundert neben seiner Aufgabe als Vorbereitung für die Lektüre der antiken Autoren die Funktion erhalten, Sprache „als Form sichtbar werden" zu lassen (W. von Humboldt)[33] und so formales Denken sowie schriftliche und mündliche Ausdrucksfähigkeit zu schulen, vor allem – nach dem Lehrplan Süverns von 1813 – durch „die Übung im eigenen Gebrauch der Fremdsprache", die „gleichberechtigt neben der Lektüre steht".[34]

Dies blieben im 19. Jahrhundert die Hauptziele des lateinischen Unterrichts. Erst Ende des Jahrhunderts werden Anforderungen und Umfang eingeschränkt: Der lateinische Aufsatz wird abgeschafft, die Stundenzahlen gekürzt. Griechisch ist seit 1900 nicht mehr für alle Abiturienten verbindlich. Damit war das Gymnasialmonopol aufgehoben, und in einem differenzierten Schulsystem konnten die Eigenarten der verschiedenen Schultypen betont werden. Gegenüber der sprachlich-formalen Schulung – nun eher als „grammatische" denn als „logische" bezeichnet – rückt jetzt die Lektüre der antiken Autoren wieder ins Zentrum und behält diese Stellung lange Zeit. Erst neuerdings wird das – aufgrund neuer Voraussetzungen einer neuen Situation – wieder diskutiert.

Nach dem Ersten Weltkrieg zunächst umstritten, erhält der Altsprachliche Unterricht, insbesondere der griechische, einen gewissen Auftrieb durch den „Dritten Humanismus", dessen Programm für die Schule in seinen wissenschaftlichen Überzeugungen wurzelte.

Von anderer Grundlage aus als Nietzsche zieht W. Jaeger im frühen 20. Jahrhundert die historistische Position in Zweifel. Er tritt für das „klassische" bzw. „humanistische" Element in der Philologie ein. Während der Historiker die Texte als Quelle im Dienst einer Erkenntnis des historisch Gewesenen auffasse, dienten sie dem Philologen als Selbstzweck, um ihre *Wahrheit zu verstehen* und ihre *Gültigkeit* anzuerkennen. Philologie soll *verstehende Geisteswissenschaft* im Sinne Diltheys sein. Primär verstehbar sind *Ideen* und *Intentionen* eines Werkes, und damit sein *„Anspruch"*. Freilich müssen – im Rahmen einer Geistesgeschichte – die Ideen verstanden werden in ihrer historischen Eigenart, ihrem historischen Zusammenhang, vor allem aber in ihrer *historischen Wirkung*, die sich, mit Hilfe der Philologie, auch auf die Gegenwart

erstrecken soll. Intendiert ist solche Wirkung nach Jaegers Meinung bereits durch die Griechen selber: Die Idee der Bildung (Paideia) beherrsche ihr Denken durchweg und ermögliche alle Humanismen und Bildungs-Renaissancen: Es gehe darum, daß „die Werke der Großen immer wieder der Zeit vorgehalten werden".

Die praktische philologische Arbeit entspricht auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur bedingt den programmatischen Äußerungen. Bemerkenswert ist zunächst der Materialzuwachs, der sich durch ägyptische *Papyrusfunde* ergab und u.a. größere Teile einiger Menander-Komödien ans Licht brachte. Die *Papyrologie* entwickelte sich als eigener Forschungszweig.

Die Praxis der *Edition* wird verfeinert. Exemplarisch sind etwa *Housmans* Lukan- und Manilius-Ausgabe oder E. Schwartz' Eusebios-Edition. Auch die *Theorie der Textkritik* wird diskutiert, zunächst in E. Fraenkels Gnomon-Besprechung der Lukan-Ausgabe Housmans (1926); dann folgt auf P. Maas' systematische Darstellung der *stemmatischen Theorie* deren Diskussion durch G. Pasquali,[35] vor allem im Hinblick auf die Frage der *kontaminierten Überlieferung*.

Um 1900 wurde das umfassende Wörterbuchunternehmen des *Thesaurus Linguae Latinae* begründet. Daneben entstehen wichtige *Begriffsuntersuchungen*, wie etwa die R. Heinzes zu „fides" und „auctoritas" oder im Griechischen die Arbeiten B. Snells zur dichterischen und philosophischen Ausdrucksweise (vgl. u. Kap. 2.2.2). Kühners *Grammatiken* werden durch Gerth bzw. Stegmann neu bearbeitet und bilden die wichtigsten systemorientierten Darstellungen der Syntax, zu denen später Wackernagels „Vorlesungen über Syntax" hinzutreten. Auch aus der historischen Schule entstehen nun für Philologen brauchbare grammatische Darstellungen: F. Sommers „Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre" und „Syntax der Schulsprachen"; die Neubearbeitung der lateinischen Grammatik von Stolz/Schmalz durch Leumann/Hofmann, die 1928 die erste *historische Syntax* des Lateinischen bringt, sowie Schwyzers Griechische Grammatik (vgl. u. Kap. 2.2.3). Von J. B. Hofmann stammt auch das grundlegende Werk zur lateinischen *Umgangssprache*. E. Löfstedt (und in seinem Gefolge die Schwedische Schule) untersucht syntaktisch-stilistische Fragen unter Einbeziehung der Sprachgeschichte und der Sprachschichten (vgl. u. Kap. 2.3).

E. Norden[36] hatte *Form-* und *Gattungszusammenhänge* (Gebetsformen, Ethnographie, Kunstprosa, Jenseitsvorstellungen) untersucht und seine Ergebnisse auch dem Einzeltext (*Kommentar* zu Vergil, Aeneis VI) und der *Literaturgeschichtsschreibung* zugute kommen lassen; F. Leos Arbeit galt, neben Ausgaben, dem Werk einzelner *Autoren* sowie der Literaturgeschichte: Seine Darstellung der archaischen römischen Literatur ist unübertroffen.

R. Heinze vollzog bei der *Analyse* von Texten den Übergang von der Frage nach der *Herkunft der Elemente* (z.B. in Horazens Satiren) zur Frage nach ihrer *Leistung* als Baueinheiten einer Komposition, die insgesamt den Geist ihres Verfassers repräsentiert, wie der Vergleich Homer-Vergil zeigen kann (Vergils epische Technik; vgl. u. Kap. 4.2.3). Die Frage nach der *Originalität* der Römischen Literatur tritt nun hervor, bei Heinze, bei E. Fraenkel („Plautinisches im Plautus") und schließlich bei F. Klingner. Er verbindet mit der Frage nach dem Römischen die nach der *Einheit* im geistigen Gehalt und der künstlerischen Gestalt in Arbeiten zu Boethius, Prudentius, Vergil und Horaz. Darüber hinaus stellte Klingner auch entschieden die Frage nach der Einheit eines künstlerischen *Lebenswerks* (vgl. u. Kap. 4.2.3 und 4.3.1).

Gerade die Frage nach der Einheit in Einzelwerk und Lebenswerk wurde auch für die griechische Philologie nun zunehmend wichtig: W. Jaeger stellte sie für die Entwicklung des Aristoteles, P. Friedländer für Platon, K. Reinhardt für Homer und Sophokles, W. Schadewaldt für Pindar und Homer. Auch in der griechischen Philologie ging es um Fragen der Eigenart, wobei nun auch zunehmend die Distanz zwischen griechischen und modernen Auffassungen hervortrat. Exemplarisch war diese Tendenz bereits bei T. von Wilamowitz' Untersuchungen zur dramatischen Technik des Sophokles deutlich geworden, wenn der Sohn, im Gegensatz zur aktualisierenden Verfahrensweise des Vaters, die fremdartige Weise der psychologischen Darstellung hervorhob. K. von Fritz hat sehr deutlich auf diese Eigenart der griechischen Literatur („zwischen Fremdheit und Vertrautheit") als einen der Hauptgesichtspunkte der damaligen Forschung hingewiesen.[37]

Ein Teil der zuletzt genannten Arbeiten gehört in die dreißiger Jahre. Der Zweite Weltkrieg kann auch in der Geschichte der Klassischen Philologie als die Zäsur angesehen werden, jenseits derer die unmittelbare *Gegenwart* beginnt.

1.3. Gegenwärtige Situation der Klassischen Philologie

Die Klassische Philologie tritt in unterschiedlicher Weise in Erscheinung: als wissenschaftliche Disziplin, als Studiengang und als Fachgebiet, das von einem bestimmten Personenkreis in der Gesellschaft vertreten wird. Da die beiden ersten Aspekte den Hauptinhalt dieses Buches bilden,[40] soll hier noch kurz die Stellung der Klassischen Philologie nach außen, im Rahmen der Gesellschaft skizziert werden. Hier steht die klassische Philologie gegenwärtig in einer kritischen Phase. In der Öffentlichkeit besteht vielfach Gleichgültigkeit ihr gegenüber. Sie muß sich mangelnde Aktualität, ja Wirklichkeitsflucht und gewisse Formen der „Verinnerli-

chung" vorwerfen lassen, womit sich eine Tendenz zur Erbaulichkeit (statt zur Emanzipation) sowie oft Anfälligkeit für beliebige Ideologien verbinde.[41] Die Gleichgültigkeit gegenüber der Klassischen Philologie ist wohl teilweise begründet in der Relativierung der Gegenstände des Fachs durch den Historismus, die auf ihre „*Vergleichgültigung*"[42] hinausläuft sowie auf eine gewisse „*Distanzierung*". Eine historische Betrachtung entzieht ihre Gegenstände notwendig zunächst dem vertrauten Umgang oder dem aktuellen Interesse und rückt sie in eine fremde Umgebung. Hinzu kommt auf der Seite des „Publikums" oft mangelnde historische Aufgeschlossenheit.[43]

In bezug auf diese Punkte ist der Philologie als *Disziplin* kein Vorwurf zu machen. Die entscheidende Frage ist, ob ihre *Vertreter* bei der Vermittlung des Fachs einer realitätsfernen Gesinnung anhängen, auf die die genannten Vorwürfe zutreffen. Die Frage ist für die Gestaltung von Studienordnungen und Lehrplänen, aber auch für die Wirkung von Lehrveranstaltungen, sowie insbesondere für die Rolle des Griechischen und Lateinischen in der Schule wichtig. Gerade diese Rolle sowie Wert und Motivationskraft der Fächer werden gegenwärtig gründlich diskutiert. Die Auseinandersetzung darüber ist ein Hauptgegenstand der Diskussion der Lernziele im Rahmen der neuen Didaktik (vgl. u. Kap. 5).

In diesen Problemen zeigt sich, daß das von Nietzsche formulierte und nach ihm immer wieder aufgegriffene Dilemma zwischen Historismus und Humanismus auch für die gegenwärtige Situation der Klassischen Philologie bestimmend ist. Es tritt im einzelnen auf in der Differenz zwischen Texten als historischen Erscheinungen und ihrem Anspruch auf Stellungnahme, zwischen historischer und aktualisierender Interpretation (bzw. hermeneutischer Explikation und Applikation; vgl. u. Kap. 4.1.1), zwischen Altertümern selbst und ihrer Bedeutung für die Gegenwart, zwischen theoretischem Wissen und praktischem Umgehen mit diesem Wissen. Läßt sich unter dem Aspekt des Bezugs zur Gegenwart das Tun der Klassischen Philologen einsichtig begründen und zeigen, daß Philologie auch der „Sinngebung der lebendigen Gegenwart dient"[44] und in der Lage ist, „zukunftsorientierte Handlungsbezüge" herzustellen?[45]

Solche Nachweise werden gerade in jüngster Zeit von verschiedensten Seiten versucht. Dabei wird zugegeben, daß man die Beschäftigung mit antiker Sprache und Literatur nicht als schlechthin nötig oder als vordergründig aktuell erweisen kann. Auch mit der Kategorie des handfest „Brauchbaren" ist hier nicht zu argumentieren. Aber die Klassische Philologie und die Beschäftigung mit ihren Gegenständen könnte sich, ähnlich wie bei anderen historischen Geisteswissenschaften, für eine „Entschränkung" des auf die Gegenwart beschränkten Horizonts als sinnvoll erweisen, wenn die im Prinzip beliebig erweiterbaren und ungebundenen Erkenntnisse der Wissenschaft an Lebensbezüge gebunden werden, so

daß sie im Rahmen von Analysen und Gestaltungsversuchen der Gegenwart mithelfen, enge und gebundene Standpunkte zu überwinden.[46]

Nachdem frühere Theorien über Verbindlichkeit und Vorbildlichkeit, über Wahrheit und Schönheit der Antike ihre Gültigkeit eingebüßt haben, versucht man in der Gegenwart, durch zeitgemäßere Gesichtspunkte den Sinn der Beschäftigung mit antiken Texten nachzuweisen.

Einer dieser Versuche ist die „*Modelltheorie*", wie sie etwa von W. Schadewaldt vertreten wurde.[47] Nach ihr weist die Antike Elemente der Vorläufigkeit auf, die auf Verwirklichung in späterer Zeit angelegt sind, wobei sich eine gewisse *Analogie* zwischen Erscheinungen und Strukturen der antiken Wirklichkeit, Literatur und Wissenschaft und solchen der Gegenwart beobachten läßt.

Andere Versuche gehen von der *Kontrasterfahrung* aus, die die Antike durch ihre relative Fremdheit bei grundsätzlicher Vergleichbarkeit vermitteln kann. Nach U. Hölscher[48] kann Beschäftigung mit der Antike als dem „nächsten Fremden" eine sinnvolle Basis für Kritik an Erscheinungen der Gegenwart, Umgang mit griechischer und lateinischer Literatur Vermittlung von „Aufklärung" im weiteren Sinn sein. H. Patzer[49] versucht, den Wert solcher Kontrasterfahrungen gerade im sprachlichen Bereich aufzuweisen.

Das Fehlen der Integration von Erkenntnissen der Einzelwissenschaften in eine Wissenschaft von dem, was für den Menschen gut sei und ihm *Orientierung* in seinem Handeln bieten könne, ist nach K. von Fritz[50] ein wichtiger Grund für die Beschäftigung mit der Antike, da in ihr der Grundsatz gegolten habe, Einzelerkenntnisse in ein *Gesamtwissen vom Menschen* einzuordnen. Aristoteles biete ein Beispiel dafür, wie diese Frage zu behandeln und herrschaftsfrei zu diskutieren sei.

Eine kritische Zusammenfassung und Überprüfung des Standorts der Klassischen Philologie hat R. Kannicht versucht.[51] Nach seiner Ansicht kann und soll die Erkenntnis der *geschichtlichen Bedingtheit* der Gegenstände der Klassischen Philologie sowie die „methodische Elementargrammatik" der historischen Altertumswissenschaft nicht rückgängig gemacht werden. Aber diese Methoden und die gewonnenen Erkenntnisse seien zu „funktionalisieren" und dem *gegenwärtigen Leben dienstbar* zu machen. Zu verwirklichen habe dies primär der einzelne Philologe selber durch die Art seiner Neugier und die Richtung seines Engagements. Bezugspunkt und Ziel unserer Beschäftigung mit der Antike sei aber die Moderne: Nicht „Antike *oder* Moderne", sondern „Antike *und* Moderne" sei die Parole.

Nimmt man all diese Überlegungen ernst, dann hat in der Gegenwart wohl am ehesten eine Klassische Philologie eine Chance, die das in ihrem Namen liegende „Klassische" einerseits auffaßt als dasjenige, „was der bisherigen Kritik gegenüber standhielt" (Gadamer), andererseits als etwas

„in jedem Betracht Lebendiges" (Müller-Seidel).[52] Ihre Vertreter müßten vor allem bereit und fähig sein, im – wissenschaftlichen oder pädagogischen – Gespräch dazu beizutragen, daß den Texten der Antike weiterhin die Möglichkeit erhalten bleibt, lebendig zu wirken. Klassische Philologie hätte demnach eine Vermittlungsaufgabe unter zwei Aspekten: Sie müßte verstehensbereit und -fähig sein gegenüber den antiken Texten und ihrem Sinnpotential, gesprächsbereit und -fähig gegenüber ihren jeweiligen Zeitgenossen. Die Aufgabe der Interpretation als Zentrum der Philologie wäre zu sehen im Rahmen eines Kommunikationsprozesses, in dem Historisches verstanden und der Gegenwart vermittelt werden soll.[53]

2. Der Wortlaut der Texte

Die Grundlage für das Verstehen eines Textes als Sprach- und Sinngebilde ist sein gesicherter *Wortlaut.* Griechische und lateinische Texte sind uns nicht im Original, d.h. einer vom Verfasser eigenhändig vorgenommenen oder zumindest autorisierten Niederschrift zugänglich. Wer einen antiken Text heute in der Ursprache liest, kann zumeist eine moderne *Ausgabe* benutzen. Welches sind die Grundlagen einer solchen Ausgabe, durch welche Verfahren kommt sie zustande, und welche Möglichkeiten der Verwendung bietet sie? Über diese Fragen muß nicht nur ein Herausgeber Bescheid wissen; auch für den Leser und Benutzer sind sie von Interesse.

Da weder Antike noch Mittelalter den Buchdruck kannten, geschah die Verbreitung geschriebener Texte bis ins 15. Jahrhundert durch *Abschriften* (Kopien). Bei diesem Verfahren wird aber im Lauf der Zeit das Original in aller Regel mehr oder weniger entstellt. Da es nun Ziel des modernen Herausgebers ist, einen möglichst authentischen (dem Willen des Autors entsprechenden) Text herzustellen, muß er versuchen, die verschiedenen Entstellungen rückgängig zu machen.

Das erfordert im einzelnen folgende Operationen, die freilich in der konkreten Ausführung vielfältig ineinandergreifen:

1. Man muß die existierenden Abschriften eines Textes *ausfindig machen.*
2. Die Abschriften sind zu *lesen.*
3. Das Gelesene muß historisch-kritisch *beurteilt,* die Abschriften müssen unter Berücksichtigung der Übereinstimmungen und der Abweichungen *verglichen, geordnet* und *gruppiert* werden.
4. Aufgrund der Ergebnisse wird eine optimale *Textherstellung* versucht.

Die Ausgabe sollte den Interessen des Lesers in möglichst hohem Maße entgegenkommen, wobei bestimmte Konventionen zu berücksichtigen sind: Eine kritische Ausgabe gibt üblicherweise Auskunft über die vorhandenen *Textzeugen,* über ihren Wortlaut, über ihre historische Stellung innerhalb der Überlieferung sowie über das Vorgehen bei der *Textherstellung.*

Im folgenden wird versucht, eine knappe Orientierung über die einzelnen Schritte zu geben, wobei auch kurz die Disziplinen zu nennen sind, die für einzelne der genannten Schritte die allgemeinen und systematischen Grundlagen bereitstellen: Codicologie, Paläographie, Textkritik und Editionstechnik.

2.1. Die Handschriften

2.1.1. Ermittlung und Beschaffung des Materials

Zwei Hauptfragen stellen sich dem Herausgeber zu Beginn seiner Tätigkeit: 1. *Welche* Abschriften eines Textes gibt es? 2. *Wo* sind sie zu finden?

Für manche Texte oder Autoren bestehen bereits Zusammenstellungen der existierenden Abschriften, und zwar in der Form von *Listen*, in denen die Textzeugen aufgezählt und vielleicht auch beschrieben werden (Beispiele: H. W. Smyth zu Aischylos, 1933; Spranger zu Euripides, 1939; A. Turyn zu Sophokles, 1944). Ansonsten finden sich die gesuchten Informationen in den Vorreden (Praefationes) bestehender Ausgaben; in Schriften über den Text, soweit sie die Zeugen und die Überlieferung behandeln; in Bibliothekskatalogen; in Literaturgeschichten. Weitere Nachrichten ausfindig zu machen, bleibt dem Spürsinn des Herausgebers vorbehalten. Unbekannte Handschriften zu finden, ist jedoch heute kaum mehr möglich. Freilich fand noch R. Reitzenstein eine alte Handschrift von Proklos' Kommentar zu Platons „Politeia".

Die Materialermittlung führt zumeist auf eine Anzahl mittelalterlicher (evtl. auch antiker oder frühneuzeitlicher) Handschriften, die heute zumeist in größeren *Bibliotheken* wie der Vatikanischen Bibliothek in Rom, der Nationalbibliothek in Paris oder der Bayerischen Staatsbibliothek in München aufbewahrt werden. Vielfach läßt sich der Aufbewahrungsort aus dem Namen der Handschrift erkennen.[1]

Genauere Auskünfte über die einzelnen Handschriften geben die *Bibliothekskataloge*. Meist nach Abteilungen gegliedert, verzeichnen und beschreiben sie die Handschriften der einzelnen Bibliotheken. Register erschließen ihren Inhalt nach Autoren und nach Text-Anfängen. Zugänglich sind die Kataloge in den Handschriftenabteilungen der Bibliotheken. Die Beschreibung einer Handschrift, von Kennern der Handschriftenkunde (Codicologie) verfaßt, enthält Daten, die für die Handschrift als „Buch", für die Schrift und für den Text von Interesse sind. Sie bietet im einzelnen folgende Angaben: Buchform (z.B. „Cod." = Codex); derzeitige Kennzeichnung im Rahmen des Katalogisierungssystems der betr. Bibliothek (z.B. „A. lat. 3208", wobei die Abkürzung für „auctores latini" = „lateinische Autoren" steht); Entstehungszeit (z.B. „saec. X" = 10. Jahrhundert); Beschreibstoff (z.B. „pap." – Papyrus, „membran[aceus]" – Pergament, „bomb[ycina]" – Papier); Format (Höhe und Breite der Blätter in mm); Lagen (z.B. Quaternionen; vgl. u. S. 36); Zahl der Blätter („f." = folia); Zeilenzahl der Seiten; Wasserzeichen u.ä. (für die Datierung von Papierhandschriften wichtig); Schriftform; gegebenenfalls Hinweise auf Illustrationen und Einband; weiter zum Text selbst Blatt-

oder Seitenzahlen der Handschrift, auf denen der jeweilige Text steht (z.B. 103 v[erso] – 208 r[ecto], d.h. von der Rückseite des Blattes 103 bis zur Vorderseite des Blattes 208); Titel; Inhalt; Anfangspartie („inc [ipit]...“); u.U. Teilüberschriften; Schlußpartie („expl [icit]...“, eine vom Aufwikkeln der Papyrusrolle hergeleitete Bezeichnung); schließlich Angaben über Herkunft und Geschichte sowie über Vorbesitzer der Handschrift. Hinzu kommen Angaben über wissenschaftliche Literatur zu der Handschrift und ein Hinweis auf die bisher maßgebende kritische Ausgabe der ganzen Handschrift oder des Einzeltextes.

An den Aufbewahrungsorten der Handschriften kann man die Textzeugen *einsehen* oder sich *Photographien* (in Originalgröße oder als Mikrofilm) bestellen. Für manche Einzelheiten (vor allem aber für mechanische Zerstörungen und materielle Eigenheiten) der Handschriften empfiehlt sich die Autopsie, für andere Zwecke, etwa für immer neue Kontrollen oder das Vergleichen mehrerer Handschriften, ist die Benutzung von Photographien sinnvoller.

2.1.2. Beschreibstoff und Buchform

Papyrus und Buchrolle

Der in der Antike am häufigsten verwendete Beschreibstoff ist *Papyrus*. Er stammte zumeist aus Ägypten. Der ältere Plinius (Naturalis historia XIII 68ff.) berichtet, wie Papyrus bearbeitet wurde: Man legte Streifen vom Stengel der Papyrusstaude nebeneinander und rechtwinklig dazu eine zweite Schicht darüber, verband sie durch Klopfen und Pressen und trocknete sie. Die entstandenen Blätter wurden zu einem längeren Streifen aneinandergeklebt, den man so zu einer *Rolle* wickelte, daß die Horizontalfasern („recto“) innen, die vertikalen („verso“) außen lagen. In späterer Zeit (seit dem 1. Jh. nach Chr.) gab es Papyrus-„Bücher“ auch in Codexform (vgl. u. S. 36). In solchen Papyruscodices aus der Spätantike waren z.B. die jüngst gefundenen Texte von Menander enthalten.

Beschrieben wurde in der Rolle primär die recto-Seite. Dabei war der Text in Kolumnen mit annähernd gleicher Zeilenzahl (zwischen 25 und 45) angeordnet und ohne Worttrennung geschrieben. Die Zeilenlänge war unterschiedlich; durchschnittlich entsprach sie der Länge eines Hexameters. Akzente wurden in griechischen Texten seit hellenistischer Zeit hie und da verwendet. Lyrische Texte sind zunächst ohne Kola-Gliederung und Strophentrennung, dramatische Texte nur mit einfachen Zeichen (–, :) für Sprecherwechsel (ohne Personenbezeichnung) am Rand geschrieben.

Das *Lesen* erforderte ein Aufwickeln der Rolle in der rechten Hand. Die gelesenen Teile wurden in der linken Hand zugewickelt. Zwischen

beiden Händen lag offen die gerade gelesene Kolumne. Vor erneuter Lektüre mußte die Rolle also zurückgewickelt werden, ein unbequemes Verfahren, durch das die Rolle leicht mechanischen Verderbnissen ausgesetzt war.

Mit schriftlichen Aufzeichnungen auf Papyri ist im griechischen Bereich für das sechste Jahrhundert v. Chr. (Homerische Epen, Heraklit), mit Vervielfältigungen und Buchhandel für das fünfte, mit Verlegertätigkeit für das vierte Jahrhundert zu rechnen.[2]

Die *Bedeutung* der Papyri für die Überlieferung der griechisch-römischen Literatur liegt insbesondere da, wo Texte ganz oder fragmentarisch ausschließlich aus Papyri bekannt sind. Dies ist im Bereich der griechischen Literatur der Fall etwa bei der Athenischen Verfassungsgeschichte (Ἀθηναίων πολιτεία) des Aristoteles, bei Werken der frühgriechischen Lyrik (z. B. Sappho, Bakchylides) und bei den Komödien des Menander. Im Bereich der römischen Literatur ist keines der größeren literarischen Werke ausschließlich aus Papyri bekannt, beispielsweise jedoch ein Gedicht über die Schlacht bei Aktium (31 v. Chr.).

Wo antike Papyri neben jüngeren Handschriften Überlieferungsträger sind, sind sie als ältere Textzeugen interessant. Dabei verbürgt jedoch das höhere Alter keineswegs immer bessere Qualität. Vergleiche zwischen Überlieferung auf antiken Papyri und mittelalterlichen Handschriften sind uns möglich z. B. für die „Helena" des Euripides und Platons „Phaidon", für die „Andria" des Terenz und Teile aus dem Geschichtswerk des Livius.

Verwendet wurde Papyrus als Beschreibstoff für literarische Werke bis etwa ins vierte nachchristliche Jahrhundert, für Urkunden bis ins 11. Jahrhundert.

Die modernen *Papyrusfunde* haben sich in mehreren Etappen ereignet: 1752 wurden in Herkulaneum eine Reihe verkohlter, aber zum Teil lesbarer Papyri gefunden, im 19. Jahrhundert gelangen ägyptischen Fellachen hie und da Einzelfunde, seit 1877 machte man in Ägypten Massenfunde in Fayum (dem alten Arsinoe), seit 1895 schließlich wurden systematische Ausgrabungen veranstaltet durch eine in England eigens zu diesem Zweck gegründete Gesellschaft, unter Leitung der Oxforder Papyrologen Grenfell und Hunt.

Da das Bearbeiten und Lesen von Papyri sowie ihre Herausgabe ganz spezielle Probleme stellt und spezifische Kenntnisse erfordert, hat sich als eigene Disziplin die *Papyrologie* entwickelt.

Pergament und Codex

Pergament – eine in Pergamon entwickelte Form von Leder – dient seit etwa dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert gelegentlich, seit dem vierten nachchristlichen Jahrhundert vorwiegend als Beschreibstoff.

Dauerhafter als Papyrus, eignet es sich besser für die in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten aufkommende Buchform des (nach der Form als Holzklotz benannten) *Codex*. Die Codices verwenden Lagen von Doppelblättern, meistens von vier, die 8 Blätter (= 16 Seiten) ergeben und Quaternionen genannt werden; auch Quinionen (5 Lagen = 20 Seiten) wurden verwendet, z.B. bei dem Codex Bodmerianus, einem Papyruscodex des 3. Jahrhunderts, der u.a. Menanders „Samia" enthält.

Durch die Möglichkeit der beidseitigen Beschriftung und der Illustration gewann der *Pergamentcodex* in der christlichen Spätantike den Vorrang unter den Buchformen. Die ältesten erhaltenen Fragmente aus Pergamentcodices mit griechischen Texten stammen aus dem zweiten Jahrhundert nach Chr. (z.B. ein Stück aus den „Kretern" des Euripides). Zwei nahezu vollständig erhaltene Pergamentcodices sind Bibelhandschriften aus dem vierten Jahrhundert (Codex Sinaiticus, Codex Vaticanus). Bedeutende Pergamentcodices mit Werken von Terenz und Vergil stammen aus dem fünften und sechsten, die meisten Codices mit antiken griechischen und lateinischen literarischen Texten aus dem neunten bis zwölften Jahrhundert.

Wo man sich ungebrauchtes Pergament nicht leisten konnte, löschte man im Mittelalter vielfach die ursprünglichen Texte in Pergamentcodices und beschrieb sie wieder neu („*Palimpsest*" bzw. „*Codex rescriptus*", d.h. neu geglätteter bzw. neu beschriebener Codex).[3] Christliche Texte überlagerten dabei in der Regel die alten heidnischen. Diese können jedoch seit dem frühen 19. Jahrhundert wieder lesbar gemacht werden durch chemische Bearbeitung, Ultraviolettphotographie und Anwendung von Fluoreszenzlampen.

Ein Palimpsest ist es, durch den uns größere Teile aus Ciceros „De re publica" erhalten sind. Auch der wichtige Codex Ambrosianus mit Plautus-Komödien ist ein Palimpsest, doch sind die Werke des Plautus daneben auch in anderen Handschriften greifbar. Teile eines Palimpsests mit Werken des Euripides wurden in Jerusalem gefunden und liegen seit 1971 in einer mustergültigen Ausgabe von S. Daitz vor.

Papier

Von chinesischen Gefangenen hatten Araber in Samarkand im 8. Jh. die Technik der Papierherstellung gelernt. Von da an produzierten diese selber im Orient und in Südspanien Papier, das sie auch ins Byzantinische Reich exportierten. Hier wurde Papier arabischer Herkunft seit Mitte des 11. Jahrhunderts, Papier aus italienischer Produktion seit etwa 1250 verwendet. Von dieser Zeit an ging die Verwendung von Pergament stark zurück. Schließlich verdrängte Papier das Pergament.

2.2. Das Lesen von Handschriften

Stehen die erforderlichen Handschriften im Original oder in Abbildungen zur Verfügung, so ist die nächste Aufgabe das *Lesen*. Die Fähigkeit, Handschriften zu lesen, setzt die Kenntnis bestimmter historischer *Schrifttypen* voraus. Sie läßt sich, soweit sie lediglich dem Lesen als praktischer Fertigkeit dienen soll, bei guter Anleitung relativ schnell erlernen. Eine echte Übersicht über die Entwicklung der griechischen oder der lateinischen Schrift in all ihren Verzweigungen zu gewinnen, ist sehr viel schwieriger. Sicherheit läßt sich hier nur durch geduldige Übung und langjährige Praxis erreichen.

Die Geschichte der Schrift ist Gegenstand einer eigenständigen Wissenschaft, der *Paläographie*. Sie beobachtet, beschreibt, vergleicht, ordnet und erklärt die spezifischen Formen einzelner Schriftzeichen und ganzer Schrifttypen in ihrem Zusammenhang und ihrer Entwicklung. Sie ermöglicht es so, Handschriften aufgrund ihrer Schrift mehr oder weniger genau zu datieren, zu lokalisieren und manchmal bestimmten Schreibschulen und sogar individuellen Schreibern zuzuordnen. So wurden etwa durch M. Delisles das Scriptorium von Tours aufgrund von Eigentümlichkeiten der dortigen Schrift, durch G. Zuntz Demetrios Triklinios (14. Jahrhundert), seine Schrift und sein Umkreis genauer erkannt.

Die Paläographie kann aber auch befähigen, „Irrtümer zu verstehen und zu beseitigen, die in die durch Schrift fortgepflanzte *Überlieferung* sich eingeschlichen haben, insofern diese Irrtümer zurückgehen auf ältere oder eigenartige und daher mißverständliche oder mißverstandene Schrift" (Traube). Auch dadurch leistet die Paläographie wichtige Beiträge zur Klärung der Überlieferungsgeschichte antiker Autoren und stellt entscheidende Grundlagen für Textkritik und Editionstechnik bereit. Ein gutes Beispiel bietet F. Brunhölzl für die Lukrez-Überlieferung.[4]

Neben der Paläographie als Wissenschaft von der Buchschrift stehen die *Epigraphik*, die sich mit Inschriften auf festen Beschreibstoffen (z.B. Stein) und ihrer Schrift, sowie die *Diplomatik*, die sich mit Urkunden und ihrer Schrift beschäftigt.

Auch wer nicht selber als Editor tätig ist, sollte die Hauptperioden der Schriftentwicklung kennen und die Haupttypen der griechischen bzw. lateinischen Schrift unterscheiden können. Dazu ist ein kurzer Blick auf die griechische und die lateinische Paläographie nötig.

2.2.1. Griechische Paläographie

Die Griechen übernahmen ihre Schrift von den Phönikern, und zwar ungefähr in der Mitte des achten vorchristlichen Jahrhunderts. Innerhalb

der griechischen Schriftentwicklung von den Anfängen bis zum fünften Jahrhundert hat Kirchhoff vier Gruppen nach lokalen Gesichtspunkten unterschieden. Das *Milesische Alphabet* war es, das kurz vor 400 nach Athen übernommen wurde. Dieses Alphabet hatte folgende Buchstabenzeichen:

ΑΒΙ ΔΕΖΗΘ ⅃ΚΛΜΝ ΞΟΠΡ ΣΤΥΦΧΨΩ

Da diese Schrift nur auf Inschriften greifbar ist, fällt ihre Behandlung in den Bereich der Epigraphik.

In den Papyri lassen sich zwei Schriftgattungen unterscheiden: Die nichtliterarischen Texte sind in einer kursiven *Gebrauchsschrift*, literarische Texte in der sorgfältiger ausgeführten *Buchschrift* geschrieben.

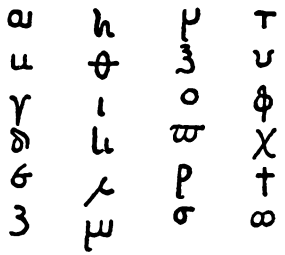
Griechische Buchschrift läßt sich für uns seit den Papyrusfunden des 19. Jahrhunderts bis ins vierte vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgen. Die ältesten Zeugnisse im literarischen Bereich, u. a. der Papyrus mit den „Persern" des Timotheos, aus dem vierten Jahrhundert, sind im sogenannten „*Inschriftenstil*" geschrieben, dessen sorgfältige, eckige Formen der Schriftzeichen (Ε, Σ, Φ), die den Raum zwischen zwei gedachten Linien ausfüllen (Majuskeln), an die Inschriften erinnern.

Die ptolemäische Buchschrift (Unziale) seit dem dritten Jahrhundert verwendet eher Rundungen. Dieser auch „*Ältere Papyrusunziale*" genannten Schrift tritt um 30 v. Chr. die „*Jüngere Papyrusunziale*" im sogenannten „Häkchenstil" gegenüber. Die Buchschrift des zweiten und dritten Jahrhunderts nach Christus ist im sog. „strengen Stil" gehalten. Er zeigt den Gegensatz zwischen sehr breiten und ganz schmalen Buchstaben; einzelne Lesezeichen wie Akzente, Interpunktionszeichen, Apostrophe (in verschiedenen Funktionen) treten auf. Dieser Stil ist Vorläufer des „Bibelstils" („Bibelunziale", „*Ältere Pergamentunziale*"), der durch die berühmtesten Bibelhandschriften repräsentiert wird (s. o.) und einen Ausgleich zwischen schmalen und breiten, kleineren und größeren Buchstaben bringt. Er bietet folgendes Bild:

ΑΒΓΔΕΖΗΘΙΚΛΜ

ΝΞΟΠΡCΤΥΦΧϮω

Die Papyrologie und die Paläographie (Montfaucon, Palaeographia Graeca 1708) interessieren sich neben den kalligraphischen Formen der Unziale auch für die kursiven Formen der Gebrauchsschrift, die wir hier übergehen. Aus Elementen beider hat sich um 800 die kalligraphische *Minuskel* als neue Buchschrift entwickelt. Ihre Ausmaße überschreiten den Raum zwischen zwei Linien, ihre Formen ähneln den späteren „Kleinbuchstaben". Sie zeigt zunächst etwa folgende Formen:



In ihr sind die meisten Handschriften des 9.–15. Jahrhunderts geschrieben. Ihre Kenntnis ist daher für den klassischen Philologen besonders wichtig. Auch die Unzialschrift lebt nach dem 9. Jahrhundert weiter, besonders als Zierschrift sowie in Titelangaben und Randnotizen. Von da her dringen Formen der Unziale wieder in die Minuskelschrift ein; sie sind ein wichtiges Kriterium für die Datierung einer Schrift. Je mehr Unzialformen die Minuskel enthält, um so später ist sie anzusetzen. Es lassen sich ältere (9./10. Jh.), mittlere (11./12. Jh.) und junge Minuskel (13.–15. Jh.) unterscheiden.

Kürzungen, ausgehend von den „Nomina sacra" wie θεός, σταυρός, πνεῦμα, und womöglich von hebräischen Schreibweisen beeinflußt, entwickeln sich; Schnörkel nehmen, z. T. unter dem Einfluß der Kanzleischrift, im Lauf der Zeit zu, zumal in den seit dem 13. Jahrhundert häufigen Papierhandschriften. Vielfältige *Unregelmäßigkeiten* bestimmen das Schriftbild. Gegen die allgemein herrschende Verwilderung versucht bereits Kaiser Andronikos II gewisse neue Ordnungsprinzipien durchzusetzen. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts taucht als klare, übersichtliche Schrift die *Humanistenschrift* auf, die nach der Eroberung von Konstantinopel bei den in den Westen gekommenen Gelehrten den einzigen Schrifttypus darstellt.

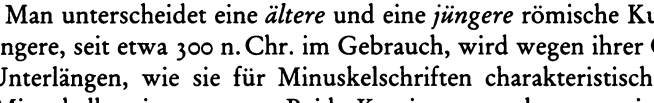
Von ihr ist die griechische *Druckschrift* abgeleitet, die seit 1476 verwendet wurde. In diesem Jahr wurde die griechische Grammatik des Konstantinos Laskaris in Mailand gedruckt. Die Entwicklung der griechischen Drucktypen war ein mühsames Geschäft und zunächst nicht einheitlich geregelt. Die aus zeitgenössischen Minuskelhandschriften entwickelte Type des Aldus Manutius aus Venedig setzte sich schließlich durch. Sie weist z. T. Ligaturen (Verbindungen) auf, die sich von der geschriebenen auf die gedruckte Schrift vererbt haben.

2.2.2. Lateinische Paläographie

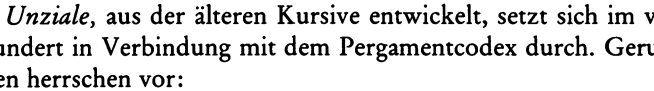
In seinem Werk „De re diplomatica" (1681) unterschied J. Mabillon 5 *Epochen* in der Entwicklung der lateinischen Schrift: 1. Römische Schrift (mit fünf einzelnen Schriftarten); 2. Nationalschriften; 3. Karolingische Minuskel; 4. Gotische Minuskel; 5. Humanistenschrift.

Die lateinische Schrift leitet ihren Ursprung von der griechischen Schrift Unteritaliens, möglicherweise der Cumaes, her. Sieht man von den alten römischen Schrifttypen auf Inschriften aus der Zeit der Republik ab, die in den Bereich der Epigraphik fallen, so lassen sich innerhalb der römischen Schrift mehrere Typen unterscheiden:

Die Monumentalschrift der frühkaiserzeitlichen Inschriften wurde nur ausnahmsweise in Handschriften nachgeahmt als *Capitalis quadrata.* Gerade Linien herrschen vor, die einzelnen Zeichen lassen sich, grob gesehen, jeweils einem Quadrat einbeschreiben:



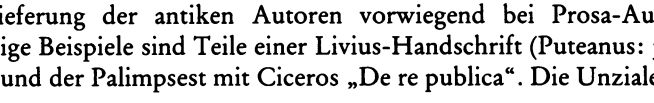
Die wichtigste Buchschrift der Kaiserzeit ist die kanonisierte Capitalis der kalligraphischen römischen Handschriften, die sog. *Capitalis Rustica.* Sie tritt in mehreren Vergilhandschriften wie dem berühmten *Vergilius Mediceus* aus dem späten fünften Jahrhundert auf. Daneben ist sie verwendet etwa in einer Pariser Prudentiushandschrift des frühen sechsten Jahrhunderts, in dem Palimpsest mit Werken des Plautus aus der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand und im Codex Bembinus des Terenz.



Wie in der Entwicklung der griechischen Schrift, spielt auch im lateinischen Bereich die *Kursive* als veränderndes Element eine entscheidende Rolle. Man unterscheidet eine *ältere* und eine *jüngere* römische Kursive. Die jüngere, seit etwa 300 n. Chr. im Gebrauch, wird wegen ihrer Ober- und Unterlängen, wie sie für Minuskelschriften charakteristisch sind, auch Minuskelkursive genannt. Beide Kursivtypen gehen organisch ineinander über.

In der historischen Entwicklung gehen aus den gezogenen Kursivschriften je neue, mehr gebaute, kalligraphische Schriften hervor: Unziale und Halbunziale.

Die *Unziale,* aus der älteren Kursive entwickelt, setzt sich im vierten Jahrhundert in Verbindung mit dem Pergamentcodex durch. Gerundete Formen herrschen vor:



Diese Schrift wurde mit Vorliebe von den Christen verwendet, in der Überlieferung der antiken Autoren vorwiegend bei Prosa-Autoren. Wichtige Beispiele sind Teile einer Livius-Handschrift (Puteanus: 3. Dekade) und der Palimpsest mit Ciceros „De re publica". Die Unziale wur-

de vom vierten bis zum achten, z.T. bis ins neunte und zehnte Jahrhundert verwendet, daneben auch eine kleinere geneigte Variante für Randnotizen und Korrekturen.

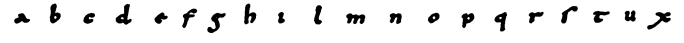
Die *Halbunziale,* aus der jüngeren Kursive (Minuskelkursive) entwikkelt, fand weniger Verbreitung und ist für die Überlieferung von geringer Bedeutung.

In der Zeit der Unzialschrift entwickelten sich auch in lateinischen Texten Abkürzungen, die auch hier von den „Nomina Sacra" (deus, dominus, Christus usw.) ausgingen. L. Traube hat sie in einer wegweisenden Abhandlung untersucht und dabei zwei Haupttypen unterschieden: 1. die *Suspension,* bei der der erste Teil des Wortes bleibt, der zweite wegfällt z.B. ē für est; 2. die *Kontraktion,* bei der Anfang und Ende bewahrt werden, unter Wegfall der Mitte (ee für esse).

Aus Halbunziale und römischer Kursive entwickeln sich die vorkarolingischen Schriften (sog. Nationalschriften): die *Irische Schrift* mit vielen Abkürzungen und Ligaturen, wie sie sich in dem berühmten „Book of Kells" zeigt. Dies ist auch die Schrift des Codex Bernensis 363 mit Texten von Horaz, der im frühen 9. Jahrhundert am Oberrhein entstanden ist, aber aufgrund seiner Schrift zunächst die Vermutung aufkommen ließ, die Überlieferung des Horaz sei „über Irland" vermittelt.

Neben dieser Schrift stehen die *keltischen* und *angelsächsischen* Schriften, die *spanische* Schrift („westgotische oder spanische Minuskel") und als wichtigste im Bereich Italiens die von Monte Cassino ausgegangene *Beneventanische* Schrift. Sie wird viel bei Benediktinern verwendet und bleibt neben der karolingischen Minuskel bestehen, ja erlebt erst im 10./11. Jahrhundert ihren Höhepunkt. In dieser Schrift ist z.B. die einzige Handschrift geschrieben, die die „Historien" von Tacitus enthält.

Unter Karl dem Großen wird die Schrift innerhalb seines Reiches stark vereinheitlicht durch eine bewußt gelenkte Schriftreform, die mit den Prunkhandschriften der Hofschule einsetzt. Es entsteht eine gut lesbare, einheitliche, schöne Schrift, mit sehr wenigen Ligaturen und Kürzungen: die *karolingische Minuskel.* Durch die engen Beziehungen der Klöster werden die Tendenzen der Vereinheitlichung gefördert. Diese Schrift bestimmt nun für etwa vier Jahrhunderte den Stil der Handschriften mit Texten der römischen Klassiker:



Erst im 12. Jahrhundert entsteht eine neue Schriftform, die *„gotische Schrift"*, und zwar in zwei Formen: als Buchschrift (Textura) und als Kursivschrift (Notula). Die gotische Buchschrift zeigt als charakteristische Eigenheiten die Brechung der Schäfte, feine An- und Abstriche bei

Kleinbuchstaben, Verbindungen zwischen Nachbarbuchstaben und eine Zunahme von Kürzungen.

aab c d e f g h i l m n o p q r2 ſs t u ſ y z

Doch hat sich letzten Endes für den *Druck* eine Abwandlung der karolingischen Minuskel durchgesetzt, da sich der Humanist Poggio im 15. Jahrhundert für diese Schrift entschied. Von da aus ging diese Form in die ersten Aldina-Drucke antiker Klassiker ein und hat so mittelbar auch unsere Kleinschrift beeinflußt.

a b c d e f g h i l m n o p q r ſ s t u v x

2.3. Textkritik

Die Herstellung eines Wortlauts, der dem Original möglichst nahe kommt (*constitutio textus*), durch die Überwindung der im Verlauf der Überlieferung entstandenen Irrtümer erfordert *Textkritik*. Der Ausdruck bezeichnet zunächst den Versuch, den in der Einzelhandschrift vorgefundenen Wortlaut kritisch zu sehen im Hinblick auf das zu erschließende Original des Autors. Neben den Handschriften als Trägern der Hauptüberlieferung (= *direkte Überlieferung*) ist dabei die sog. Nebenüberlieferung (= *indirekte Überlieferung*) zu berücksichtigen, d.h. Zitate und Exzerpte, Imitationen, Anspielungen und Parodien, Paraphrasen und Übersetzungen sowie antike oder mittelalterliche Lexikonangaben und Kommentare zu dem jeweiligen Text, in bestimmten Fällen auch Drucke und Ausgaben mit eigenem Quellenwert, z.B. wenn der Herausgeber eine inzwischen verlorene Handschrift benutzt hat, wie Cruquius im 16. Jahrhundert bei seiner Horazausgabe. Als Beispiele seien genannt: ein Zitat aus Vergils vierter Ekloge bei Quintilian; die Parodierung der Euripideischen Helena bei Aristophanes; die Übersetzungen der Poetik des Aristoteles ins Arabische und Lateinische, der Kommentar des Donat zu den Komödien des Terenz.

Die Textkritik vollzieht sich in mehreren Schritten: Der erste (*recensio*) ist nach der Sammlung und Lesung der Textzeugen die kritische Prüfung ihrer Beziehungen, um die von bekannten Handschriften abhängigen Zeugen auszuschließen und die Verwandtschaft der übrigen festzustellen, mit dem Ziel, das durch die Überlieferung Bestbeglaubigte zu ermitteln. In einem weiteren Schritt (*examinatio*) ist zu prüfen, ob das Bestbeglaubigte (das „Überlieferte" i.e. S; vgl. u. S. 44) als original gelten darf; wenn nicht, ob er als gut, zweifelhaft oder unerträglich erscheint. Wenn der überlieferte Text aller Wahrscheinlichkeit nach nicht original ist, sollte in einem dritten Schritt versucht werden, den ursprünglichen Wortlaut her-

zustellen (*emendatio, divinatio*) durch Änderung verdorbener Stellen (Konjektur), Ergänzung von Lücken und Tilgung (Athetese) von illegitimen Zusätzen (Interpolationen).[5]

2.3.1. Recensio

Träger der Überlieferung kann ein einziger Zeuge (Codex unicus) sein (z.B. für die erhaltenen Teile aus Tacitus' „Historiae" und „Annales" sowie für Menanders „Dyskolos"), dessen Wortlaut dann mit dem „Überlieferten" identisch ist. Liegen aber mehrere Zeugen vor, so lassen sich Beziehungen zwischen ihnen vor allem aufgrund der Tatsache ermitteln, daß beim Abschreiben *Veränderungen* entstehen („readings of second origin"), etwa Auslassungen von Wörtern. Sie werden traditionellerweise oft *„Fehler"* genannt, obwohl es sich bei den Veränderungen auch um Verbesserungen früherer Irrtümer handeln kann. Bei tatsächlichen Fehlern spricht man auch von *„Korruptelen"*.

Die Beziehungen zwischen verschiedenen Handschriften lassen sich am ehesten dann ermitteln, wenn ein Schreiber jeweils nur ein *einziges Muster* hatte.

Liegen – um den einfachsten Fall zu betrachten – zwei Handschriften vor, so sind beim Kopieren aus einer einzigen Vorlage folgende drei Möglichkeiten gegeben:

B kann von A (1) oder A kann von B (2) abhängig sein, oder aber keine Handschrift ist von der anderen, vielmehr sind beide von einem gemeinsamen Vorgänger abhängig (3). Die Striche im obigen Schema symbolisieren *„Abhängigkeit"*, sagen jedoch nichts darüber aus, ob unmittelbare Abhängigkeit („Abschreiben") oder mittelbare über eine oder gar mehrere Zwischenstufen vorliegt. Das Schema vereinfacht also die historische Realität, veranschaulicht jedoch zutreffend das für Überlieferung und Recensio Entscheidende.

Welcher der drei Fälle tatsächlich vorliegt, ist aus der Beobachtung der „Fehler" zu ermitteln. „Fehler", die Folgerungen für die Beziehungen der Handschriften zulassen, hat man – in Anlehnung an geologische „Leitfossilien" – *Leitfehler* (errores significativi) genannt.[6] Die Verfahren zu ihrer Feststellung hat P. Maas formuliert:[7]

„Die *Unabhängigkeit* eines Zeugen (B) von einem anderen (A) wird erwiesen durch einen Fehler von A gegen B, der so beschaffen ist, daß er

... nicht durch Konjektur entfernt worden sein kann. Solche Fehler mögen ‚*Trennfehler*' heißen (errores separativi)." In diesem Fall scheidet im obigen Beispiel die Möglichkeit 1 aus. Ein Trennfehler von B gegen A schließt 2 aus. Die Möglichkeit 3 ist gegeben, wenn Trennfehler in beiden Richtungen vorliegen, da sie jede Abhängigkeit der Handschriften A und B *voneinander* ausschließen.

„Die *Zusammengehörigkeit* zweier Zeugen (B und C) gegenüber einem dritten (A) wird erwiesen durch einen den Zeugen B und C gemeinsamen Fehler, der so beschaffen ist, daß aller Wahrscheinlichkeit nach B und C nicht unabhängig voneinander in diesen Fehler verfallen sein können. Solche Fehler mögen ‚*Bindefehler*' heißen (errores coniunctivi)."

In der Regel entscheidet bei längeren Texten jeweils nicht nur ein einziger „Fehler", sondern es liegen mehrere Binde- oder Trennfehler vor, aufgrund deren sich das Verhältnis sicherer ermitteln läßt. Entscheidend für den Nachweis der Abhängigkeit sind unter den „Fehlern" vor allem *Lücken, Zusätze, Verwechslungen* und *Umstellungen.*

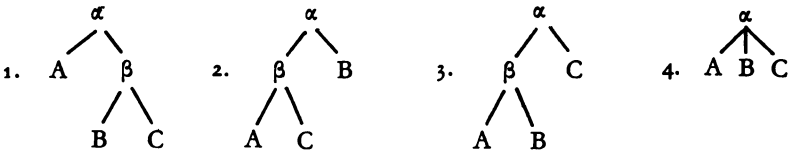
Ähnliche Bedeutung wie „Fehler" im Text können auch Abweichungen in den Überschriften oder in der Bebilderung der Handschriften haben. Das erstere ist für die Horaz-Überlieferung, das letztere für eine Gruppe von Terenz-Handschriften wichtig. Gleiches gilt von Auslassungen und Umstellungen von Blättern.

Für die Abhängigkeit können natürlich auch *äußere Fakten* von Bedeutung sein. Wenn die materielle Beschaffenheit oder eine Schrifteigentümlichkeit von Handschrift A offenkundig Ursache eines „Fehlers" in B ist, kann allein schon dies die Richtung der Abhängigkeit nachweisen. So hat G. Zuntz durch die Entdeckung eines winzigen Strohteilchens eine viel diskutierte Frage der Euripidesüberlieferung gelöst. Bei Vorhandensein von Bindefehlern (ohne Trennfehler) kann die Datierung durch die Paläographie darauf hinweisen, was als Vorlage in Betracht kommt, was nicht. Weitere Aufschlüsse lassen sich vielfach auch aus Scholien (s. o. S. 20) gewinnen.

Ein Zeuge, der ausschließlich von einer erhaltenen (oder rekonstruierbaren – s. u.) Vorlage abhängt, ist als Zeuge der Überlieferung – nicht jedoch als Träger von möglicherweise sinnvollen Konjekturen (s. u. S. 47) – wertlos und bleibt unberücksichtigt (*eliminatio codicum descriptorum*).[8] Als „überliefert" gilt also, was in der Vorlage steht (bei 1, was in A, bei 2, was in B steht). Hängen zwei Zeugen von einer nicht erhaltenen Vorlage ab, so gilt der Text, soweit er beiden Zeugen gemeinsam ist, als Text der Vorlage und damit als „*überliefert*". Wo die beiden Zeugen voneinander abweichen, führt die Recensio nur auf die Alternative zwischen zwei Formulierungen (*Varianten*), die dann in der Examinatio zu beurteilen sind.

Liegen mehr als zwei Handschriften vor, so sind – immer vorausgesetzt, daß jeweils nur ein Muster kopiert wurde – die Beziehungen nach

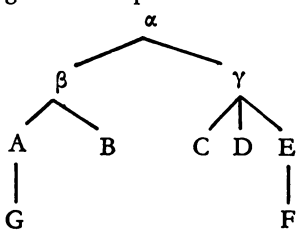
den gleichen Verfahrensregeln zu prüfen. Die möglichen Fehlervergleiche und Abhängigkeitstypen vervielfachen sich. Ist dabei jedoch ein Zeuge von einem anderen abhängig, ist Eliminierung möglich, und es müssen nur zwei Zeugen berücksichtigt werden (wie oben). Andernfalls ergeben sich folgende vier Möglichkeiten:



Dabei bezeichnen die großen lateinischen Buchstaben die tatsächlich *erhaltenen Textzeugen* (meist Handschriften), die kleinen griechischen Buchstaben dagegen die zu erschließenden und *rekonstruierbaren Vorlagen.*

Für die ersten drei Möglichkeiten ist ein Bindefehler von zweien der Zeugen gegenüber dem dritten nötig. Wie im Fall 1 der Text von β aus BC erschließbar ist, so erschließt man den Text von α aus A und β. Bei dreifacher Spaltung (Fall 4) gibt in der Regel die Mehrheit von zwei Handschriften den Ausschlag, während die vereinzelte Lesart der dritten ausgeschieden wird (*eliminatio lectionum singularium*). Daß unter anderen Voraussetzungen die vereinzelte Lesung als sog. „Präsumptivvariante" jedoch besonderen Wert gewinnen kann, ist weiter unten zu berühren; vgl. S. 46.

Vielfach ergibt sich die Möglichkeit, die Abhängigkeitsverhältnisse der Handschriften in einem stammbaumähnlichen Schema (*Stemma*) darzustellen,[9] wie in dem folgenden Beispiel:



Die älteste mit dieser Methode rekonstruierbare Vorlage (im Beispiel α) heißt (mit einem seit Erasmus und J. J. Scaliger gebrauchten und von Lachmann terminologisch festgelegten Begriff) „*Archetypus*", andere rekonstruierte Vorlagen (im Beispiel β und γ) „*Hyparchetypi*". Beim Archetypus beginnt also die erste Spaltung im Stemma. Von der Fülle der mittelalterlichen Handschriften her gesehen, laufen in ihm „die Überlieferungsstrahlen wie in einer Sammellinse zusammen."[10]

Historisch gesehen erweist sich als ein solcher Archetypus gelegentlich der älteste Minuskelkodex, wenn von ihm die gesamte greifbare Überlie-

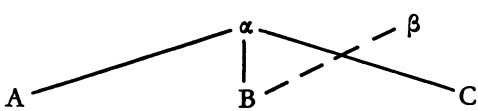
ferung ausging. Dies ist vor allem im griechischen Bereich häufig der Fall, da hier die erste Minuskelumschrift im neunten Jahrhundert vielfach planvoll aus einem guten antiken Exemplar in eine neue Handschrift vorgenommen und die neue Handschrift oft als einziges Musterexemplar für weitere Abschriften verwendet wurde.

Umstritten ist, 1. ob die mittelalterlichen Archetypi ein oder mehrere antike Vorbilder hatten – keine der beiden Möglichkeiten läßt sich ausschließen; 2. ob man, wenn im Stemma die erste Verzweigung bei *antiken* Handschriften beginnt, auch diese als Archetypi bezeichnen soll;[11] 3. ob in der Regel eine einzige oder ob mehrere mittelalterliche Handschriften den Ausgangspunkt der weiteren Überlieferung bildeten. Im letzteren Fall würde der Begriff „Archetypus" im Lachmannschen Sinn unsinnig[12] – man hat mit dieser Möglichkeit besonders im lateinischen Bereich zu rechnen.

Eng mit diesen Fragen verknüpft sind weitere grundsätzliche Probleme der stemmatischen Methode. Diese Methode – musterhaft systematisiert bei P. Maas[13] – läßt sich prinzipiell nur bei „vertikaler" Überlieferung anwenden, also dann, wenn jeder Schreiber nur eine einzige Vorlage benutzt hat (Modell: α / A \ B). Sie ist dagegen nur bedingt anwendbar bei sog. „horizontaler" Überlieferung, d.h. wenn ein oder mehrere Schreiber mehr als eine Vorlage benutzt haben (Modell: α \ A / β). Dieses Verfahren bezeichnet man als *Kontamination,* den Kodex A unseres Beispiels als *„Codex mixtus"*.

In diesem Fall ist eine „eliminatio codicum" sowie eine klare Abgrenzung von „Familien" durch Fehlergemeinschaft nicht möglich. Man weiß nämlich nie sicher, ob nicht ein „Fehler" der einen Vorlage aus einer anderen Vorlage korrigiert wurde. Der kontaminierte Zeuge zeigt deshalb manche Sonderfehler der einen Vorlage nicht, andererseits jedoch zusätzliche „Fehler" aus der anderen Vorlage.

Aus diesem Grund kann auch eine vereinzelte Lesart bei dreifacher Spaltung, wenn sie besser oder gar eindeutig richtig ist, darauf hinweisen, daß dem Schreiber dieser Handschrift ein weiteres Vorbild vorgelegen hat. Dadurch gewinnt die vereinzelte Lesart als sog. *„Präsumptivvariante"* an Wert. „Handschriften, die solche Varianten haben, können nie eliminiert werden."[14]



(falsche Lesart, wie C) (richtige Lesart) (falsche Lesart, wie A)

Da in der *Antike* in der Regel mehrere erreichbare Texte verglichen wurden, ist für diesen Teil der Überlieferungsgeschichte das Stemma-Modell im allgemeinen nicht brauchbar. Besonders bei viel gelesenen Autoren wurde viel *kontaminiert*, so bei den Schulautoren wie Euripides und Terenz. Aber *auch im Mittelalter* ist – wie Pasquali beobachtet und wie man zunehmend deutlich erkennt – die *Kontamination sehr häufig*, so daß man mit mehr Codices mixti zu rechnen hat, als früher angenommen worden war. Dieses Argument gilt auch für die Entstehung der Archetypi selbst. Wenn bei ihrer Herstellung mehrere (antike) Exemplare verglichen wurden, spricht man von *„offener Überlieferung"*. Diese scheint im griechischen Bereich die Regel zu sein; aber auch etwa bei der Horaz-Überlieferung liegt sie vor. Das schließt jedoch nicht die Möglichkeit des einen *mittelalterlichen* Archetypus aus. Hinzu kommt, daß auch die lange übliche Annahme des mechanischen Abschreibens als Regelfall zunehmend fragwürdig geworden ist. Abschriften wurden oft von kenntnisreichen Leuten, die selber philologische Überlegungen anstellten, oder im Umkreis solcher Leute, vorgenommen. Insofern sind auch „Codices interpolati" (Handschriften mit Korrekturen des Schreibers) weitaus häufiger, als man zunächst wahrhaben wollte. Das bedeutet zugleich, daß sich die Geschichte der Textüberlieferung z.T. als Geschichte der Philologie erweist.[15]

In einzelnen Fällen läßt sich nachweisen, daß *Doppelfassungen* ihren Ursprung beim *Autor* selber haben, etwa in Aristophanes' „Wolken" oder in Tertullians „Apologeticum".[16]

Doch auch für den Fall der kontaminierten Überlieferung lassen sich gewisse methodische Grundsätze aufstellen. Vor allem sind gewisse *Gruppierungen* von Lesarten innerhalb der vorliegenden Textzeugen zu beachten, z.B. voneinander abhängige und unabhängige Gruppen, ebenso ältere und jüngere Varianten sowie alleinige Träger einer bestimmten Überlieferung.

Über die *Qualität* der Handschriften und eine evtl. „beste" Handschrift läßt sich erst nach einem Vergleich aller signifikanten Handschriften urteilen. Jedenfalls ist die Qualität einer Handschrift keineswegs ihrem Alter proportional, sondern von der inhaltlichen Nähe zum Original bestimmt. Für die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften gilt der von Pasquali aufgestellte Grundsatz *„recentiores non deteriores"* (z.B. im Falle des Laurentianus 35, 31 für Lukrez, der aus der Epoche der Renaissance stammt, in vielen Fällen jedoch allein die richtige Lesart bietet). Wenn in einer späten Handschrift gute Lesarten auftauchen, muß allerdings genau geprüft werden, ob sie einen unabhängigen Überlieferungszweig vertreten oder aber gute Konjekturen aus der Zeit ihrer Niederschrift enthalten. Im letzteren Fall wären sie durchaus „deteriores" als Zeugen der Überlieferung, also für die Recensio; sie können jedoch wich-

tig sein für Überlegungen im Rahmen der *Examinatio* und der *Emendatio.*

2.3.2. Überlieferungsgeschichte

Über das durch die Recensio Ermittelte hinaus erweist es sich als nützlich für die Rekonstruktion eines möglichst authentischen Textes, die *historischen Schicksale* eines Textes während seiner Weitergabe so vollständig wie möglich zu ermitteln. Der Begriff *„Überlieferungsgeschichte"* meint das *Schicksal eines Textes von der Niederschrift durch den Autor bis zum ersten Druck* (editio princeps). Überlieferungsgeschichte umfaßt also die ganze Zeitspanne, in der der Text durch Abschriften weitervermittelt wurde. Einsicht in die Überlieferungsgeschichte beruht auf beobachtbaren Fakten und glaubhaften Nachrichten sowie auf Schlüssen und Kombinationen aus diesem Material. Sie ist teils Ergebnis textkritischen Vorgehens, insofern sie Fakten und Erkenntnisse der Recensio voraussetzt, teils ihrerseits Voraussetzung weiterer textkritischer Arbeit (Examinatio, Emendatio).

Zur Aufklärung der Überlieferungsgeschichte stehen zunächst die Zeugnisse zur Verfügung, die den *Text selber* enthalten, also Hauptüberlieferung und Nebenüberlieferung. Aus beiden lassen sich auch Schlüsse auf das Schicksal des Textes vor dem Einsetzen der handschriftlichen Überlieferung ziehen.[17]

Darüber hinaus aber sind oft die verschiedensten Formen von äußeren *Daten* und *Nachrichten* über die Schicksale des Textes von Interesse: die Umstände der Veröffentlichung (Niederschrift, Diktat, Herausgebertätigkeit, Zweitfassung); die Art der Verbreitung und der Abschriften (Schauspielerexemplare, „Ausgaben" in Form von gründlich bearbeiteten Musterexemplaren, einfache Kopien zur Weiterverbreitung); weiter die Buch- und Schriftformen;[18] die Formen der Benutzung des Textes (als Lektüre, als Quelle für Tatsachen oder Meinungen, als Schullektüre); die Rolle der Schule für die Kenntnis, Verbreitung und Bearbeitung des Textes; philologische Bearbeitung in Form einer „Ausgabe", eines Kommentars, einer Monographie, grammatischer oder sachlicher Erklärung; schließlich die historischen Schicksale einzelner Exemplare des Textes (Beschädigung, Schenkung, Verkauf, Verleihung usw.)

Solche Daten und Nachrichten müssen im Rahmen allgemeiner historischer und kulturhistorischer Entwicklungen beurteilt werden.

Zur Überlieferungsgeschichte griechischer Texte

Für die Überlieferung griechischer Texte sind, vor allem was die frühe Zeit anbelangt, besondere Umstände von Bedeutung. Ob die Homerischen Epen außer dem mündlichen Vortrag auch bereits in ihrer Entste-

hungszeit niedergeschrieben wurden, ist bis heute umstritten.[19] Von Heraklit ist bekannt, daß er ein Musterexemplar seines Werks im Artemistempel zu Ephesos hinterlegte. Die griechischen Tragödien waren wohl schon früh in einem offiziellen Exemplar bei der Theaterverwaltung hinterlegt, liefen aber auch in Schauspieler- und später in Leseexemplaren um, wobei sich Entstellungen natürlicherweise einschlichen. Das offizielle athenische Exemplar der drei berühmten Tragiker Aischylos, Sophokles und Euripides wurde im dritten Jahrhundert nach Alexandria ausgeliehen und kam nicht mehr zurück; jedoch bildete es dort die Grundlage für die philologische Bearbeitung des Textes der Tragiker und damit den Ausgangspunkt des uns greifbaren Teils der Überlieferungsgeschichte.

Die *Alexandrinische Philologie* bildet einen entscheidenden Faktor für die Überlieferungsgeschichte fast aller frühen griechischen Texte: Homer, die Lyriker, Tragödien und alte Komödien wurden hier mit den Mitteln der Textkritik und der Exegese (Erklärung, s.u.) bearbeitet. Diese Arbeit ging in die verschiedenen Formen von Veröffentlichungen ein: Ausgabe (ἔκδοσις), Kommentar (ὑπόμνημα), Monographie (σύγγραμμα), Wörterverzeichnis (λεξικόν). Diese philologische Bearbeitung wurde in der Kaiserzeit fortgesetzt, wobei mit der gekürzten Ausgabe (ἐπιτομή) eine neue Form der Weitergabe der alten Texte aufkam. Daneben finden sich in dieser Zeit zunehmend Zitate, Exzerpte, Imitationen und schließlich auch Sammelausgaben von Texten oder Textteilen in Form von Florilegien.

Über den *Wandel der Buchformen* (Rolle – Codex), des Beschreibstoffs (Papyrus – Pergament) in der Spätantike sowie über den *Wandel der Schriftformen* wurde bereits an anderer Stelle gesprochen.[20] Für die Überlieferungsgeschichte bleiben als entscheidende Vorgänge mit einer gewissen Gelenkfunktion hervorzuheben: 1. die Umschrift antiker Papyrusrollen in *Pergament-Codices*, vielfach verbunden mit einem Wechsel der Schriftform (*Transliteration*), im 4./5. Jahrhundert n. Chr.; 2. die Umschrift dieser Texte aus der Unzialschrift in *Buchminuskel* im 9. Jahrhundert.

Von den äußeren historischen Ereignissen ist besonders wichtig, daß die Bibliothek in Alexandria im Jahre 48 durch Caesar zerstört wurde, daß aber viele Texte und die philologischen Methoden bereits vorher in andere griechischsprachige Gebiete und nach *Rom* gelangt waren, so daß ein eigentlicher Bruch in der Kontinuität der Überlieferung griechischer Texte um diese Zeit nicht eintrat. Zu diesem kam es erst in den Jahrhunderten der Völkerwanderung und der Ausbreitung der Araber. Damals gingen manche Texte verloren, andere überlebten nur in Form von Übersetzungen (ins Syrische, Arabische, schließlich Lateinische). Insgesamt gelten das *7. und 8. Jahrhundert* als die dunkelste Zeit der Textüberlieferung.

Überwunden wird diese der Überlieferung ungünstige Situation im *9. Jahrhundert*, als in der sog. „Byzantinischen Renaissance" die meisten antiken Autoren planmäßig in *Minuskelhandschriften* übertragen werden, die den Ausgangspunkt für alle weitere Überlieferung bilden. Ob dabei jeweils nur ein einziges Exemplar oder mehrere als Vorlage benutzt wurden, und ob jeweils nur ein einziges neues hergestellt wurde oder mehrere, ist nicht generell zu beantworten.[21] Man muß mit unterschiedlichen Verfahrensweisen rechnen. Aufgrund des philologischen Interesses wurden gelegentlich *mehrere antike* Exemplare verglichen und *ein neues* (u.U. mit Varianten) hergestellt. Die Einwirkung verschiedener antiker Exemplare kann auch an verschiedenen Orten zu verschiedener Zeit stattgefunden und zur Herstellung weiterer und verschiedener neuer Exemplare geführt haben, wie es z.B. für Platon aufgrund der Divergenzen unter den existierenden Platonhandschriften anzunehmen ist, ähnlich bei Schulautoren.

Exponent dieser philologischen Tätigkeit im Byzanz des 9. Jahrhunderts ist der Patriarch *Photios*, der die in seinem Kreis gelesenen Bücher zusammengestellt hat samt Inhaltsangaben und knappen Beurteilungen, darüber hinaus selbst ein Lexikon verfaßt und eine *kontinuierliche Tradition* philologisch-klassischer Studien im byzantinischen Reich begründet hat, deren Spuren in der Geschichte der Überlieferung allenthalben zu beobachten sind, bis hin zu Demetrios Triklinios, der in seinem Umkreis entstandene ebenso wie ältere Handschriften eigenhändig korrigierte und Scholien neu faßte und damit die Vorstufe vieler *Erstausgaben* maßgebend bestimmte.

Zur Überlieferungsgeschichte lateinischer Texte

Was Schreibmaterial, Buchform und Schrift betrifft, gelten ähnliche Voraussetzungen wie bei griechischen Texten. Ein entscheidender Unterschied besteht für die römische Literatur insofern, als es fast gleichzeitig mit ihrem Beginn in Rom bereits *Philologie* und – zunächst private – *Bibliotheken* gab. Später unter den Kaisern wurden Abschriften für die großen öffentlichen Bibliotheken angeordnet.

Verbreitetes philologisches Interesse fördert die Erhaltung des Wortlauts der Texte: Nach Ennius und Aelius Stilo sorgen Varro durch grammatische Studien und Echtheitskritik und besonders Probus im ersten Jh. nach Christus durch seine Bearbeitung wichtiger Autoren (u.a. Plautus, Lukrez, Vergil, Horaz) für authentische Texte. Ähnliche Sorgfalt ließen die Herausgeber postumer Veröffentlichungen walten, wie Cicero bei Lukrez, Varius bei Vergil. In der frühen Kaiserzeit entsteht der *Kanon der Schulautoren*, die in der Folgezeit meist reich überliefert und kommentiert werden. Vom zweiten Jahrhundert an kommt das Interesse an archaischen Texten deren Erhaltung zugute.

Wichtig ist auch im Westen die Zeit der *Umschrift* von Papyri in Pergamentcodices, wobei das Interesse der Christen sowohl wie das heidnischer Senatorenkreise in Rom für die Erhaltung vieler Autoren entscheidend wird.

Die Völkerwanderungszeit bringt auch hier die größten Gefahren für die Tradition, aber die frühen Klostergründungen Monte Cassino (Benedikt) und Vivarium (Cassiodor) wirken auf ihre Tochtergründungen so ein, daß diese sich schließlich zu *Schreib- und Kulturzentren* entwickeln: Vor allem die durch Missionare aus England und Irland begründeten *Klöster* im fränkisch-bayerisch-alemannischen Raum Süddeutschlands und im langobardischen Raum Norditaliens wahren Tradition und bewahren Texte (Luxeuil, Bobbio, St. Gallen u.a.).

Die *karolingische Erneuerung* wirkt sich für die antiken Texte in mehrfacher Hinsicht vorteilhaft aus: Das Schul- und Bildungswesen und mit ihm Kenntnis und Interesse für die Autoren werden erneuert. Es werden gute alte Exemplare mit den wichtigen Texten gesammelt und in der neuen Minuskelschrift sorgfältige Abschriften hergestellt. Die Hofbibliothek Karls des Großen spielt dabei eine wichtige Rolle. Die neuen Handschriften bilden den Ausgangspunkt für weitere Abschriften am Hof sowie in Klöstern und Domschulen. Nach unterschiedlichem Interesse im späten Mittelalter, wo eine gewisse Ferne zu den antiken Autoren eingetreten war, entsteht im 14. Jahrhundert bei den Vertretern der italienischen Frührenaissance jenes Interesse an den alten römischen Autoren, das im Rahmen der Philologiegeschichte zu besprechen war und das zur Sammlung alter Handschriften, ihrer Abschrift, reger Lektüre der Autoren und schließlich zu ihrer Verbreitung durch den *Buchdruck* führte.

Als Beispiel für die Überlieferungsgeschichte eines Autors sei Horaz herausgegriffen: Seit den dreißiger Jahren hatte Horaz seine Werke selber herausgegeben. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert beschäftigte sich der Philologe Probus mit dem Horaz-Text. Ob Horaz Schulautor wurde, ist ungewiß; jedenfalls gab es metrische Studien und Kommentare zu seinem Werk; Horaz-Zitate bei den spätrömischen Grammatikern und Imitation bei Prudentius lassen auf Bekanntheit des Autors schließen. Aus der Spätantike wird eine Ausgabe des Mavortius (6. Jahrhundert) greifbar sowie mehrere antike Überlieferungsstränge, die ins Mittelalter gelangen. Über das Schicksal des Horaz-Textes im 7. und 8. Jahrhundert ist wenig bekannt. Die auf die Horazkenntnis des Columbanus und auf die irische Schrift des Codex Bernensis (vgl. o. S. 41) gestützte frühere Annahme, für die Horaz-Überlieferung spiele Irland eine wichtige Rolle, wird heute kaum noch vertreten. Die ältesten erhaltenen Handschriften stammen aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts; für den Codex R aus Weißenburg läßt sich in der Schrift des ersten Korrektors (R^1) die Hand des Walahfried Strabo erkennen. Der Codex Bernensis muß im Gebiet

um den Oberrhein entstanden sein. Vom späteren 9. Jahrhundert an entstehen weitere Abschriften. Die Editio princeps ist im Jahr 1482 erschienen.

Unter den Herausgebern und den Historikern der Überlieferung herrscht bis heute keine Einigkeit über die genauen Überlieferungsschicksale sowie über die Möglichkeit einer Gruppierung von Lesarten und Handschriften.[22]

2.3.3. Examinatio und Emendatio

Examinatio

Die einheitliche und ebenso die in Varianten gespaltene *Überlieferung*, auf die die Recensio als auf den bestbeglaubigten Text führt, muß in ihrem *Wert beurteilt* werden. Je nachdem, ob sie einwandfrei, zweifelhaft oder unerträglich ist, ist sie als original zu akzeptieren, als verdächtig zu überprüfen oder als unannehmbar zu verbessern. Die Kriterien dieser Beurteilung sind vor allem Kenntnis von Sprache und Stil, Gedanken und Verfahrensweisen des jeweiligen Autors, setzen also z.T. Interpretation voraus.

Was die Sprache betrifft, ist vielfach die „schwierige" Lesart (*lectio difficilior*), etwa seltene oder besonders gewählte Ausdrucksweise, als eher authentisch und eher verderbbar der „leichteren" (häufigen, üblichen) vorzuziehen. Das sprachlich (grammatisch, semantisch, metrisch) Abwegige (*Anomalie*) ist zu beseitigen. Im Gegensatz dazu ist das Vereinzelte (*Singularität*), wenn es sprachlich möglich und inhaltlich sinnvoll ist, zu akzeptieren. Freilich wird man aber zunächst das Ungewöhnliche durch Parallelen zu stützen versuchen.

Im Rahmen der Examinatio muß auch die direkte Überlieferung mit der indirekten verglichen und an ihr kontrolliert werden. Dabei ist jeweils der Einzelfall zu prüfen und zu entscheiden. Es hat sich erwiesen, daß die indirekte Überlieferung öfters allein den richtigen Text bietet, so z.B. Quintilian für den Anfang des Liviustextes.

Die Nebenüberlieferung ist oft unabhängig von der ganzen sonstigen Überlieferung und ihr insofern gleichwertig. Aber diese Unabhängigkeit muß erst überprüft werden. Ebenso muß gesichert sein, daß es sich um ein wörtliches Zitat handelt.

Emendatio

„Ziel der Emendatio ist, den denkbar besten Text herzustellen" (H. Erbse), d.h. den Text, der der Intention des Autors und seiner originalen Ausdrucksweise am nächsten kommt. Die *Diagnose* von Art und *Ursprung des Fehlers* kann zwar nicht das Richtige garantieren, aber doch zu seiner Auffindung vielfach helfen.[23]

Abweichungen vom ursprünglichen Text können bereits in früher Zeit, und zwar durch den Autor selber, durch Rhapsoden, Schauspieler, Herausgeber, unautorisierte Privatabschriften oder durch das Material verursacht sein. Bei Zitaten aus der Erinnerung oder bei der Verwendung heidnischer Texte durch christliche Autoren wurden noch in der Antike Texte vielfach entstellt und dann in entstellter Form tradiert. Einem Schreiber können optisch, akustisch und gedanklich begründete Irrtümer unterlaufen sein. Dabei haben sich folgende Fehlertypen als häufig herausgestellt:[24] 1. Fehler, die durch bestimmte Eigenheiten der Handschrift (eines Schreibers oder einer Epoche) bedingt sind; 2. Fehler aufgrund von Lautähnlichkeiten; 3. Auslassungen, und zwar a) wenige Buchstaben; b) Sprung von Ähnlichem zu Ähnlichem bzw. Gleichem zu Gleichem, bes. bei Wortanfängen und Wortausgängen; c) Auslassungen einer ganzen Zeile; 4. Hinzufügung, und zwar a) Dittographien (Doppelschreibungen); b) Einbeziehung von Glossen (Notizen am Rand oder zwischen den Zeilen der Vorlage); 5. Umstellungen von Buchstaben, Wörtern, Versen, Sätzen oder Satzteilen; 6. Irrtümer, durch den Kontext veranlaßt, z.B. Formanologie oder Wortanalogie; als Erinnerung oder Vorwegnahme; 7. Gedankliche Irrtümer, z.B. christliche Assoziationen; 8. Bewußte „Verbesserungen".

Der Versuch der Herstellung des Textes kann zur evidenten Verbesserung (*coniectura palmaris*) oder zu einer plausiblen Vermutung (*Konjektur*), oder aber zu der Ansicht führen, daß eine Heilung nicht möglich ist (Zeichen dafür ist das vom Interpreten gesetzte Kreuz: *crux*).

Wo Anomalien, die dem Willen des Verfassers nicht entsprechen können, beseitigt werden müssen, sollte der Versuch der Verbesserung den drei Faktoren *Inhalt, Sprachform* und *Textgestalt* Rechnung tragen und daher (nach M. L. West)[25] folgende drei Bedingungen erfüllen:

1. Der Text, für den man sich entscheidet, sollte der Aussageabsicht (*Intention*) des Verfassers entsprechen, soweit diese sich im Kontext zeigt. Man sollte also von der „Sache" bzw. vom „Gedanken"[26] des Autors ausgehen.

2. Der Text sollte in *Sprache* (Lautstand, Morphologie, Syntax), Stil und relevanten technischen Elementen (Versform, Prosarhythmus u.ä.) der Weise entsprechen, in der sich der Autor ausgedrückt haben könnte.

3. Alle Überlieferungsvarianten sollten aus dem vermuteten Originaltext unmittelbar oder mittelbar *herleitbar* sein. Dafür sind die obengenannten Fehlertypen wichtig, auch in Kombination miteinander.

Die einfachsten *Eingriffe* sind 1. eine bloße Änderung des Satzzeichens (bei den meisten antiken Texten ist ohnehin nicht mit authentischer Interpunktion zu rechnen. So ist der Leser geradezu verpflichtet, selbständig zu interpungieren); 2. die Änderung der Wortabtrennung; 3. die Än-

derung eines einzigen Buchstabens; 4. das Rückgängigmachen des Mißverständnisses einer Abkürzung; 5. eine Wortumstellung.

Nachdem P. Maas[27] einige Hinweise auf offensichtlich geglückte Verbesserungen gegeben hat, schließt er mit der Bemerkung „methodisch lehrbar ist da freilich nichts". Gerade die Emendation verlangt schöpferischen Blick und Geschick der Kombination. Die möglichen Überlegungen lassen sich nicht in einem Regelkanon erschöpfen.

2.4. Die kritische Ausgabe

In der kritischen Ausgabe wird versucht, einen möglichst *authentischen Text* dem Leser zugänglich zu machen. Dabei soll der Leser zugleich erfahren, welche *Quellen* dem gedruckten Text zugrunde liegen, welche *Varianten* in der Überlieferung vorkommen, welches ihre *Beziehungen* zueinander sind, welche *Überlieferungsschicksale* der Text erfahren hat, welche *Entscheidungen* der Herausgeber zwischen den Varianten getroffen hat und welche *Verbesserungsversuche* an verdorbenen Stellen die früheren und der jetzige Herausgeber unternommen haben. Es soll hier nicht so sehr von der Tätigkeit des Herausgebers[28] als vielmehr von dem Aspekt des Benutzers die Rede sein. Er findet in jeder kritischen Ausgabe im vollen Sinn des Wortes (*editio maior*) drei Teile vor: Praefatio, Text und Apparat.

2.4.1. Der einleitende Teil der Textausgabe (Praefatio)

In der Einleitung werden die einzelnen *Zeugen* (Handschriften) des Textes aufgezählt und kurz beschrieben.[29] Darüber hinaus klärt der Herausgeber den Leser auf, in welcher Form und wie genau er die Handschriften im einzelnen kennengelernt hat.

Weiter versucht der Herausgeber in der Einleitung die *Beziehungen* der Handschriften untereinander zu erklären und, wenn möglich in Form eines Stemmas, darzustellen. Darüber hinaus teilt er Fakten und Zusammenhänge der *Textgeschichte* mit, soweit ihm dies möglich ist.

Die bei dieser Gelegenheit und später im Textteil verwendeten *Sigla* (abkürzende Bezeichnungen) der Handschriften sowie sonstige Zeichen und Abkürzungen werden ebenfalls in der Praefatio erklärt. Es hat sich die sinnvolle Konvention entwickelt, erhaltene Handschriften mit großen (oder auch kleinen) lateinischen Buchstaben (A, B, V, P, K, L), die unter Umständen mnemotechnische Hilfen enthalten können, zu bezeichnen. Rekonstruierte Hyparchetypi werden mit kleinen griechischen, Archetypi oder zusammenhängende Gruppen meist mit großen griechischen Buchstaben bezeichnet.

Neuerdings hat es sich eingebürgert, außerdem in einer Bibliographie[30] hinzuweisen auf alle wichtigen früheren Ausgaben und ihre Herausgeber sowie auf alle Erörterungen, die die Gestaltung des Textes oder bestimmter Teile von ihm betreffen.[31] Insgesamt sollte die Praefatio all das enthalten, was dem Leser zum Verständnis des Textteils, insbesondere des kritischen Apparats (s.u.), nötig ist.

In kommentierten Ausgaben finden sich in der Praefatio darüber hinaus Angaben 1. über die biographisch-historischen Voraussetzungen des Werks, also insbesondere eine *Biographie* des Verfassers im Zusammenhang mit wichtigen Zeitereignissen, soweit sie für Verfasser und Werk relevant sind; 2. über die stofflich-inhaltlichen *Voraussetzungen* des Textes selber, also den Hinweis auf dokumentarische oder literarische „Quellen" für Stoff und Inhalt des jeweiligen Textes; 3. Zeugnisse und Zusammenhänge der *Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte,* wobei Fragen der Benutzung, Zitierung, Imitation, Parodie und Beurteilung zur Sprache kommen können. Gegebenenfalls kann 4. die *Frage der Echtheit* eines literarischen Werks in der Einleitung erörtert werden.

2.4.2. Der Text

In den *Text* wird grundsätzlich das gesetzt, was der Autor nach Meinung des Herausgebers geschrieben hat. Dieser Text wird im Normalfall durchgehend gedruckt. In besonderen Fällen kann davon abgewichen werden: Sollen z.B. zwei Fassungen eines Textes miteinander verglichen werden können, so können sie in parallelen Säulen gedruckt werden; zweisprachige Ausgaben enthalten im allgemeinen Text und Übersetzung auf gegenüberliegenden Seiten.

Am Rande des Textteils wird die übliche *Zählung* notiert, bei metrischen Texten werden die Verse durchgehend gezählt, bei Prosatexten die Zeilen auf jeder einzelnen Seite. Außerdem wird die traditionelle Einteilung nach Büchern, Kapiteln und Paragraphen angegeben (z.B. Verg. Aen. II 221 gibt in Vergils „Äneis" Buch- und Verszahl an; Platon Men. 99e bezeichnet im Dialog „Menon" von Platon den fünften Abschnitt der Seite 99 im entsprechenden (2.) Band der dreibändigen Ausgabe des H. Stephanus aus dem 16. Jahrhundert). Solche Konventionen sollen nur dann geändert werden, wenn sie sich als mangelhaft erwiesen haben, da Änderungen meist Verwirrung stiften.[32]

Die *Rechtschreibung* im Textteil wahrt größtmögliche Nähe zum Original, die Interpunktion dagegen kann sich an moderne Regeln anlehnen, obwohl hier eine Schwierigkeit in den unterschiedlichen Interpunktionsregeln der modernen Sprachen liegt. Unabhängig von der traditionellen Zählung können Abschnitte im Text durchaus nach dem Sinn gesetzt werden, auch unter Aufgabe tradierter Gliederungen, zumal wenn sie

nicht als original, sondern als sekundär gelten müssen.[33] Sprecherangaben in dialogisch gestalteten Texten werden dem gesprochenen Text bei je neuer Zeile vorangesetzt oder im durchlaufenden Text in Klammern angegeben.

Im Text wird eine Reihe kritischer Zeichen verwendet, die das Verhältnis des gedruckten Textes zu dem überlieferten verdeutlichen:

( ) Expansion von Abkürzungen des Textzeugen
⟨ ⟩ Vorgeschlagene Ergänzung (ohne Lücke i.d. Handschrift)
[ ] Athetese (d.h. nach Ansicht des Herausgebers zu tilgen); bei Papyri: Lücke, mit vorgeschlagener Ergänzung
{ } bei Papyrustexten: nach Ansicht des Herausgebers zu tilgen
⟦ ⟧ schon vom Schreiber getilgt
⌊ ⌋ nur in der Nebenüberlieferung vorhanden
† † locus desperatus (crux): Entscheidung war unmöglich
..... unleserliche Buchstaben
xxxx fehlende Buchstaben
: oder – Sprecherwechsel (hier kann auch der *Name* der Figur genannt werden)

Oft steht der Herausgeber vor der Frage, ob er der Dokumentation des in den Textzeugen tatsächlich Vorhandenen oder der Lesbarkeit den Vorrang geben soll. Für diesen Fall hat sich neuerdings die Ansicht durchgesetzt, daß bei sicheren Entscheidungen, vor allem sicheren Ergänzungen, die *Lesbarkeit* den Vorrang vor der Dokumentation verdient (vgl. z.B. die Praefatio in der Ausgabe des Euripideischen „Hippolytos" von Barrett oder in der Ausgabe Menanders von Sandbach). Erst recht hat natürlich die Lesbarkeit den Vorrang in Ausgaben für ein breiteres, nicht primär wissenschaftlich interessiertes Publikum und in Schulausgaben.

2.4.3. Die Apparate

Im Anschluß an den Textabschnitt jeder Seite werden der textkritische Apparat und evtl. weitere Apparate gedruckt, und zwar in folgender Reihenfolge: 1. (fakultativ) ein Apparat, der Vorbilder und *Quellen* (Fontes) für bestimmte Teile des Textes festhält. 2. (fakultativ) ein Apparat, der Imitationen und Zitate (*Testimonia*) nennt. 3. in jedem Fall der *kritische Apparat.* 4. (falls auf der gleichen Seite erwünscht und nur in kommentierten Ausgaben) ein *Kommentar* zum Text, mit sprachlichen und sachlichen Erklärungen zu Einzelproblemen des Textes.

Der *kritische Apparat* beginnt mit der Nennung der für den entsprechenden Textabschnitt verfügbaren Handschriften (sofern diese nicht für den ganzen Text gleichbleiben). Mustergültig geschehen ist das beispielsweise in Euripides, Hippolytos, ed. Barrett; Horaz, ed. Klingner.

Es schließt sich die Darstellung der *Varianten* an, in der alle textkritischen Vorarbeiten leicht verständlich und klar überschaubar zusammengefaßt sein sollen. Hier wird der Leser darüber informiert, zwischen welchen Möglichkeiten der Herausgeber in zweifelhaften Fällen entschieden hat. Neben den *Varianten* der Überlieferung (vgl. o. S. 44) führt er *Emendationen* und *Konjekturen* sowie ihre Herkunft auf.

Die Angabe der *Varianten* geschieht in folgender Weise: 1. Zunächst wird die *Stelle* durch Nennung der Vers- oder *Zeilenzahl* bezeichnet. 2. Dann wird der *Wortlaut* einer Variante aufgeführt. 3. Schließlich wird die *Herkunft* dieses Wortlauts nachgewiesen durch Nennung der Handschrift(en) mit ihrem Siglum oder durch Nennung des Finders einer Konjektur oder Emendation. Nach dieser Eintragung (evtl. durch: getrennt) wird ohne erneute Nennung der Stellenbezeichnung die nächste *Variante* nach Wortlaut und Herkunft bezeichnet. Die Varianten werden in folgender Reihenfolge aufgeführt: 1. Hauptüberlieferung (Primärhandschriften); 2. Nebenüberlieferung; 3. Konjekturen nach Wert; 4. eventuell relevante Parallelstellen. Dabei kann der Herausgeber seine eigene Textentscheidung nochmals mitaufführen (*Positiver Apparat*) oder aber nur das nicht in seinen Text Aufgenommene (*Negativer Apparat*). In der Praxis hat sich eine *Mischung* zwischen beiden Verfahrensweisen bewährt, die die in den Text aufgenommenen Lesungen vor allem da nochmals erwähnt, wo der Bezug auf sie nicht eindeutig ist oder wo ihre Herkunft außerhalb der Überlieferung liegt, so daß sie aus einem negativen Apparat nicht deutlich würde. Die Sprache des textkritischen Apparats ist lateinisch (vgl. Verzeichnis der Abkürzungen im Anhang).

In dem folgenden Beispiel aus F. Klingners Horaz-Ausgabe hat der Kommentar zwei Teile: Testimonienspalte und Variantenapparat. Die *Testimonienspalte* beginnt mit dem Hinweis, daß Vers 24 des Textes von dem Grammatiker Eutyches (6. Jahrhundert) zitiert wird; der Text des Eutyches ist zu finden im 5. Band der Ausgabe der lateinischen Grammatiker von Keil. Das Zitat findet sich auf Seite 484, Zeile 29. Die weiteren Zitate stammen aus dem Kommentar des Servius zu Vergils „Georgica" (zu Buch 2, Vers 277), aus Priscians Grammatik und aus Servius' Äneiskommentar. Autoren und Zitierweise lassen sich aus der Zitierliste des „Thesaurus linguae Latinae" ermitteln.

Der Variantenapparat gibt zunächst Hinweise zu Handschriftengruppen. Der Überlieferungsstrang Ξ wird für das Textstück dieser Seite durch die Handschriften C und K vertreten, wobei gelegentlich g hinzutritt (*accedente interdum* g) usw. Die erste Variante betrifft Vers 15. Den Prinzipien eines positiven Apparats entsprechend führt Klingner zunächst die von ihm aufgenommene Leseart *cantat* an. Sie erscheint im Überlieferungsstrang Ξ, also in den Handschriften C und K (hier auch g), sowie in zwei weiteren Handschriften, z und R, in der letzteren von dem

zweiten Korrektor eingetragen. Anschließend wird die andere Variante *ut cantat* genannt sowie die Handschriften, in denen sie erscheint. Schließlich wird auf Klingners Erörterung dieser Stelle in der Zeitschrift Hermes von 1935, Seite 397, Anm. 2 hingewiesen.

SERM. I 5

exspectans comites. iam nox inducere terris
umbras et caelo diffundere signa parabat: 10
tum pueri nautis, pueris convicia nautae
ingerere: 'huc adpelle'; 'trecentos inseris'; 'ohe,
iam satis est.' dum aes exigitur, dum mula ligatur,
tota abit hora. mali culices ranaeque palustres
avertunt somnos; absentem cantat amicam 15
multa prolutus vappa nauta atque viator
certatim; tandem fessus dormire viator
incipit ac missae pastum retinacula mulae
nauta piger saxo religat stertitque supinus.
iamque dies aderat, nil cum procedere lintrem 20
sentimus, donec cerebrosus prosilit unus
ac mulae nautaeque caput lumbosque saligno
fuste dolat: quarta vix demum exponimur hora.
ora manusque tua lavimus, Feronia, lympha.
milia tum pransi tria repimus atque subimus 25
inpositum saxis late candentibus Anxur.
huc venturus erat Maecenas optimus atque
Cocceius, missi magnis de rebus uterque
legati, aversos soliti conponere amicos.
hic oculis ego nigra meis collyria lippus 30
inlinere. interea Maecenas advenit atque
Cocceius Capitoque simul Fonteius, ad unguem
factus homo, Antoni, non ut magis alter, amicus.
Fundos Aufidio Lusco praetore libenter
linquimus, insani ridentes praemia scribae, 35
praetextam et latum clavum prunaeque vatillum.
in Mamurrarum lassi deinde urbe manemus,
Murena praebente domum, Capitone culinam.

24 *Eutych. 5, 484, 29* || 32 ad—33 hom. *Serv. G. 2, 277* || 35 *Prisc. 2, 52, 17* || 36 *Serv. A. 11, 788*

Ξ: C K *acc. interd.* g | Ψ: F λ' z R *acc. interd.* K | Q: a γ E M *acc. interd.* R Q *modo ad rec.* Ξ, *modo ad* Ψ *pertinet.*

15 cantat Ξ(*acc.*ε) z R^2 ut cantat F λ' R^1 Q *cf. Hermes 1935, 397, 2* || 26 saxis late] late saxis K g a | Anxur] anxyr F λ' || 36 vatillum Ξ(*acc.*ε) Ψ ϑ ι batil(l)um R^3 ς *pars. codd. Serv., cf. Götz thes. gloss. VII 395 Bücheler Umbr. 63*

2.4.4. Serienausgaben und Fragmentsammlungen

Texte verschiedener Autoren, die durch Thema, Gattung oder Zeit verbunden sind, werden in *Serienausgaben* gedruckt, deren einzelne Bände einen gemeinsamen Titel tragen. Ähnliches gilt für die *Sammlung von*

Fragmenten, die meistens nach Gattungen zusammengestellt sind. Sie verlangen vom Herausgeber die Benutzung ganz verschiedener Quellen; besonders zwei Formen sind dabei wichtig: 1. *Fragmentarisch erhaltene Handschriften* (mittelalterliche Codices oder antike Papyri); 2. Texte späterer Verfasser, in denen *Zitate* aus dem früheren Text enthalten sind. Ein Beispiel für die erste Form sind die Komödien Menanders, ein Beispiel für die zweite die Fragmente der Vorsokratiker oder die der frühen römischen Historiker.[34]

3. Die Sprache der Texte

3.1. Theoretische Voraussetzungen

3.1.1. Sprache als Parole und als Langue: Philologie und Sprachwissenschaft

Die Sprache eines Textes zu verstehen und für andere verständlich zu machen, ist eine Hauptaufgabe des Philologen. Das Verstehen und Erklären antiker Texte setzt Kenntnis der griechischen bzw. der lateinischen Sprache voraus.

Wenn wir von der *Sprache eines Textes* einerseits, andererseits von der *lateinischen Sprache* reden, so gebrauchen wir „*Sprache*" in zweifachem Sinn: im ersten Fall meinen wir die *Sprache einer Äußerung*, die von einem Autor stammt und gewöhnlich für Leser bestimmt ist; im zweiten Fall meinen wir *Sprache als „System"*, auf das Autor und Leser beim Abfassen und beim Aufnehmen des Textes zurückgreifen.

Die Sprache von Äußerungen (Sprechakten) wird in der Sprachwissenschaft *Parole* genannt, sei es, daß es sich um mündliche oder um schriftliche Äußerungen handelt. Sprache im Sinn der Parole kann als Mittel (Medium) der Verständigung (*Kommunikation*) zwischen einem „Sender" (*Emittent*) und einem „Empfänger" (*Rezipient*) aufgefaßt werden. Eine Einzelsprache als Sprachsystem wird *Langue* genannt. Sie besteht in den für die Verständigung relevanten Elementen und den Regeln für ihr Zusammenwirken bei sinnvollen Äußerungen.

Langue und Parole setzen einander gegenseitig voraus: Kenntnis einer Sprache als Langue ist Bedingung für das Verwenden und Verstehen der Sprache als Parole. Sprache als Langue ist nur faßbar als Abstraktion aus Äußerungen der Parole. Die Erforschung und Darstellung des Systems der griechischen und der lateinischen Sprache ist Gegenstand der *Sprachwissenschaft*. Äußerungen im Sinn der Parole, soweit sie in Texten fixiert sind, sind Gegenstand der *Philologie*.

Ähnlich wie Parole und Langue setzen sich auch *Philologie und Sprachwissenschaft gegenseitig voraus*. Wer bei der Lektüre eines Textes eine Grammatik benutzt, greift dabei auf die Arbeit der Sprachwissenschaft zurück. Wer dagegen in einer Grammatik systematisch Elemente und Regeln einer Sprache zusammenstellt, muß zuvor Sprachäußerungen oder Texte verstehen, wie es Ziel der Philologie ist. Der Philologe wie der

Sprachwissenschaftler beschäftigen sich mit der Sprache von Texten, jedoch in *verschiedener Blickrichtung*.

Kenntnis einer Sprache (Sprachkompetenz) ist in verschiedenen Graden möglich. Neben dem Verstehen beim Hören oder Lesen (passive oder *rezeptive Sprachbeherrschung*) steht die Fähigkeit, richtige Sätze zu bilden und eigene Gedanken zu formulieren, sowie grammatische von ungrammatischen Äußerungen zu unterscheiden (*aktive Sprachbeherrschung*). Solche Kompetenz hat im vollen Sinne nur der ‚native speaker', der eine Sprache als Muttersprache spricht. Auf anderer Ebene schließlich liegt die Fähigkeit, das Funktionieren einer Sprache theoretisch zu beschreiben und zu erklären (*sprachwissenschaftliche Kompetenz*).

Kompetenz für das Griechische und das Lateinische als nicht mehr gesprochene Sprachen besteht zunächst in rezeptiver Sprachbeherrschung, nämlich der Fähigkeit, Texte in diesen Sprachen zu verstehen. Philologen, die als Lehrer diese Sprachen unterrichten oder als Interpreten das Verständnis griechischer und lateinischer Texte vermitteln, brauchen in gewissem Umfang auch aktive Sprachkenntnis und sprachwissenschaftliche Kompetenz. Sie müssen den Wortsinn griechischer und lateinischer Texte sicher erfassen, übersetzen und erklären sowie – etwa bei der Textkritik und bei der Textanalyse – Varianten entwerfen und – etwa für Klassenarbeiten – eigene Texte verfassen können.

Nun sind die griechische und die lateinische Sprache jeweils stark differenziert: Örtliche Varianten zeigen sich (im Griechischen) in den *Dialekten*, zeitliche in den verschiedenen *Sprachstufen*, gruppenspezifische in den *Sprachschichten*. Weiterhin sind bestimmte Eigentümlichkeiten charakteristisch für die literarischen Gattungen (*Gattungsstil*) und für die Sprache einzelner Autoren (*Individualstil*).[1] Die griechische oder die lateinische Sprache in all diesen Differenzierungen zu überblicken, würde einen äußerst hohen Grad von Sprachkenntnis erfordern. Dieses Idealziel soll ein Philologe zwar anstreben, doch in der Praxis ist es auch für die besten Kenner nur in bestimmten Stufen der Annäherung zu verwirklichen.

3.1.2. Sprache als Zusammenwirken von Lautung und Bedeutung

Eine sprachliche Äußerung läßt sich entsprechend ihrem zeitlichen Verlauf in eine Folge von kleineren Einheiten gliedern. Geht man vom Schriftbild aus, so bieten sich als solche Einheiten Textabschnitte, Sätze, Wörter und Buchstaben an. Die Schrift stellt – zumindest in den europäischen Sprachen – *Lautgebilde* dar. Sie lassen sich ähnlich gliedern wie der Text: in Redeabschnitte, Sätze, Wortgruppen, Wörter und Laute. Die Lautgebilde ihrerseits repräsentieren *Bedeutungen (Inhalte)*. Nach Palmer liegt nun der „Zweck einer Sprachbeschreibung darin, den Lauten

die entsprechende Bedeutung zuzuordnen".[2] Die Lautgebilde nennt man in der Sprachwissenschaft auch Signifikanten, die Inhalte Signifikate (von lat. significans und significatum). Die Signifikanten erfüllen dadurch, daß sie Sprachinhalte tragen, im Rahmen der Verständigung eine Aufgabe, die man *signifikative Funktion* nennt.[3] Insbesondere erfüllen diese Funktion die *Wörter* und die *Flexionsendungen*. Mit der Lautfolge des Wortes *labor* verbindet sich die *Wortbedeutung* (Wortinhalt) MÜHE (Großbuchstaben sollen den Wortinhalt vom Lautkörper unterscheiden). Den Inhalt, den die Wörter als einzelne tragen, nennt man *lexikalische Bedeutung*. Im Satzzusammenhang gewinnen die Wörter daneben oft noch eine *Kontextbedeutung* (vgl. u. Kap. 3.2.2). Die Flexionsendungen (Flexionssuffixe) zeigen die *grammatische Bedeutung* an: -i in *labori* etwa den Fall Dativ und den Numerus Singular (vgl. u. Kap. 3.2.2 und 3.2.3). Wortbedeutung und grammatische Bedeutung wirken zusammen beim Aufbau der *Satzbedeutung* (Satzinhalt).

Der Satz *Nil sine magno vita labore dedit mortalibus* – „Nichts schenkt das Leben den Sterblichen ohne große Anstrengung" (Horaz, Sat. I 9, 59) hat als ganzer einen Satzinhalt, der für das Deutsche wie für das Lateinische, und in beiden Fällen für Sprecher (Autor) wie Hörer (Leser) in gleicher Weise gilt. Das Verstehen des Satzinhalts durch den Hörer (Leser) wird dadurch ermöglicht, daß der Sprecher (Autor) seine Vorstellung in kleinere Einheiten (Wörter) zerlegt und für sie Formulierungen wählt, die nach den Konventionen der jeweiligen Sprache für deren Kenner identifizierbar und verstehbar sind; jede von ihnen wird aus den Möglichkeiten ausgewählt, die der Wortschatz der Sprache bietet. Würde an irgendeiner Stelle des Satzes ein anderes Wort gewählt, so würde der Satzsinn verändert. Die miteinander austauschbaren Einheiten stehen zueinander in *paradigmatischer Beziehung* (z.B. *nil – multum – omne* bzw. *omnia*). In unserem Fall sind die gewählten Einheiten *nil – nichts; sine* – ohne; *magnus* – groß; *vita* – Leben; *labor* – Anstrengung; *dare* (bzw. *do*) – geben; *mortalis* – sterblich. Während sich die Lautkörper in beiden Sprachen unterscheiden (z.B. *labor* – Anstrengung), sind ihre Inhalte in beiden Sprachen gleich (oder ähnlich), z.B. MÜHE.

Wenn wir die Einheiten in dieser Form nennen, nennen wir *Wörter als Lexikoneinheiten* mit lexikalischer Bedeutung. Wenn sie als *Einheiten innerhalb eines Satzes* gebraucht werden, ist bei einigen von diesen Wörtern der Stamm mit einer *Endung* zu einer *Flexionsform* verbunden (*labor-e, ded-it, mortali-bus*), entsprechend den Regeln der Flexionslehre (vgl. u. Kap. 3.2.2) und unter Berücksichtigung der Syntax, die die *syntagmatischen Beziehungen* der Wörter regelt (vgl. u. Kap. 3.2.3). Die Präposition *sine* erscheint aufgrund ihrer lexikalischen Bedeutung einerseits *im Lexikon*, und man kann sich ihren Wortinhalt OHNE in gewissem Sinn selbständig vorstellen. Andererseits läßt sich diese Vorstellung nur

im Zusammenhang von Sätzen (oder zumindest Wortgruppen) aktualisieren, und *sine* kann nicht als selbständiger Teil eines Satzes auftreten, sondern hilft durch grammatische Bedeutung die Bedeutung von Wortverbindungen als Syntagmen zu konstituieren, ähnlich wie das sonst Endungen tun. Daher wird *sine* und sein Gebrauch *auch in der Grammatik* behandelt.

3.1.3. Grammatik

Während die Zusammenstellung der Wortinhalte Sache des Lexikons ist, sind die Möglichkeiten der Bildung von Sätzen aus Wörtern Gegenstand der Grammatik. „Grammatik enthält so die Regeln für die Verbindung von Wörtern zu Sätzen."[4] Während also das Lexikon lexikalische Bedeutungen bietet, ist die Grammatik traditionellerweise für die anderen Bedeutungen und Funktionen zuständig. (Der Ausdruck „Grammatik" kann sowohl eine *wissenschaftliche Disziplin* als auch das *Buch* bezeichnen, in dem die Ergebnisse dieser Disziplin niedergelegt sind.) Die Grammatik stellt dar, wie ein bestimmtes Sprachsystem (Langue) im Zusammenwirken seiner Elemente funktioniert. „Grammatik beschreibt, was die Menschen tun, wenn sie ihre Sprache sprechen."[5]

Die Grammatiken sind nach *Inhalt*, *Darstellungsweise* und *Zweck* im einzelnen sehr verschieden. Es gibt – dem *Inhalt* nach – Grammatiken, in denen die Lautlehre, solche, in denen die Formenlehre, und solche, in denen die Syntax dominiert, andererseits Grammatiken, in denen Lautlehre oder Syntax kaum erwähnt werden. Es gibt – der *Darstellungsweise* nach – Grammatiken, die die Elemente (Laute, Formen) als *Material beschreiben* und registrieren auf der Grundlage der überlieferten Texte; Grammatiken, die auch die *Funktionen* und das Zusammenwirken der einzelnen Elemente darstellen. Dabei gehen sie *deskriptiv* vor, insofern sie vorhandenes Material sammeln, registrieren, gruppieren, benennen und *beschreiben*. Sie gehen *synchronisch* vor, soweit sie bei der Registrierung und Funktionsbestimmung der Elemente von einzelnen Texten oder Autoren aus eng umgrenzten Epochen ausgehen. (Sie haben aber zugleich *prädiktiven* Charakter, indem sie zu erwartende Möglichkeiten bei neu entdeckten, erstmals grammatisch oder textkritisch behandelten Texten oder auch bei Texten aus Sprach- und Stilübungen beschreiben.) Weiter gibt es Grammatiken, die die *historische Entwicklung* einzelner Sprachelemente beschreiben und in ihrem Zusammenhang erklären (*diachronische Grammatik*); Grammatiken, die zwei – meist ähnliche – Sprachen miteinander *vergleichen*, z.B. das Griechische und das Lateinische. Auch die historische Grammatik kann den Rahmen der Einzelsprache verlassen und etwa die indoeuropäischen, die italischen oder die romanischen Sprachen einbeziehen. Nach dem *Zweck* betrachtet, stehen *wissenschaftliche*

Nachschlagewerke, die der Sprachwissenschaft oder der philologischen Schriftstellererklärung dienen, neben solchen, die mehr die praktischen Bedürfnisse der Schule berücksichtigen und daher eine Auswahl des Stoffs und der Methoden im Hinblick auf Spracherlernung und Schullektüre treffen und regelmäßige Erscheinungen z.T. als „Regeln" darstellen (*pädagogische* Grammatik).

Grammatik als theoretisches Modell einer Einzelsprache (Langue) beschreibt *Möglichkeiten* der Gestaltung sprachlicher Äußerungen. Dieses Modell ist gewonnen durch Abstraktion aus vorliegenden Sprachzeugnissen, in unserem Fall aus der Gesamtmasse (Corpus) der überlieferten lateinischen und griechischen Texte. Da für das Griechische und Lateinische nur Texte, nicht aber Sprecher zur Verfügung stehen, spricht man hier von „*Corpussprachen*". Für die Schulgrammatik hat man das zugrundeliegende Corpus noch enger begrenzt: Der griechischen Schulgrammatik liegt das attische Griechisch (vgl. u. Kap. 3.3.2) des vierten Jahrhunderts v.Chr., der lateinischen das Latein Ciceros und Caesars zugrunde.

Die deskriptive Grammatik kann als Darstellung des *Häufigen* und *Üblichen* Ausgangspunkt sein für die Feststellung und Beurteilung des *Unüblichen,* des Seltenen und des Einmaligen, das für die Textkritik und die Stilistik von Wichtigkeit ist. Ebenso ist sie Voraussetzung für eine kontrastive Grammatik zweier Sprachen, die für die Sprecher einer bestimmten Muttersprache gedacht ist.[6]

3.2. Elemente der Sprache und ihre Funktionen

3.2.1. Die Laute

Aussprache (Prosodie)

Die Laute lassen sich unter verschiedenen Aspekten betrachten. Von der Schrift her gesehen, scheinen Laute etwas mit *Buchstaben* gemein zu haben. Aber die Buchstaben „sind" nicht Laute, sondern *repräsentieren Laute.* So steht z.B. der Buchstabe t für den Laut [t].[7]

Laute und Buchstaben sind im Griechischen und Lateinischen – anders als etwa im heutigen Englischen und Französischen – einander ziemlich, freilich (wie im Deutschen) *nicht immer ganz eindeutig zugeordnet*: So repräsentiert die Buchstabenfolge sch im Deutschen nicht drei, sondern einen [š], im Lateinischen drei Laute [skh]. Auch in der *Qualität* der Aussprache bestehen zeitliche und örtliche *Unterschiede*: So entspricht der Buchstabe t in Hamburg einem behauchten laut [th], in Bamberg einem [d], in Florenz einem [t] ohne Hauch, ebenso im Lateinischen. Wie bei anderen Fremdsprachen, muß auch beim Griechischen und Lateini-

schen zum Zweck richtigen Sprechens (Orthoepie) und Schreibens (Orthographie) das *Verhältnis von Lauten und Buchstaben* erklärt werden.[8] Die Orthoepie ist ein Teilgebiet der *Prosodie*, die ursprünglich die Lehre vom Akzent, seit der Spätantike die gesamte Aussprachelehre, seit der Renaissance vor allem die Aussprachelehre als Voraussetzung der Verslehre umfaßt.[9]

Spätantike und mittelalterliche Sprachentwicklungen haben die hohe Eindeutigkeit der Zuordnung von Lauten und Buchstaben z.T. zerstört.[10] In der Neuzeit knüpft man zunächst an die in beiden Sprachen im 15. Jahrhundert übliche – z.T. regional verschiedene – Aussprache an. Später näherte man sich wieder – an verschiedenen Orten verschieden stark (vgl. o. Kap. 1.2) – der antiken Aussprache an, die sich mit einiger Gewißheit feststellen läßt, und zwar vor allem aus Zeugnissen antiker Schriftsteller (z.B. Quintilian, inst. I 4, 10 zu *etiam* und *vos*); aus der Nachahmung von Naturlauten, Wortspielen, alten Etymologien (z.B. βῆ, βῆ für das Meckern von Ziegen), aus der Übernahme griechischer und lateinischer Wörter als Fremd- bzw. Lehnwörter in andere Sprachen (z.B. *Caesar* = Καῖσαρ = Kaiser). Es wäre zu wünschen, daß dieser Aussprache wenigstens im Grundsätzlichen wieder Geltung verschafft wird; denn die richtige Aussprache würde größere Einheitlichkeit und damit international größere Verstehbarkeit garantieren; sie würde aber auch zu einem besseren Verständnis von Erscheinungen wie Assimilation oder Lautentwicklung sowie der Metrik beitragen.

Die gegenwärtige Praxis in Deutschland nähert sich weitgehend der antiken Aussprache an, ist jedoch von Elementen der traditionellen Schulaussprache durchsetzt. In den folgenden Übersichten enthält die erste Spalte das Schriftzeichen, die zweite den griechischen bzw. lateinischen Laut in antiker (und zwar der im Griechischen um 400 v. Chr., im Lateinischen um 50 v. Chr. üblichen) Aussprache, die dritte einen Hinweis auf die Fälle, wo die deutsche Schulpraxis von dieser Aussprache abweicht bzw. wo Abweichungen vermieden werden sollten, die lange Zeit üblich waren.

Die Aussprache des Griechischen (um 400 v. Chr.)

Schriftzeichen	Aussprache	Bemerkungen
α	ă, ā (kurz oder lang)	
β	b	
γ	g	
δ	d	
ε	e (kurz, offen)	

ζ	ṣ	(stimmhaft)	Schulaussprache ds (stimmhaft), auch ts (stimmlos)
η	e	(lang, offen)	
ϑ	th		
ι	i	(kurz oder lang)	
κ	k	(ohne Hauch)	
λ	l		
μ	m		
ν	n		
ξ	ks		
ο	o	(kurz, offen)	
π	p	(ohne Hauch)	
ϱ	r		
σ	s	(stimmlos)	
τ	t	(ohne Hauch)	
υ	ü	(kurz oder lang)	
φ	ph		Schulaussprache f
χ	kh		Schulaussprache ch (wie ich, ach)
ψ	ps		
ω	ō	(lang, offen)	
αι	ae	(getrennt)	
ᾳ	ā	(+i)	
αυ	au		
ει	ē	(+i)	Schulaussprache ei (nicht ai!)
ευ	eu	(getrennt)	nicht oi! jedoch als Schulaussprache z. T. üblich
η	ē	(lang, offen [+ i])	
ου	ō	(sehr geschlossen)	Schulaussprache u
ῳ	ō	(+i)	

Die Quantität der meisten griechischen Vokale wird schon durch das Schriftzeichen ausgedrückt. Nur im Fall von α, ι und υ ist Kenntnis des jeweiligen Wortes bzw. der Form nötig, um die Quantität richtig zu erkennen (vgl. die Wörterbücher).

Auch die Betonung wird im Griechischen seit hellenistischer Zeit durch Schriftzeichen markiert: kurze Silben tragen ´ oder ` als Akzent auf den betonten Silben, lange ´,` oder ˜. Die betonte Silbe wurde wohl vor allem mit erhöhtem Ton, erst sekundär mit stärkerem Druck gesprochen.

Die Aussprache des Lateinischen (im ersten Jh. v. Chr.)

Schrift-zeichen	Aussprache	Bemerkungen
a	ă, ā	
b	b	
c	k (ohne Hauch)	nicht: ts (jedoch als Schulaussprache vor e, i, ae, oe üblich, entsprechend einer seit dem 6. Jh. in einem Teil des Sprachgebiets aufgekommenen Gewohnheit)
d	d	
e	ĕ, ē	
f	f	
g	g	
h	h	
i	ĭ, ī; j (vor Vokalen)	
(k)	k (ohne Hauch)	nur in Ausnahmefällen hat sich das altlateinische Schriftzeichen k erhalten
l	l	
m	m	
n	n	
o	ŏ, ō	
p	p (ohne Hauch)	
q	wie qu in engl. quiet	nicht: kw
r	r (Zungenspitzen-r)	
s	s (stimmlos)	
t	t (ohne Hauch)	
(u)	u, ŭ (als Vokal)	Das Schriftzeichen u kam in der antiken Kursivschrift auf. Erst nachantik ist die Differenzierung zwischen u und v; u̯ nicht wie dt. w, eher wie engl. water
v	u̯ (als Halbvokal bzw. Konsonant, vor Vokalen)	
x	ks	
(y)	ü	Die Schriftzeichen nur in griechischem Lehngut verwendet seit augusteischer Zeit
(z)	ds	
ae	ae (getrennt)	ä seit der frühen Kaiserzeit (als Schulaussprache üblich)
au	au	

ei	ei	nicht: ai
eu	eu (getrennt)	nicht: oi
oe	oe (getrennt)	ö seit der Kaiserzeit (als Schulaussprache üblich)
ui	ui	
gn	ngn	
ch	kh	nicht als „ich"-Laut
ph	ph	f seit der Kaiserzeit
ti	ti	nicht: tsi

Lange und kurze *Vokale* sind im Lateinischen schwerer zu unterscheiden als im Griechischen, da keine getrennten Schriftzeichen vorliegen. Einige Grundregeln lassen sich allgemein angeben (weitere Einzelregeln finden sich in den Grammatiken): Lang sind 1. ursprünglich lange Vokale (Kenntnis der Wörter oder ihrer Stämme nötig; vgl. Angaben im Wörterbuch); 2. Diphthonge; 3. aus ursprünglichen Diphthongen oder durch Kontraktion entstandene Vokale (z.B. *lucus* ⟨ *loucos; cōgere* ⟨ *coagere;* vgl. Angaben im Wörterbuch); 4. Vokale bei Ersatzdehnung (*māla* ⟨ *mandsla*); 5. Vokale vor -ns und -nf sowie vor nc + Kons. (*infans, sanctus*). Kurz sind: 1. ursprünglich kurze Vokale; 2. Vokale vor anderen Vokalen (Ausnahme: griech. Wörter wie *Aenēas* < *gr.* Αἰνείας).

Silben sind lang: 1. wenn ihr Vokal lang ist; 2. wenn auf den Vokal zwei oder mehr Konsonanten folgen (sog. „Positionslänge").[11] Handelt es sich bei den zwei Konsonanten um Muta + Liquida, so gilt die Silbe teils als kurz, teils als lang.

Als *Betonungsregel* gilt im Lateinischen, daß bei langer vorletzter Silbe diese betont ist, bei kurzer vorletzter Silbe die drittletzte. Die betonte Silbe wurde wahrscheinlich ein wenig *höher* gesprochen (musikalischer Akzent), jedoch scheint sich im Lateinischen auch eine gewisse Verstärkung (Druckakzent) damit verbunden zu haben. In der Spätantike wurde der Druckakzent bestimmend.

Phonetik und Phonematik

Die Laute lassen sich als Einheiten des Sprechaktes (Parole) oder als solche des Sprachsystems (Langue) betrachten. Den Laut als die kleinste *beim Sprechakt wählbare und vom Hörer unterscheidbare Einheit* auf der Ebene des Signifikanten nennt man *Phon.* Die Phone sind Gegenstand der *Phonetik.* Im Rahmen des *Sprachsystems* zeigen sich die Laute im Hinblick auf ihre Funktion als *kleinste bedeutungsunterscheidende Einheiten* der Sprache. In dieser Funktion nennt man sie *Phoneme.* Die Phoneme sind Gegenstand der *Phonematik* (*Phonologie*). Diese untersucht 1. *welche* Lautunterschiede mit Bedeutungsunterschieden verbunden sind; 2. wie sich die *Unterscheidungsmerkmale* zueinander verhalten

und 3. nach welchen Regeln die Phoneme miteinander zu Wörtern bzw. umfangreicheren Gruppen *kombiniert* werden dürfen.

Vollständigkeit der Beschreibung würde auch für das Griechische und Lateinische phonologische Beschreibung verlangen. Außerdem kann die Phonologie durch Beschreibung der in einer Sprache möglichen Lautgruppen und der in ihr relevanten *Oppositionen* (z.B. zwischen kurzem und langem a in mălus und mālus) und Varianten (z.B. g als [g] oder als [ng] je nach Umgebung) gewisse Voraussetzungen schaffen für das Verständnis der historischen Veränderungen im Lautbestand.

Aber im ganzen ist ihre Bedeutung für die praktische Arbeit des klassischen Philologen gering. Daher ist es verständlich, wenn bisher auf dem Gebiet der alten Sprachen Forschungen und Ergebnisse der Phonologie recht spärlich sind.

Historische Lautlehre

Die Beobachtung, daß sich im Laufe der Zeit bestimmte Laute verändern und daß deshalb auch die „gleichen" Wörter ihren Klang (und im Gefolge davon die Aussprache des Geschriebenen oder auch die Schreibweise) verändern, war Anlaß für die Entstehung einer eigenen sprachwissenschaftlichen Disziplin, der *historischen Lautlehre.* Sie stellt zunächst Unterschiede und Veränderungen von Lauten an überliefertem Sprachmaterial fest, kann dabei gewisse Regelmäßigkeiten (Lautregeln)[12] erkennen und schließlich aufgrund dieser Regelmäßigkeiten frühere und spätere Lautstände zueinander in Beziehung setzen und historisch „erklären". Neben den Regelmäßigkeiten hat sie aber auch deren Störung durch *Analogie* (Anschluß an eine häufige ähnliche Form) oder *Austausch*beziehungen zu berücksichtigen.[13]

Dem Philologen hilft die historische Lautlehre bereits bei der Spracherlernung, da sich durch sie, besonders im Griechischen, scheinbar komplizierte Erscheinungen vereinfacht erklären lassen, z.B. *teneo – contineo,* τείνω – τέταται. Weiterhin lassen sich mit Hilfe von Lautregeln etwa bei der Lektüre von Texten älterer Sprachstufen oft Wörter und Formen in weniger vertrauter Lautgestalt zurückführen auf Wörter und Formen, deren spätere Lautgestalt und Bedeutung man besser kennt, etwa *quom* oder *istuc* bei Terenz auf späteres *cum* und *istud* (als vereinfachtes *istu(d)-ce* zu erklären).

3.2.2. Die Wörter

Wortbildung

Obwohl es keine allgemein anerkannte Definition des Wortes gibt,[14] kann man im Bereich der Klassischen Philologie davon ausgehen, daß mit Wörtern entweder die im Schriftbild voneinander abgehobenen *Einheiten*

innerhalb des Satzes gemeint sind (z.B. labore, mortalibus) oder aber *lexikalische Einheiten* (vgl. o. Kap. 3.1.2).

Mit der Bildung der Wörter als lexikalischer Einheiten befaßt sich die Lehre von der *Wortbildung*. Sie ist neben der Flexionslehre ein Teil der Morphologie, d.h. der Lehre von der Wortgestalt. Wortbildung ist im Griechischen und im Lateinischen in erster Linie die *Bildung von Wortstämmen* aus Wurzeln oder anderen Wortstämmen. Die Begriffe „*Wurzel*" (im 16. Jh. unter Einfluß der hebräischen Grammatik entstanden) und „*Stamm*" bezeichnen Elemente, die Ergebnis grammatischer Analyse sind, aber in Sprachäußerungen nur selten isoliert auftreten (etwa in unflektierten Formen der Wurzelwörter, z.B. *sal*, und in Formen, die mit dem reinen Stamm identisch sind, z.B. *lauda*!). Insofern stellen sie Abstraktionen dar. Um eine weitere Abstraktion handelt es sich bei der Aufgliederung von Wortformen in *Wortstock* und *Ausgang*. Der Wortstock ist der bei der Flexion durchgehend unveränderte Teil (παιδεύ- von παιδεύειν; *laud-* von *laudare*). Es gilt: Stamm + Endung = Wortstock + Ausgang.

Der Wortstamm ist Träger der *lexikalischen Bedeutung* (vgl. o. Kap. 3.1.2). Da in Texten zuerst die Signifikanten begegnen, betrachten wir die Wortbildung zunächst von der Signifikantenebene aus.

Stammbildende Elemente treten vorn oder/und innen oder/und hinten zur Wurzel (oder zu einem Stamm) hinzu als *Präfix*, als *Infix* oder (meistens) als *Suffix*, z.B. *in-sano, vi-n-co, ora-tor.*

Unter den Haupttypen der Wortbildung sind die einfachsten und seltensten die *Wurzelwörter*. Hier sind Stamm und Wurzel identisch: Die Wurzel selbst trägt die Wortbedeutung; in sprachlichen Äußerungen verbinden sich die Flexionsendungen unmittelbar mit der Wurzel, z.B. in gr. ἴ-μεν, lat. *i-mus* = wir gehen. Der zweite, weitaus häufigste Typus sind die abgeleiteten Wörter (*Ableitungen*). Ihr Stamm, der aus Wurzel (oder anderem Stamm) und (meistens) *Stammbildungssuffix* besteht, trägt die Bedeutung, z.B. ῥή-τωρ bzw. *ora-tor* = Redner. Der dritte Typus sind die zusammengesetzten Wörter (*Komposita*). Bei ihnen verbinden sich *zwei Stämme* mit selbständig vorstellbaren Signifikaten (Wortbedeutungen) zu einem neuen Stamm mit neuer Bedeutung. Sie sind im Lateinischen relativ selten (z.B. *alti-volantes*: die Hoch-Fliegenden, die Vögel), im Griechischen dagegen – wie auch in den meisten modernen Sprachen – recht häufig (z.B. ἀκρό-πολις: obere Stadt, Stadtberg, Burg).

Grenzfälle zwischen den genannten Typen treten auf, wie die wichtige Gruppe der mit Präpositionen (Präverbien) gebildeten Verba, z.B. *advolare*. Traditionellerweise werden sie als Komposita aufgefaßt, weil man davon ausgeht, daß den Präpositionen selbständig vorstellbare Signifikate zugrunde liegen können (vgl. o. Kap. 3.1.2 S. 62f.).

Von den *Signifikaten* her gesehen ergibt sich folgende Einteilung der

Komposita: Die größte Gruppe ist die der *Determinativkomposita*, bei denen das letzte Wort als Grundwort fungiert, das durch das Vorangehende näher bestimmt wird: ἀκρό-πολις = hoher Teil der Stadt, *parricida* = Vatermörder. Andere Komposita drücken ein *Sein* oder Haben aus: πολυ-πήμων = leidvoll (= viele Leiden habend). Seltener ist der Typus des *Kopulativkompositums* wie in δώ-δεκα und *duo-decim* zwölf (= zwei + zehn).

Die Kenntnis der Typen und der Bedeutungsgruppen kann helfen, in Textzusammenhängen die Bildungsweise und die Bedeutung zunächst unbekannter Wörter zu durchschauen[15] sowie den Stil des Textes angemessen zu beurteilen.

Wortart

Neben dem *Wortinhalt* (lexikalische Bedeutung) wird durch die Wortbildung auch die *Wortart* geprägt. Damit ergeben sich die *Wortartbedeutung*, z.B. die eines Substantivs (wie *labor*) oder eines Verbums (wie *laborare*), aber auch bestimmte Verwendungsmöglichkeiten des Wortes im Satz. Gelegentlich gewinnt das abgeleitete Wort keinen neuen Wortinhalt, sondern *nur* andere Wortartbedeutung und damit andere Möglichkeiten syntaktischer Verwendung, wie z.B. bei dt. „Verführung" neben „verführen". Die Frage, ob das auch für Fälle wie *beatitudo* neben *beatus* gilt, spielt vor allem bei der Interpretation philosophischer Texte eine große Rolle.

Die *Einteilung* der Wortarten, z.B. in Nomen (= Substantiv + Adjektiv), Pronomen, Verbum, Partizip, Artikel, Präposition, Adverb, Konjunktion (Interjektion), stammt aus alter Grammatiktradition,[16] befriedigt aber heute nicht mehr ganz, da sie nebeneinander ganz *unterschiedliche Einteilungskriterien*, z.B. morphologische neben syntaktischen, verwendet.[17] Ein morphologisches Kriterium liegt z.B. vor, wenn Verben als konjugierbar von Nomina geschieden werden. Nach diesem Kriterium mußte man die nicht flektierbaren Wörter einer Gruppe zuordnen.[18] Mit Hilfe syntaktischer Kriterien werden etwa Adverbia erklärt als Wörter, die Wörter bestimmter Wortarten näher bestimmen.

Von der Wortart Adverb unterscheidet man den *Satzteil* (das *Satzglied*; vgl. u. Kap. 3.2.3) *Adverbiale*. Eine *Affinität* zwischen beiden besteht insofern, als die Funktion des Adverbiales im Satz *häufig*, aber nicht immer, von der Wortart Adverb wahrgenommen wird. Umgekehrt erfüllt die Wortart Adverb *meistens* die Funktion eines Adverbiales, freilich nicht immer: in „das Auto dort", οἱ ἐκεῖ ἄνθρωποι ist die Wortart Adverb für das Satzglied Attribut verwendet.

Als Angehörige der einzelnen Wortarten sind die Wörter *für bestimmte Funktionen im Satz geeignet*, und zwar teils selbständig (Verba, Substantiva, Adjektiva, Pronomina, Adverbia), teils in Verbindung mit anderen

Wörtern (Präpositionen, Konjunktionen, Artikel). So sind die Verben vor allem als Prädikat, die Adjektiva als Attribut, als Prädikatsnomen oder als Prädikativum, die Adverbia als Adverbiale oder als Attribut verwendbar (vgl. dazu genauer u. Kap. 3.2.3, S. 85f.).

Wortbedeutung (Semantik bzw. Semasiologie, Onomasiologie, Etymologie)

Der eigentliche Träger der lexikalischen Bedeutung ist der *Wortstamm*. Da aber die Bedeutung des Wortes als lexikalischer Einheit keine andere ist als die des Stamms, spricht man mit Recht auch von der *Bedeutung des Wortes*. Da der Philologe Wortbedeutungen in Textzusammenhängen zu klären hat, stellen sich ihm zwei Fragen: 1. Welche *Möglichkeiten* des Inhalts (potentielle Bedeutungen) liegen in einem bestimmten Wort? 2. Welcher *spezifische* Inhalt wird aus dem Bereich des Möglichen durch den Zusammenhang der Textaussage ausgewählt bzw. festgelegt (Kontextbedeutung, Redebedeutung, aktuelle Bedeutung)?[19]

Zur Klärung der ersten Frage ist zunächst der *allgemeine Sprachgebrauch* zu berücksichtigen, dann das in der Epoche, an dem Ort, in der Gattung, bei dem Autor des Textes *Übliche*. Entsprechende Auskünfte finden sich in allgemeinen und speziellen Wörterbüchern. Ihre Angaben sind anhand der Texte auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Zur Klärung der zweiten Frage muß der unmittelbare und z.T. der mittelbare *Kontext* berücksichtigt werden. Oft ergibt sich die Redebedeutung eines einzelnen Wortes erst aus weiteren Zusammenhängen. Es kommt dann darauf an, sich die *Voraussetzungen* des Gesagten und die *Redesituation* bewußt zu machen.

Für beide Fragen kann es förderlich sein, *wortgeschichtliche Untersuchungen* selber durchzuführen oder bereits vorliegende heranzuziehen. Hilfreich sind auch *Parallelen* aus dem gleichen Text, aus anderen Texten des gleichen Autors, der gleichen Gattung, des gleichen Dialekts, der gleichen Epoche. Dabei ist darauf zu achten, daß und inwiefern es sich um wirkliche Parallelen handelt.

Das Gesagte soll an einem Beispiel verdeutlicht werden. Im „Hippolytos" des Euripides spricht Phaidra in einer längeren Rede (V. 373ff.) davon, daß vielfach am menschlichen Unglück nicht mangelnde Erkenntnis, sondern inkonsequentes Verhalten schuld sei; dabei seien unter anderem zwei Arten von αἰδώς im Spiel, eine „gute" und eine „schlechte", die diese Bezeichnung eigentlich gar nicht verdiene. Die Bedeutung des Wortes αἰδώς und der Sinn der Stelle sind zunächst nicht leicht zu verstehen und auch in der bisherigen Forschung ganz unterschiedlich erklärt worden. Man geht vom allgemeinen Sprachgebrauch aus und nimmt „Scheu" oder „Scham" als Bedeutung an. Außerdem hält man sich an scheinbare Parallelstellen aus dem gleichen Stück, wo das *Wort* αἰδώς oder das

zugehörige Verbum αἰδέομαι in dieser Bedeutung vorkommen. Aber keine dieser Erklärungen vermag der Textstelle einen einleuchtenden *Sinn* zu geben.[20] Auch die vorliegende wortgeschichtliche Untersuchung bietet zwar reiches wortgeschichtliches Material, hilft aber hier nicht weiter.[21]

Eine angemessene Erklärung ist in diesem Fall nur vom *Zusammenhang der Rede* her zu gewinnen. Dann zeigt sich, daß Phaidra mit den zwei Arten von αἰδώς die rechte (bzw. falsch verstandene) *Rücksicht* auf ihre Familie meint. Die recht verstandene αἰδώς fordert von ihr, da alle anderen Versuche, den verbotenen ἔρως zu überwinden, gescheitert sind, die Preisgabe ihres Lebens zur Rettung der eigenen Ehre und des guten Rufs der Familie. Schlechte „αἰδώς", in Wahrheit keine αἰδώς, wäre es, ihr Leben entsprechend dem Rat ihrer Amme „für ihre Familie" erhalten zu wollen, trotz der Einsicht, daß ihre verbotene Liebe zu Hippolytos gegen die geltende Moral verstößt und sie und ihre Familie in schlechten Ruf bringt.[22]

Alle Fragen, die mit der Klärung von Wortbedeutungen zusammenhängen, sind Gegenstand der *Semasiologie* oder *Semantik*.[23]

Man nimmt an, daß dem Lautkörper eines Wortes zunächst meistens eine einzige Anschauung entspricht, daß also der eine Signifikant ursprünglich nur ein Signifikat hat. Im Signifikat des Wortes kann man nun eine Verbindung mehrerer kleinster inhaltlicher Merkmale sehen. Man nennt sie *semantische Komponenten* oder semantische *Merkmale*.[24] Folgendes einfache Beispiel wird häufig zur Erläuterung verwendet:

	männlich	weiblich	Kind	Gattung
Mensch betreffend	Mann	Frau	Kind	Mensch
Pferd betreffend	Hengst	Stute	Fohlen	Pferd

Die in der Tabelle aufgeführten Wörter sind durch je eines der in der linken Spalte und der obersten Reihe genannten „Merkmale" bestimmt und so auch semantisch *analysierbar*. Auf griechisch würde die erste Reihe lauten: ἀνήρ, γυνή, τέκνον, ἄνθρωπος; auf lateinisch: *vir*, *femina*, *infans*, *homo*. (Wir sehen zunächst davon ab, daß keine genaue Äquivalenz zwischen den Wörtern der drei Sprachen besteht.)

Verschiedene Sprecher bzw. Autoren, ebenso auch Hörer bzw. Leser, können nun unterschiedliche Merkmale eines Wortes *hervorheben*, so daß in bestimmten Äußerungen bestimmte Aspekte des Wortinhalts hervortreten, andere zurücktreten. Dabei kann angeknüpft werden an den begrifflichen Inhalt (*Bedeutungskern*) oder auch an den sog. *„semantischen Hof"* der Wörter, d.h. an die Assoziationen und Komponenten, die sich um den Kern gruppieren.

So ergibt sich je nach Kontext die Möglichkeit *unterschiedlicher Verwendung* eines Wortes, und zwar historisch gesehen zunächst nebeneinander, also etwa in verschiedenen Zusammenhängen des gleichen Textes. So können bei griech. τρέω, das die Komponente „Angst haben" enthält, die Komponenten „körperliche Erscheinung", „Erleben" oder „Reaktion" in den Vordergrund treten. Dieser unterschiedlichen Verwendung entsprechen die deutschen Übersetzungen „ich zittere – ich fürchte – ich laufe davon".

Ein gutes Beispiel für die Verschiebung einer Wortbedeutung im Rahmen konkreter Äußerungen und die *Entstehung unterschiedlicher Verwendungsweisen* bietet der Gebrauch des Wortes νοῦς in Platons Dialogen. Während es in den frühen Dialogen nur in attisch-umgangssprachlichen Wendungen wie νοῦν ἔχειν, ἄνευ νοῦ vorkommt und dabei der umgangssprachlichen Verwendung von dt. „Vernunft" in den Redensarten „Vernunft zeigen, ohne Vernunft" entspricht, kommt es in den späteren Dialogen zunehmend selbständig vor und bedeutet „Einsicht" im Sinn der für die Platonische Philosophie kennzeichnenden Ideen-Erkenntnis. Der *Übergang* zwischen beiden Verwendungsweisen läßt sich genau beobachten an vier Stellen der Dialoge „Gorgias" (467a 5 und 510c 1) und „Menon" (99c 8 und 99e 6). Hier wird die Redensart ἄνευ νοῦ in neuer Bedeutung verwendet als „ohne (echte) Einsicht (im Platonischen Sinn)", νοῦν ἔχειν dementsprechend als „über (echte) Einsicht verfügen", und beide werden dann ausdrücklich in diesem Sinn erklärt. Der so mit verändertem Inhalt gefüllte Begriff νοῦς wird von da an bei Platon durchgehend neben den umgangssprachlichen Redewendungen verwendet. Die neue Verwendung wird noch gestützt durch den Sprachgebrauch der Vorsokratiker, die das Wort (in der ionischen Form νόος) bereits als „Einsicht", bezogen auf ihre je eigene Auffassung von Wahrheit, verwendet hatten.[25]

Die *Bedeutungsveränderungen* eines Wortes wirken sich mittelbar meistens auf die *Wortfamilie* (d.h. Wörter mit der gleichen Wurzel) und die *Wortverbindungen* aus. Die Wortfamilie von νοῦς verändert sich in ähnlicher Weise wie das Wort selbst: auch νοεῖν, νόημα und νόησις gewinnen bei Platon die neue Bedeutung „Ideen-Einsicht".

Der Zusammenhang der unterschiedlichen Bedeutungen kann, trotz historischer Zusammengehörigkeit, für das jeweilige Sprachempfinden getrennt sein, wie etwa bei dt. „Schloß", griech. (homer.) εὔχομαι.[26] In diesem Fall spricht man von *Polysemie*. Die verschiedenen Bedeutungen sind auch ihrer Entstehung nach getrennt in Fällen der *Homonymie* wie homerisch οὖρος mit den Bedeutungen „Grenze" (att. ὅρος); Fahrwind (verwandt mit αὔρα), Wächter (von ὁράω), Graben (verwandt mit ὀρύσσω) und Berg (att. ὄρος).[27]

Die *Komponentenanalyse* macht es möglich, feine *Bedeutungsunter-*

schiede als Differenz in einer Komponente, größere als Differenz in mehreren Komponenten zu beschreiben. Mit Hilfe der Komponenten läßt sich auch die Differenz klären zwischen dem *Begriff* (als Einheit der Komponenten) und der sprachlichen *Vorstellung* (ohne volle begriffliche Bestimmtheit und volle Anschaulichkeit, dagegen von einem Teil der Komponenten und stark von Assoziationen bestimmt).

Zusätzliche Bedeutungsmöglichkeiten – die ebenfalls durch Merkmalhervorhebung in einem bestimmten Kontext entstehen und sich durch Komponentenanalyse verdeutlichen lassen – ergeben sich durch *metaphorischen Gebrauch*, wie etwa im Fall der *Metonymie* (Ausdruck, der in logischer oder erfahrungsmäßiger Beziehung zum Gemeinten steht, z.B. gr. ὄρνις, wörtl. Vogel, übertragen Vorbedeutung) oder der *Metapher* im engeren Sinne (Vergleich ohne „wie", z.B. gr. λέων, wörtlich Löwe, übertragen Held).

Die Möglichkeiten der Bedeutung eines Wortes werden auch durch seine syntagmatischen und paradigmatischen *Beziehungen* (vgl. o. Kap. 3.1.2) erhellt, da die sprachlichen Beziehungen Ausdruck gedanklicher Zusammenhänge sind. So ist es beispielsweise für das lat. Wort *labor*[28] wichtig, daß es häufig als Subjekt von Verben mit der Bedeutung „erschöpfen", als Objekt von *ferre* und *tolerare* verwendet wird. Dementsprechend ist das genauere Äquivalent im Deutschen nicht Arbeit, sondern „Mühe, Anstrengung", was auch der Etymologie (vgl. u. S. 76) entspricht (Ableitung von *labi* = „gleiten, wanken"; *labor* = Wanken unter einer Last). Die paradigmatischen Beziehungen weisen in dieselbe Richtung: Als Synonyma[29] (bedeutungsähnliche Wörter) in verschiedenen Bereichen werden gebraucht: *labor* ~ *fructus* („Ertrag der Arbeit") in der Landwirtschaft, *labor* ~ *periculum* („Risiko") im Militärwesen, *labor* ~ *industria* („Fleiß, Sorgfalt") auf dem Feld geistiger Arbeit. In bestimmten Zusammenhängen kann *labor* auch *iustitia* (im Staatswesen) oder *virtus* (bei der Persönlichkeitsbeurteilung) nahestehen.

Ob es den Idealfall völlig *bedeutungsgleicher Wörter* gibt, wurde oft erörtert. Während früher die Antwort meist negativ ausfiel,[30] lautet sie heute eher positiv, jedoch unter der Voraussetzung, daß Bedeutungsgleichheit nicht bei Wörtern als isolierten Einheiten, sondern dann vorliegt, wenn in sonst gleichlautenden Sätzen oder Syntagmen die Verwendung zweier verschiedener Wörter (bzw. Ausdrücke) am Satzsinn nichts ändert. Dabei ist freilich umstritten, ob sich der Satzsinn ändert, wenn das Denotat (etwa das Pferd als Tier) gleichbleibt, aber der Assoziationswert sich ändert (wie etwa bei dt. „Roß, Pferd, Gaul, Mähre").[31]

Die Frage nach Synonyma ist besonders in *onomasiologischen* Untersuchungen wichtig. Während bei semasiologischer Fragestellung – die Hörer und Leser betrifft – zu gegebenen Signifikanten die Signifikate gesucht werden, wird bei onomasiologischen Fragestellungen[32] nach Ausdrucks-

möglichkeiten gesucht für gegebene (antiker oder moderner Vorstellung entsprechende) Begriffsinhalte, was vor allem die Rolle des Sprechers und Schreibers betrifft. In dieser Weise untersucht etwa B. Snell den *Begriffsbezirk* des Wissens.[33] Dieses Verfahren gab in systematisierter Form um 1930 der deutschen Wortforschung als *Wortfeldtheorie* neue Impulse.[34] In der Klassischen Philologie werden Methoden der Wortfeldtheorie neuerdings etwa in den Arbeiten von J. Latacz berücksichtigt.[35]

Das Nebeneinander verschiedener Bedeutungen kann zum *Nacheinander* werden (*Bedeutungswandel*), wie etwa in lat. *emolumentum*, das zunächst „das Herausgemahlene", dann den „Ertrag des Mahlens", schließlich „Ertrag" und „Vorteil" bedeutet. Dieser Vorgang läßt sich verstehen als Üblichwerden ursprünglich neuer Wortbedeutungen (bei Aufhebung der alten) und beschreiben als Komponentenveränderung. Unter den *Typen* des Bedeutungswandels sind vor allem Bedeutungserweiterung und -verengung, Bedeutungsverbesserung (semantische Aufwertung) und -verschlechterung (sem. Abwertung) hervorzuheben.[36]

Die *Geschichte* eines Wortes hat solche Wandlungen zum Gegenstand. Sie kann *innere* Wortgeschichte sein, die den Wandel des Wortinhalts, oder *äußere*, die den Wandel der bezeichneten Sache (*Denotat*) betrifft. Bei wortgeschichtlichen Untersuchungen müssen philologische Textinterpretation und sprachwissenschaftliches Vorgehen zusammenwirken. Ihre Ergebnisse helfen mit, Textzusammenhänge, in denen das betr. Wort vorkommt, besser zu verstehen, zumal die Untersuchungen ja viele signifikante Stellen selber zu klären versuchen.

Die *ursprüngliche Bedeutung* eines Wortes zu ermitteln ist Aufgabe der *Etymologie*.[37] Die Regeln des Lautwandels erlauben es, die frühere Lautgestalt von Wörtern zu erschließen. Durch Vergleichung von in Lautform und Bedeutung ähnlichen Wörtern verwandter Sprachen schließt man auf die frühe Bedeutung der gemeinsamen Vorfahren unter Berücksichtigung sprachlicher Zusammenhänge und sachlicher Erkenntnisse der Altertumsforschung. Dabei ergibt sich z.B., daß die indogermanische Urform *agros (zu gr. ἀγρός, lat. *ager*, dt. Acker) nicht „Acker", sondern „Weide" bedeutet, da sie durch ein -ro-Suffix von dem Verbum abgeleitet ist, das griech. ἄγω und lat. *ago* (= ich treibe) zugrunde liegt. Der ursprüngliche Sinn ist im Altindischen erhalten, während die europäischen Sprachen Bedeutungswandel zeigen. Die Ergebnisse etymologischer Forschung sind in *etymologischen Wörterbüchern* zusammengestellt (vgl. die Literaturhinweise u. Kap. 6).

Wörterbuch (Lexikographie)

Im Wörterbuch (Lexikon) werden den Wörtern ihre Bedeutungen zugeordnet. Die Lexika tun das in unterschiedlicher Form, jeweils auf einen bestimmten Benutzerkreis zugeschnitten. *Taschenwörterbücher* vermit-

teln dem Anfänger und dem Lernenden die Bedeutungen der Wörter der wichtigsten Schulautoren. Von den als potentielle Bedeutungen angegebenen *Äquivalenten* muß der Benutzer das jeweils dem Sinn Entsprechende selber erkennen und die Aktualisierung der Bedeutung je nach Kontext selber vollziehen.

Ausführlichere Wörterbücher grenzen die Wörter vielfach von Synonyma ab und bieten nähere Angaben zur Verwendungsweise der Wörter in Wortverbindungen. Sie helfen so, den zwischen Wort und Satz liegenden Bereich der Wortverbindungen sachgemäß zu beurteilen. Noch genauere Informationen, etwa über Wörter und Wortverbindungen bei bestimmten Schriftstellern, bieten die *Handwörterbücher*.

Früh schon wurde versucht, für *wissenschaftliche Zwecke* den Wörterbestand der griechischen und der lateinischen Sprache aus der *Gesamtheit* der überlieferten Texte zu dokumentieren, nach Bedeutungsaspekten zu gliedern und in seinen Einzelanwendungen zu zeigen und zu erläutern. Da für den Benutzer solcher Wörterbücher nicht das Übersetzen als Zweck im Vordergrund steht und sich der Arbeitsaufwand für eine Fassung in verschiedenen Zielsprachen nicht lohnen würde, ist in ihnen der erläuternde Teil lateinisch geschrieben. Sie vertreten den Typus des *einsprachigen Wörterbuchs*, bei dessen Benutzung nicht die Vorstellungen der Muttersprache des Benutzers ins Spiel kommen. Solche Wörterbücher setzen gründliche Vertrautheit mit der jeweiligen Sprache voraus.

Die ersten neuzeitlichen Versuche dieser Art waren der „Thesaurus Graecae Linguae" von H. Stephanus und der „Latinae Linguae Thesaurus" von R. Stephanus im 16. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert entstand das „Totius Latinitatis Lexicon" von E. Forcellini. Heute gipfeln die Versuche der Lexikographie innerhalb der Klassischen Philologie in dem großen Gemeinschaftsunternehmen des „Thesaurus Linguae Latinae", der um 1900 begonnen wurde, seitdem in regelmäßigen Lieferungen erscheint, derzeit bis zu den Wörtern mit dem Anfangsbuchstaben p gelangt ist[38] und etwa zum Ende des Jahrhunderts abgeschlossen werden könnte. Sorgfältige methodologische Überlegungen und Überprüfung der theoretischen Grundsätze in Probeartikeln waren der eigentlichen Arbeit vorausgegangen und begleiten stets ihren Verlauf.[39]

Grundlage der Artikel ist das Material des *Thesaurus-Archivs* in München. Es erfaßt den gesamten überlieferten Wortschatz des Lateinischen bis etwa 600 n. Chr., und zwar in vollständiger Verzettelung mit Kontext für die Autoren bis Apuleius, für die späteren Autoren in repräsentativer Auswahl. Zettelarchiv und Institutsbibliothek stehen Besuchern für wissenschaftliche Arbeit zur Verfügung. In begrenztem Umfang werden auch schriftliche Auskünfte erteilt.

Die *Wörterbuchartikel* legen aus diesem Material in der Regel eine sinnvolle Auswahl in zweifacher Form vor: Es werden inventarisierend

Belege etwa für Wortbildung, Etymologie, Prosodie, Orthographie und Formen sowie antike Bedeutungserklärungen (Glossen), romanische Deszendenten, Synonyma und Antonyma, schließlich Hinweise auf das Vorkommen (u.U. mit Häufigkeitstabellen) gegeben. Daneben wird versucht, in historisch-entwickelnder Form ein Bild zu zeichnen vom „Leben" des Wortes, d.h. von seinen verschiedenen *Bedeutungen* und Bedeutungsnuancen, in verschiedenen Kontexten und in ihrem *historischen Zusammenhang und Wandel.* In der Erklärung können sprachliche, sachliche, logische, psychologische oder historische Gesichtspunkte eine Rolle spielen und Form und Abfolge der Darstellung im Einzelfall bestimmen.[40]

Im Bereich des *Griechischen* gibt es keinen ähnlich umfassenden Versuch der Lexikographie. Vor einigen Jahren begonnen wurde das *„Lexikon des frühgriechischen Epos"*, von dem mittlerweile ein Band (= Buchstabe α) vollständig und außerdem in drei weiteren Lieferungen von Band II die Wörter von β bis ϑ (ϑαῦμα) behandelt sind. Von der modernen Zielsetzung dieses Lexikons gibt die Vorrede zum ersten Faszikel ein Bild, wo methodische Grundsätze entwickelt werden. Das Material wird gesammelt und im Lexikon in folgender Reihenfolge innerhalb der einzelnen alphabetisch angeordneten Artikel dargeboten: Etymologie – Akzent – Orthographie – Formenbestand (mit Häufigkeitsangabe) – metrische Verwendung – antikes Erklärungsgut (aus Kommentaren, Scholien, Lexika) – syntaktischer Gebrauch – wissenschaftliche Literatur – Bedeutungsanalyse. Auf der *Bedeutungsanalyse* liegt der Hauptakzent. Sie wird durchgeführt und dargestellt unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte, die der gegenwärtigen Sprachwissenschaft und Philologie relevant erscheinen: Synchronische und diachronische Bedeutungszusammenhänge, Wortfeld, syntaktische Bezüge des Einzelwortes, Wortfamilie, Sachbezüge. Ein Beispiel bietet der Artikel αἰδώς von B. Snell (S. 79).

Archiv und Arbeitsstelle des Lexikons des frühgriechischen Epos liegen in Hamburg und sind Teil des „Thesaurus Linguae Graecae", an dem auch weitere Aufgaben der griechischen Lexikographie bearbeitet werden. Soeben (1989) abgeschlossen wurde der *Index Hippocraticus*, der den Wortschatz des Corpus Hippocraticum vollständig verzeichnet.

Neuerdings wurde in Amerika an der Universität von California/Irvine ein andersgeartetes Forschungsprojekt begründet, ebenfalls unter dem Namen „Thesaurus Linguae Graecae". Mit Hilfe der Möglichkeiten elektronischer Datenverarbeitung soll der gesamte griechische Wortschatz, vorerst aus den Texten bis 200 n.Chr., später bis 500 n.Chr., registriert und in einer Datenbank gespeichert werden. Die Bearbeitung im Rahmen von Wörterbüchern oder Untersuchungen wird anderen Institutionen oder einzelnen Forschern überlassen, soll aber durch das neue Unternehmen eine Materialgrundlage ohne zeitraubende Arbeit erhalten.

B Gott der Unterwelt (s. Ἀΐδης B III) *E* 190 (Pandaros zu Aineias) *καί μιν* (Diomedes) *ἔγωγ' ἐφάμην -ῆϊ προϊάψειν,* ¹ *ἔμπης δ' οὐκ ἐδάμασσα* *Y* 61 *ἔδεισεν δ' ὑπένερθε{ν} ἄναξ ἐνέρων -εύς,* ¹ *δείσας δ' ἐκ θρόνου ἆλτο καὶ ἴαχε* h. Cer. 2 *Δήμητρ' ἠΰκομον σεμνὴν θεὸν ἄρχομ' ἀείδειν,* ¹ *αὐτὴν ἠδὲ θύγατρα τανύσφυρον ἣν -εὺς* ¹ *ἥρπαξεν* 84 (Helios zu Demeter) *οὔ τοι ἀεικὴς* ¹ *γαμβρὸς ἐν ἀθανάτοις πολυσημάντωρ -εὺς* ¹ *αὐτοκασίγνητος καὶ ὁμόσπορος· ἀμφὶ δὲ τιμὴν* ¹ *ἔλλαχεν ὡς τὰ πρῶτα διάτριχα δασμὸς ἐτύχθη* 357 *μείδησεν δὲ ἄναξ ἐνέρων -εὺς* ¹ *ὀφρύσιν, οὐδ' ἀπίθησε Διὸς βασιλῆος ἐφετμῆς* 376 *ἵππους δὲ προπάροιθεν ὑπὸ χρυσέοισιν ὄχεσφιν* ¹ *ἔντυεν ἀθανάτους πολυσημάντωρ -εύς* Hes. Th. 913 *αὐτὰρ ὃ* (Zeus) *Δήμητρος πολυφόρβης ἐς λέχος ἦλθεν,* ¹ *ἣ τέκε Περσεφόνην λευκώλενον, ἣν -εὺς* ¹ *ἥρπασε ἧς παρὰ μητρός· ἔδωκε δὲ μητίετα Ζεύς*

Fr. Sch.

αἰδώς E von *αἴδομαι*: Risch § 32b S. 81. Abl. *αἰδόϊος ἀναιδής ἀναιδεΐη*

A *-ῶ* (acc.) Arist. Pamphil. Hdn.; *-ώ* Dion. Sidon., Dion. Thr. (Lehrs, Aristarch³ 249)

O Die unkontrahierten Formen *-όος, -όϊ, -όα* bei Hom. außer *υ* 171 (*-οῦς*) stets möglich, im 4. u. 5. Metrum erwünscht, nur kontr. Form möglich *υ* 171 (*-οῦς*) Hes. Op. 324 (*-ῶ*) Sc. 354 (*-οῖ*) F 96,44 (*-οῖ*) Kypr. 6,5 Ki. (*-ῶ*) (s. M): Bechtel, Vocalkontr. 92; Chantraine, Gr. h. I 47. 54

F *-ώς* 19; *-οῦς* bzw. (2×) *-όος* 3; *-οῖ* bzw. (5×) *-όϊ* 7; *-ῶ* bzw. (7×) *-όα* 9

M *al-* steht im longum außer [-²] *-ώς* h. Cer. 190 u. [-³] *-ῶ* Hes. Op. 324 (s. O), und zwar beim nom. [¹] *E* 787 = *Θ* 228 *N* 95 = *O* 502 *Π* 422 *P* 336 *γ* 24 *ρ* 347 Hes. Op. 200 317—319 (3mal) [⁴] *O* 129 657 *Ω* 44 h. Cer. 214 Hes. Op. 192 Kypr. F 20 Ki.; beim acc. [¹] *N* 122 *X* 75 *Ω* 111 *ρ* 352 [⁴] *O* 561 661 *B* 262 (*-ῶ ἀμφικαλύπτει*, wo *-όα* ebenfalls Hiat ergäbe) [⁶] Hes. F 96,44 (s. O); beim dat. [¹] *θ* 172 > Hes. Th. 92 [⁴] *θ* 324 *ξ* 505 [⁵] *K* 238 [⁶] Hes. Sc. 354 (s. O) Kypr. F 6,5 Ki. (s. O); beim gen. nur [⁴] *γ* 14 *θ* 480 *υ* 171 (s. O); im 2. u. 3. Metrum nur an den beiden Stellen, wo *al-* nicht im longum steht (s. o.).

Σχ *Συναγ.* Phot. 48,20 *'αἰδώς'· παρ' Ὁμήρῳ πολλάκις, σπάνιον δὲ παρὰ τοῖς ἄλλοις.* EM 30,26 *'αἰδώς'· τιμή, φόβος, αἰσχύνη, ὄνειδος*

L R. Schultz, *ΑΙΔΩΣ*, Diss. Rost. 1910; Wilamowitz, GlH I 353ff.; C. E. Frhr. v. Erffa, *ΑΙΔΩΣ* u. verwandte Begriffe, Phil. Suppl. (30,2) 1937; W. J. Verdenius, Mnem. III 12, 1944, 47—60

B *Scheu* I. urspr. die einzelne Regung der Scheu vor dem Mächtigeren: 1a) vor Göttern, b) vor Scheu erweckenden Personen, 2. vor den Vorwürfen der Mitmenschen, 3. überhaupt vor etwas Frevelhaftem, ferner *Scham, Schüchternheit*, 4. die unangebrachte Scheu (Hes.); II. konkret-passivisch: das, wovor man Scheu, Scham empfindet, das *Schamglied*; III. *Αἰδώς* als Göttin I 1a) Scheu vor Göttern (Il.: anderer Götter vor Zeus [und Here]) *O* 129 (Athene zu Ares) *ἦ νύ τοι αὔτως* ¹ *οὔατ' ἀκουέμεν' ἔστι, νόος δ' ἀπόλωλε καὶ -ώς* *Ω* 111 (Zeus zu Thetis) *-ῶ* (*-όα*) *καὶ φιλότητα τεὴν μετόπισθε φυλάσσων* (d.h. daß ich dir *αἰδόϊός τε φίλος τε* bleibe, so Leaf.; anders v. Erffa 14) Kypr. F 20 Ki. *Ζῆνα* ... ¹ *οὐκ ἐθέλει νεικεῖν* (*ἐθέλεις* [od. *-λειν*] *εἰπεῖν* codd.)· *ἵνα γὰρ δέος, ἔνθα καὶ -ώς* h. Cer. 190 *τὴν* (Metaneira) *δ' -ώς τε σέβας τε ἰδὲ χλωρὸν δέος εἷλε* (vor Demeter) b) vor dem König usw.: *K* 238 (Agam. zu Diomedes mit Hinblick auf Menel.) *μηδὲ σύ γ' αἰδόμενος σῇσι φρεσὶ τὸν μὲν ἀρείω* ¹ *καλλείπειν, σὺ δὲ χείρον' ὀπάσσεαι -όϊ εἴκων* ¹ *ἐς γενεὴν ὁρόων, μηδ' εἰ βασιλεύτερός ἐστιν* (Sud. *Αι* 87 *αἰδούμενος*) Hes. Th. 92 *ἐρχόμενον δ' ἀν' ἀγῶνα θεὸν ὣς ἱλάσκονται* ¹ *-όϊ μειλιχίῃ, μετὰ δὲ πρέπει ἀγρομένοισι* < *θ* 172 (s. u. 3b; so Solmsen, TAPA 85, 1954, 9ff.; umgekehrt Sellschopp 49, Von der Mühll 717,36) Hes. Sc. 354 *ὃ γὰρ δυνάμει τε καὶ -οῖ* ¹ *Τρηχῖνος προβέβηκε* (sc. *Κῆυξ ἄναξ*): durch die ihm entgegengebrachte Scheu *ξ* 505 *δοίη κέν τις χλαῖναν ἐνὶ σταθμοῖσι συφορβῶν,* ¹ *ἀμφότερον, φιλότητι καὶ -όϊ φωτὸς ἑῆος* vor dem Sänger: *θ* 480 *πᾶσι γὰρ ἀνθρώποισιν ἐπιχθονίοισιν ἀοιδοὶ* ¹ *τιμῆς ἔμμοροί εἰσι καὶ -οῦς* (*-όος*), *οὕνεκ' ἄρα σφεας* ¹ *οἴμας Μοῦσ' ἐδίδαξε, φίλησε δὲ φῦλον ἀοιδῶν* 2. *Scheu* vor den Vorwurfen der Mitmenschen, vor allem im Falle der Flucht a) hält den Krieger zurück, er muß sie in den *θυμός* oder die *φρένες* legen: *O* 561 *ὦ φίλοι, ἀνέρες ἔστε καὶ -ῶ* (*-όα*) *θέσθ' ἐνὶ θυμῷ* ¹ *ἀλλήλους τ' αἰδεῖσθε* (*αἴδεσθε*) 657 *οὐδ' ἐκέδασθεν ἀνὰ στρατόν· ἴσχε γὰρ -ὼς* ¹ *καὶ δέος· ἀζηχὲς γὰρ ὁμόκλεον ἀλλήλοισι* (sch. B[T] *τὸ μὲν ἵνα μὴ φανῶσι κακοί, τὸ δὲ περὶ νεῶν*) 661 *ὦ φίλοι, ἀνέρες ἔστε, καὶ -ῶ* (*-όα*) *θεσθ' ἐνὶ θυμῷ* ¹ *ἄλλων ἀνθρώπων* *N* 122 *ἀλλ' ἐν φρεσὶ θέσθε ἕκαστος* ¹ *-ῶ* (*-όα*) *καὶ νέμεσιν* (sch. B[T] *τήν τε κοινὴν αἰσχύνην καὶ τὴν ἐξ ἄλλων προσγινομένην μέμψιν*, vgl. sch. BT *O* 661 f.) b) *-ώς ἐστί τινι* (s. u. 3 *Ω* 44 *οὐδέ οἱ -ώς*); dies und das Folgende (c) oft fälschlich mit 'Schande' übersetzt (s. *Σχ αἰσχύνη, ὄνειδος*); beim Beginn einer Rede, die die Krieger zum Kampf antreibt, meist, wenn sie fliehen wollen (doch s. *O* 502): *-ώς* (sc. *ἔστω ὑμῖν*) *E* 787 = *Θ* 228 *-ώς, Ἀργέϊοι, κάκ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί* (Hsch. *'αἰδὼς Ἀργέϊοι'· αἰσχύνη γεγονότες*) *N* 95 (s. u. 2a *N* 122!) = *O* 502 *αἰδώς, Ἀργέϊοι* (sch. [B]T *λείπει 'ἐγγινέσθω'*) *Π* 422 *-ώς, ὦ Λύκιοι, πόσε φεύγετε;* c) prädik. *-ώς* sc. *ἐστιν* c. inf. *man muß sich scheuen*: *P* 336 *-ὼς μὲν νῦν ἥδε γ' ἀρηϊφίλων ὑπ' Ἀχαιῶν* ¹ *Ἴλιον εἰς ἀναβῆναι ἀναλκείῃσι δαμέντας* (s. u. 3d *γ* 24) 3. *Scheu* vor dem Frevel a) mit Negation *Ω* 44 *ὣς Ἀχιλεὺς ἔλεον μὲν ἀπώλεσεν, οὐδέ οἱ -ὼς* ¹ [*γίγνεται, ἥ τ' ἄνδρας μέγα σίνεται ἠδ' ὀνίνησι* (interpol. < = Hes. Op. 318, vgl. sch. T *λείπει τὸ 'ἐστίν'*)] *υ* 171 *ἀτάσθαλα μηχανόωνται* ¹ *οἴκῳ ἐν ἀλλοτρίῳ, οὐδ' -οῦς μοῖραν ἔχουσιν* Hes. Op. 192 *δίκη δ' ἐν χερσὶ καὶ -ὼς* ¹ *οὐκ ἔσται·* (die Fortsetzung *βλάψει δ' ὁ κακὸς τὸν ἀρείονα φῶτα* zeigt, daß die unter I besprochene Vorstellung einwirkt) b) *θ* 172 (von einem guten Redner) *οἱ δέ τ' ἐς αὐτὸν* ¹ *τερπόμενοι λεύσσουσιν, ὁ δ' ἀσφαλέως ἀγορεύει* ¹ *-όϊ μειλιχίῃ* ('Dativ des Begleitgefuhls', Schwyzer, Gr. Gr. II 162c), *μετὰ δὲ πρέπει ἀγρομένοισιν,* ¹ *ἐρχόμενον δ' ἀνὰ ἄστυ θεὸν ὣς εἰσορόωσιν* (*-όϊ μειλ.* zu *λεύσσουσιν* zu ziehen [so V. d. Mühll u. a.] ist hart, wenn auch durch Hes. Th. 92 [s. o. 1b] nahegelegt, *ἀγορεύει -όϊ μειλ.* = er redet 'mit gewinnender Scheu' [so Ameis-Hentze; Solmsen l.c.: oben 1b]) als königliche Eigenschaft: h. Cer. 214 *ἐπί τοι πρέπει ὄμμασιν -ὼς* ¹ *καὶ χάρις, ὡς εἴ πέρ τε θεμιστοπόλων βασιλήων* c) *Schamhaftigkeit* (vgl. auch II) *θ* 324 *θηλύτεραι δὲ θεαὶ μένον -όϊ οἴκοι ἑκάστη* Kypr. F 6,5 Ki. (Nemesis flieht vor Zeus) *ἐτείρετο γὰρ φρένας -οῖ* ¹ *καὶ νεμέσει* Hes. F 96,44 [*δ*]*ς* [*δέ κ*]*εν ἀνδρῶν* ¹ *αὐτὸς ἕλοιτο βίῃ* (sc. *κούρην*) *νέμεσίν τ' ἀποθεῖτο καὶ -ῶ* d) *Schüchternheit*: *γ* 14 (Athene) *Τηλέμαχ', οὐ μέν σε χρὴ ἔτ' -οῦς* (*-όος*) *οὐδ' ἠβαιόν* 24 *-ὼς δ' αὖ νέον ἄνδρα γεραίτερον ἐξερέεσθαι* 4. *Scheu* davor, niedrige Arbeit anzufassen, von Hes. umgedeutet zur *falschen Scham* Hes. Op. 317ff. *-ὼς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένον ἄνδρα κομίζει,* ¹ *-ώς, ἥ τ' ἄνδρας μέγα σίνεται ἠδ' ὀνίνησιν,* ¹ *-ώς τοι πρὸς ἀνολβίῃ, θάρσος δὲ πρὸς ὄλβῳ*, dann aber im Sinne von I 3 324 *εὖτ' ἂν δὴ κέρδος νόον ἐξαπατήσῃ* ¹ *ἀνθρώπων, -ῶ δέ τ' ἀναιδεΐη κατοπάζῃ* (Sellschopp 97): 317 > (Sellschopp 58) *ρ* 347 „*falsche Schüchternheit*" *-ὼς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένῳ ἀνδρὶ παρεῖναι* u. 352 *-ῶ* (*-όα*) *δ' οὐκ ἀγαθήν φησ' ἔμμεναι ἀνδρὶ προΐκτῃ* II. *Schamglied* *B* 262 *χλαῖνάν τ' ἠδὲ χιτῶνα, τά τ' -ῶ* (*-όα*) *ἀμφικαλύπτει* (sch. BT *τὴν τοῦ ὅλου σώματος ἢ τὴν τῶν μορίων*) *X* 75 *ἀλλ' ὅτε δὴ πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον* ¹ *-ῶ* (*όα*) *τ' αἰσχύνωσι κύνες κταμένοιο γέροντος* (sch. BT *αἰδοῖα ἢ τὴν ἀπὸ τῆς ὄψεως τοῦ σώματος αἰσχύνην*), vgl. *αἰδόϊα* (zu ähnlichen Bezeichnungen in anderen Sprachen s. v. Erffa 40) III. Gottin Hes. Op. 200 (192 *αἰδὼς οὐκ ἔσται*) *ἀθανάτων μετὰ φῦλον ἴτον προλιπόντ' ἀνθρώπους* ¹*Αἰδὼς καὶ Νέμεσις* (vgl. *-ῶ καὶ νέμεσιν* *N* 122, Kypr. F 6,5 Ki.)

G In Il./Od. außer *O* 657 nur in direkter Rede. Vbg. mit gen.: *O* 661 *-ῶ ἄλλων ἀνθρώπων*, *ξ* 505 *-όϊ φωτὸς ἑῆος*

Br. Sn.

αἰεί, ἀεί, αἰέν E zu *αἰών* (s. d.). *αἰεί* < **αἰϜέσι* (Boisacq), loc. neben *αἰ(Ϝ)ές*? Eher adv. loc. auf *-εί* zu *o*-Stamm, vgl. *aevum*: Brugmann, Grundriß II² 2,708; Kuryłowicz, BSL 35, 1935, 32. Zur Betonung *-εί* statt *-εῖ* vgl. Streitberg, IF 6, 1896, 340 (Attizismus). Zum hom. *ἀεί* Wackernagel, Unters. 146. Hiermit vgl. auch *ἀέ* in *ἀενάοντα* (s. d.) (oder *ἀὲν* mit Syniz. und *-ᾱ-*?), zu *αἰή* tarent.? (Schwyzer, Gr. Gr. I 550) *αἰέν* zum *n*-Stamm. Grundbed.: nicht 'in der Zeit' (Hirt, IF 32, 1913, 295, wie *áhan* 'am Tage'), auch nicht 'in der Lebenszeit'. Derartige Bed.-Entwicklung wäre von dem bei *αἰών* festgestellten Tatbestande her unverständlich. Vielmehr: 'sich beziehend auf das, was 'in flore' ist, 'in Kraft' ist, 'gilt', adv. 'aufs neue', ähnlich germ. nhd. *je, je-weise*, d.h. *je und je, jeweilen*, worin die Repetition beschlossen liegt. Vgl. nachhom. *ὁ αἰεὶ βασιλεύων* Hdt. 2,98, *τὸν κρατοῦντ' ἀεί* 'den jeweiligen Herrscher' Aisch. Pr. 907. Vgl. *Σχ*

Wörterbücher ohne Angabe von Äquivalenten sind das *Glossar* und die *Konkordanz*. Das Glossar verzeichnet die in einem Text vorkommenden Wörter, die Konkordanz führt alle Wörter eines Textes oder Autors zusammen mit ihren Kontexten auf.

Flexion (Formenlehre)
Substantiv, Adjektiv, Pronomen und Verbum (z.T. auch die Zahlwörter) können im Lateinischen und Griechischen *abgewandelt* (*gebeugt, flektiert*) werden. Sie bilden mit Hilfe von Suffixen (Endungen) *Flexionsformen*. Durch diese zeigen sie verschiedene Funktionen an.

Obwohl gelegentlich die Theorie vertreten wird, die Flexion solle ganz im Rahmen der Syntax behandelt werden, ist für die alten Sprachen aus zwei Gründen eine *eigenständige Formenlehre* sinnvoll: 1. Die beiden Sprachen sind in hohem Maß *synthetisch* gebaut, d.h. sie drücken viele von den Funktionen der Wörter im Satz durch Elemente aus, die *Bestandteile der Wörter* (*im Satz*) sind. Die Wörter aber als Flexionsformen, in denen mehrere Signifikanten verbunden sind, begegnen *in Texten zunächst*, während ihre Funktionen erst zu ermitteln sind. 2. Die Flexions-Formen zeigen ihre Satzgliedrollen nicht unmittelbar an, sondern über Vermittlung der sog. *morpho-syntaktischen Kategorien* (etwa bei den Nomina *Kasus, Numerus und Genus*). *Eine Flexionsendung* zeigt jeweils *mehrere solche Kategorialbestimmungen zugleich* an. So gibt das -m in der Form *dominum* nicht nur (im Rahmen der Kategorie Kasus) Akkusativ, sondern zugleich (innerhalb der Kategorien Genus bzw. Numerus) Maskulinum und Singular an. Entsprechendes gilt für alle deklinierten Wörter. Die *Signifikanten* sind also gegenüber den Signifikaten *das Einfachere*.

Daher beschränkt sich die traditionelle Formenlehre als eigenständiger Teil der Grammatik mit Recht darauf, das verfügbare Formenmaterial als solches zu sammeln, zu ordnen und zu benennen und dazu nur eine *erste Orientierung* zur Funktion zu geben, meist in Form einer Übersetzung, die einen *Teil* der möglichen Funktionen verdeutlicht. Wenn z.B. der Flexionsform *patris* die Übersetzung „des Vaters" zugeordnet wird, so wird dadurch zunächst nur „Genitiv" angegeben. Die möglichen Funktionen dieses Genitivs in Satzzusammenhängen – die dann auch andere Übersetzungen erfordern (für den Vater, zum Vater u.ä.) – bleiben der Syntax vorbehalten.

In der einzelnen Flexionsendung liegt also eine *Kategorienbündelung* vor. Umgekehrt wird nicht jedes Bündel von Kategorien durch die gleiche Flexionsendung repräsentiert. Das Bündel Nom. Sing. Mask. z.B. kann durch die Endung -s wie in dominus, aber auch durch das Fehlen jeder Endung wie in *vita* oder in *orator* gekennzeichnet sein. Das *gleiche Kategorienbündel* ist also lautlich *verschieden repräsentierbar*. Diese Ka-

tegorienbündelung sowie das Problem der klaren Abgrenzung von Stamm und Endung ist eine der Hauptschwierigkeiten, die einer sinnvollen Anwendung der in der modernen Sprachwissenschaft üblichen Begriffe „*Morph*" und „*Morphem*" für das Griechische und das Lateinische entgegenstehen.[41] Diese Begriffe sind gewonnen am Englischen, wo bei Substantiva etwa die Endung -s regelmäßig den Plural repräsentiert, und umgekehrt der Plural zumeist durch -s repräsentiert wird. Hier kann man /s/ als Pluralmorphem bezeichnen. Im Lateinischen gilt ähnliches etwa für -t als Personalendung des Verbums, die immer 3. Person Singular anzeigt, oder für -ba- im Imperfekt. Hier handelt es sich um einfache Morpheme. Im Gegensatz dazu kann man die Endungen der Nomina, die mehrere Kategorien zugleich berücksichtigen, „komplexe Morpheme" nennen.

Die einzelnen Kategorienbündel werden lautlich repräsentiert je nach den *Stammklassen* (z.B. a-, o-, r- oder s-Stämme) bzw. nach den durch je eine oder mehrere Stammklassen gebildeten *Flexionsklassen* (z.B. a-, o-, oder konsonantische Deklination). So zählt die griechische Grammatik drei, die lateinische fünf Flexionsklassen von Substantiva (Deklinationen), die lateinische vier Flexionsklassen von Verben (Konjugationen). Die Kategorien werden in der *Flexionslehre* (*Formenlehre*) nach Zahl und Art benannt. Bei den Nomina handelt es sich um Geschlecht (*Genus*), Fall (*Kasus*) und Zahl (*Numerus*), bei den Verben um *Person*, Zahl (*Numerus*), Aussageweise (*Modus*), „Zeit" (*Tempus*) und „Genus Verbi" (*Diathese*).

Das Griechische wie das Lateinische weisen drei *Genera* auf: *Maskulinum*, *Femininum und Neutrum*; das Griechische hat drei, das Lateinische zwei *Numeri*: *Singular*, *Plural* (*Dual*). Die Zahl der *Kasus* beträgt im Griechischen fünf, im Lateinischen sechs: *Nominativ*, *Genitiv*, *Dativ*, *Akkusativ*, *Vokativ* (*Ablativ*). Drei *Personen* des Verbums treten in beiden Sprachen auf: Die *sprechende*, die *angesprochene* und die *besprochene* Person (oder „erste, zweite und dritte Person").[42] Die Numeri des Verbums entsprechen denen des Substantivs. An *Modi* sind beiden Sprachen *Indikativ*, *Konjunktiv* und *Imperativ* gemeinsam, im Griechischen kommt der *Optativ* hinzu. Auch das *Tempussystem* unterscheidet sich in beiden Sprachen: Im Griechischen wird es gebildet durch *Praesens*, *Imperfekt*, *Futur*, *Aorist*, *Perfekt*, *Plusquamperfekt* und *Perfektfutur*. Im Lateinischen fehlt demgegenüber der Aorist und das Perfektfutur, das *Futurum exactum* schießt über. Die Funktionen der Kasus, der Modi und der Tempora entsprechen einander in beiden Sprachen nur bedingt. Doch ist dies Thema der Syntax.

Da es sich bei der Formenlehre um ein begrenztes Material handelt, das man bereits in der Phase der Spracherlernung überblicken muß, bildet die Formenlehre eher eine Voraussetzung als einen Gegenstand philologi-

scher Beschäftigung. Doch ist für den Philologen auch die Kenntnis und Erklärung ungewöhnlicher Formen, z.B. in Sprachschichten wie dem alten oder dem späten Latein oder in griechischen Dialekten wichtig.

3.2.3. Die Sätze (Syntax)

Allgemeine Voraussetzungen:
Elemente des Satzes, Darstellungsprinzipien der Syntax

„Syntax" bedeutet (Lehre vom) *Zusammenordnen*,[43] im Bereich der Grammatik das Zusammenordnen von Wörtern zu Wortgruppen, von Satzelementen zu Sätzen sowie von Sätzen zu übersatzmäßigen Formen.[44] Da die Bildung von Sätzen ein Hauptgegenstand der Syntax ist, sagt man für Syntax vereinfachend oft „Satzlehre". Ein Satzelement (Syntagma), d.h. ein sprachlicher Ausdruck, der einen Beitrag zur Bedeutung eines Satzes leistet, kann durch die Flexionsform eines Wortes, durch eine Wortgruppe oder durch einen Teilsatz repräsentiert werden.

Die *Flexionsformen* enthalten mehrere Elemente (Wurzel oder Stamm, Wortbildungssuffix, Flexionsendung) mit verschiedenen Funktionen (vgl. o. Kap. 3.2.2, S. 80). Vor allem die Flexionsendung zeigt den Beitrag der Flexionsform zur Satzbedeutung an.

Unter den *Wortgruppen* – Syntagmen aus mehreren Wörtern, doch ohne eigenes Subjekt und Prädikat, die einer einzelnen Flexionsform als Satzelement äquivalent sind – unterscheidet man:

1. *endozentrische* Konstruktionen, bei denen sich das Ganze der Gruppe im Satz wie eines ihrer Glieder verhält: a) Bei *Bestimmungsgruppen* (subordinierenden Gruppen) – Beispiel: *rex Etruscae gentis* – verhält sich die Gruppe wie ihr Kern (*rex*), dem sich die weiteren Elemente *unterordnen*. Bevorzugtes Mittel der Unterordnung sind im Griechischen und Lateinischen Kasusendung und Kongruenz (*Etruscae* und *gentis* stimmen in Genus, Kasus und Numerus überein). b) Bei *Erweiterungsgruppen* (koordinierenden Gruppen bzw. Reihen) – Beispiel: *Gallos et Germanos* – verhält sich die Gruppe wie einer der Einzelteile gleichen Rechts.

2. *exozentrische* Konstruktionen, bei denen sich die Gruppe als Element dem Satz anders einordnet, als jedes ihrer Glieder dies könnte – z.B. *in Italia*.

Ein Sonderfall ist die *Zusammenordnung*, und zwar zwischen Subjekt und Prädikat – Beispiel: *Galli victi sunt*. Hier besteht zwischen *Galli* und *sunt* Kongruenz in Person und Numerus.

Teilsätze sind Syntagmen mit eigenem Subjekt und Prädikat. Daher sind alle Nebensätze (Gliedsätze) auch Teilsätze. Im Lateinischen faßt man aber zweckmäßigerweise auch Akkusativ mit Infinitiv, Ablativus absolutus und Gerundivkonstruktionen als Teilsätze auf.

Im Satzganzen herrscht eine *Rangstufung*. Einheiten höheren Rangs sind aus Einheiten niedereren Rangs zusammengesetzt und entsprechend analysierbar:[45] Sätze – Teilsätze – Wortgruppen – Wörter lautet die Rangfolge. Aber nicht alle Ränge müssen vertreten sein. Auch besteht die Möglichkeit der *Rangverschiebung* („Herabstufung", „Einbettung", „Translation"). Der wichtigste Fall ist die „Satz-Unterordnung", bei der Sätze als Satzglieder in andere Sätze eingebaut werden.

Für eine *Darstellung* der Syntax sind grundsätzlich *zwei Aspekte* möglich: Sie kann zeigen, wie etwas *Gemeintes ausgedrückt* werden kann, oder aber was eine bestimmte *Ausdrucksweise meint*. Im ersten Fall geht der Blick vom Inhalt zum Ausdruck (oder: vom Signifikat zum Signifikanten bzw. von der Funktion zur Form), im zweiten Fall vom Ausdruck zum Inhalt (oder: vom Signifikanten zum Signifikat bzw. von der Form zur Funktion).

Beide Aspekte wirken zusammen beim Verfertigen *und* beim Aufnehmen von Sätzen. *Beide sind also in der Syntax zu berücksichtigen.* Aber der erste Aspekt entspricht *mehr* der Syntax eines Sprechers bzw. Autors, der zweite *mehr* der eines Hörers oder Lesers. Deshalb bevorzugen die *Grammatiken der alten Sprachen* mit Recht den *zweiten Aspekt*.[46] Sie ziehen aber z.T. den ersten ergänzend hinzu, weil er Fragen der Satzhierarchie klären hilft (z.T. auch, weil er für das Übersetzen in die betreffende Sprache wichtig ist).

Ein Beispiel für das Ausgehen von der Form bieten die meisten griechischen Grammatiken, wenn sie in einem geschlossenen Kapitel die verschiedenen *Funktionen des Optativs* erklären: 1. Er kann einen Wunsch ausdrücken (ἥκοι: hoffentlich kommt er); 2. Zusammen mit dem Funktionsanzeiger ἄν drückt er eine als möglich hingestellte Aussage (bzw. eine „gemilderte Behauptung") aus (ἥκοι ἄν: er kommt möglicherweise bzw. wohl); 3. Diese Modifikation einer Behauptung kann der Optativ auch neben εἰ im untergeordneten Satz einer hypothetischen Periode ausdrücken (εἰ βούλοιτο, δύναιτο ἄν ... falls er wollte – und es wäre möglich –, so könnte er wohl ...); 4. Der Optativ kann im untergeordneten Satz einen in der Vergangenheit wiederholten Vorgang als solchen kennzeichnen (εἰ βούλοιτο, ἀπεδήμει – sooft er wollte, verreiste er); 5. Schließlich kann er als Optativus obliquus in allen Nebensätzen erscheinen, die innerlich abhängig sind (d.h. einen Gedanken des Subjekts aus dem übergeordneten Satz enthalten) und deren übergeordneter Satz als Prädikat ein Verb im Nebentempus (d.h. i. allg. in der Vergangenheit) enthält. Hier drückt der Optativ eben diese innere Abhängigkeit aus.

Etwas anders liegen die Verhältnisse etwa bei den lateinischen *quod*-Sätzen. Sie werden von verschiedenen Grammatiken in *verschiedenen Zusammenhängen* und in unterschiedlicher Blickrichtung dargestellt. Die einen gehen von der *Form* aus und erklären die möglichen Funktionen

von quod-Sätzen; a) quod-Sätze können ein Faktum enthalten, das im übergeordneten Satz beurteilt wird (sog. faktisches quod): *bene fecisti, quod venisti.* – b) quod-Sätze können einen Grund anführen (Kausalsätze): *non vidi eum, quod non venit.* – c) Durch quod eingeleitete Nebensätze können Relativsätze sein.

Die sachentsprechende Anordnung in einer historisch entwickelnden Grammatik geht von den Relativsätzen aus, schließt daran die faktischen quod-Sätze und daran wiederum die Kausalsätze (*was* du sagst, lobe ich – *daß* du ... sagst, lobe ich – *weil* du ... sagst, lobe ich dich), weil sich so das Nebeneinander und Nacheinander der verschiedenen Arten von quod-Sätzen historisch angemessen erklären läßt. Da in diesem Fall die historische Entwicklung auch als *didaktisch-methodische* Reihenfolge sinnvoll ist, ist diese Anordnung für die Schulgrammatik ebenfalls brauchbar.[47]

Diejenigen Grammatiken, die von den *Funktionen* ausgehen und dabei die verschiedenen Satzglieder zum Anordnungsprinzip wählen, müssen die quod-Sätze einmal unter den Subjektsätzen (Gliedsatz mit faktischem quod als Subjekt eines Gesamtsatzes), dann unter den Objektsätzen (Gliedsatz mit faktischem quod als Objekt eines Gesamtsatzes) – evtl. auch beide Gruppen zusammen –, dann eigens unter den Adverbialsätzen (Gliedsatz mit quod als kausaler Adverbialsatz), schließlich daneben unter der Rubrik Attributsätze (Sätze mit relativem quod) behandeln.[48]

Im zweiten Fall muß getrennt werden, was nach Form und Geschichte zusammengehört und was der Leser in manchen Situationen lieber zusammen finden möchte. Freilich hat der Leser unter anderem Aspekt (Satzhierarchie) sowie besonders derjenige, der ins Lateinische übersetzt, von diesem System auch große Vorteile. Querverweise können helfen, den von der Form her nahegelegten Zusammenhang herzustellen.[49]

Satzglieder, Flexionsformen und Wortarten im Satz

Im Rahmen eines Satzes müssen bestimmte „Planstellen" ausgefüllt werden. Man nennt sie *Satzglieder.* Als Grundstruktur aller Sätze der griechischen und lateinischen Sprache kann man eine *Zweigliedrigkeit* beobachten:[50] Von etwas wird etwas ausgesagt – oder: es wird etwas genannt und etwas ausgesagt –, wobei innerhalb des Satzes die Zeit aufgehoben bzw. Gleichzeitigkeit hergestellt wird. Daher findet sich in der Regel in jedem Satz die Zusammenordnung der *zwei primären Satzglieder Subjekt und Prädikat.*[51] Beide fordern sich gegenseitig. Rein sprachlich ist ihre Funktion primär aufzufassen als *syntaktische Relation* zwischen dem Genannten und dem Ausgesagten. Ob diese für *Aussage-* und *Fragesätze* gültigen Regeln auch für *Aufforderungssätze* gelten, ist umstritten. Immerhin ist es möglich.[52] In dem Satz *puella saltat* sind also nicht nur eine Person und ein Vorgang benannt, sondern jedes der beiden Wörter leistet

als Satzglied einen Beitrag zu dem gemeinsam gebildeten Satz und seinem Sinn. Die Begriffe Subjekt und Prädikat sind mehrdeutig: Es kann damit der Subjekts*nominativ* als *Kern* der Nominalgruppe, die das Subjekt bildet, und die *finite Verbform* als *Kern* der Verbgruppe gemeint sein, die das Prädikat bildet, oder diese *Gruppen als ganze*. In der Klassischen Philologie herrscht im allgemeinen die erstere Auffassung vor. Die neuere Sprachwissenschaft bevorzugt die letztere.

Für die sprachliche Realisierung dieser Satzglieder sind bestimmte *Flexionsformen* nötig: Das *Subjekt* erfordert in der Regel einen *Nominativ*, das *Prädikat* eine *finite*, d.h. nach Person und Zahl festgelegte Verbform. Zwischen beiden Formen besteht Kongruenz in Person und Numerus.

Für die *Wortarten* ergibt sich daraus: Die für das Prädikat geforderte Form kann nur durch ein *Verbum* gebildet werden,[53] die für das Subjekt geforderte Form von allen *Nomina* (Substantiv, Adjektiv, Zahlwort, Pronomen) und vom *Infinitiv* als Nominalform des Verbums. Daneben können *Teilsätze* als Subjekt auftreten.[54]

Es besteht also eine *Hierarchie* von Bedingungen in der Folge: 1. Primäre Satzglieder; 2. dafür geforderte Flexionsform; 3. dafür in Frage kommende Wortart; 4. tatsächlich gewähltes Wort mit bestimmter Bedeutung.

Die weiteren Teile des Satzes dienen dem Aufbau der Satzbedeutung mittelbar. Dabei hängt es zunächst von der *Wortart* der primären Satzglieder ab, wie diese erweitert werden müssen bzw. können. So muß bzw. kann ein *Verbum* (nicht das Prädikat als solches) durch ein oder mehrere Objekte oder Adverbialia, ein *Substantiv* durch Attribute erweitert werden.

Notwendigkeit oder Möglichkeit sowie Art und Zahl der Erweiterungen richten sich beim Verbum nach seiner *Valenz*. Unter Valenz versteht man die „Kraft" des Verbums, gewisse Festlegungen für die von ihm abhängigen Satzglieder zu treffen, nämlich bestimmte Erweiterungen zu fordern bzw. zuzulassen.[55] Eine durch die Valenz geforderte (grammatisch notwendige) Erweiterung nennt man *Objekt*, mögliche Erweiterungen („freie Angaben") nennt man *Adverbiale*. Mit der Valenz in Zusammenhang steht die in der griechischen und lateinischen Grammatik übliche Einteilung der Verben in zwei Hauptgruppen: *Transitive* Verben fordern ein Objekt im Akkusativ (z.B. ἐπαινεῖν, *laudare*, „loben"), als *intransitive* werden alle übrigen zusammengefaßt (z.B. ζῆν, *vivere*, „leben": in der Regel ohne Objekt – absoluter Gebrauch; βοηθεῖν, *adesse*, „helfen" mit Dativobjekt; μεμνῆσθαι, *comminisci*, „sich erinnern" mit Genitivobjekt; ἔρχεσθαι, *venire*, „kommen" mit Präpositionalobjekt). Bei manchen Verben sind mehrere Objekte gefordert, z.B. eines im Akkusativ und eines im Dativ wie bei διδόναι, *dare*, „geben". Geforderte Objekte können nur wegbleiben, wenn sie sich von selber verstehen wie

bei *agricola arat* (scil. *agrum*), „der Bauer pflügt (das Feld)" oder wenn sie aus dem Kontext klar sind (z.B. „ich komme"). Der Kasus des Objekts kann in verschiedenen Sprachen verschieden sein: dt. helfen mit Dativ kann lat. *adiuvare* mit Akkusativ entsprechen. Solche *Unterschiede* im Objektkasus sind ein bevorzugter Gegenstand der Kasuslehre in der Schulgrammatik. Die von einem Verbum geforderten Ergänzungen werden im *Wörterbuch* angegeben.

Weiterhin kann ein Verbum durch das Satzglied *Adverbiale* näher bestimmt werden. Das Adverbiale (Bestimmung über Art und Umstände des Vorgangs) kann vertreten sein durch die Wortart *Adverb* (entweder ursprüngliches Adverb wie dort, ἐκεῖ, *ibi*, morgen, αὔριον, *cras*; oder vom Adjektiv abgeleitetes Adverb wie καλῶς von καλός, *pulchre* von *pulcher*, dt. „schön") oder durch einen Ausdruck, bei dem eine *Flexionsendung* oder ein *Funktionsanzeiger* auf seine Satzgliedrolle als Adverbiale hinweist wie ἐν τῇ Ἑλλάδι = *in Graecia* = „in Griechenland".

Entscheidend ist, daß die Satzglieder Objekt und Adverbiale sich grundsätzlich der *Wortart* Verbum anschließen, nicht etwa dem Satzglied Prädikat.[56] Daher kann ein Adverbiale ein Verbum an beliebiger Stelle des Satzes ergänzen, etwa auch ein als Subjekt verwendetes: *In flumine celeriter natare me iuvat*. In ähnlicher Weise kann das Satzglied Attribut Substantiva (nicht jedoch Satzglieder als solche) an allen Stellen des Satzes erweitern, gleichgültig ob das Substantiv selber etwa als Subjekt, Objekt oder Prädikatsnomen oder auch seinerseits als Attribut fungiert. In dem Ausdruck *rex Etruscae gentis* z.B. ist *gentis* Attribut zu dem Substantiv *rex*, *Etruscae* wiederum Attribut zu dem Substantiv *gentis*.

Das Attribut seinerseits kann in verschiedenen Formen bestimmter Wortarten auftreten, z.B. als *adjektivisches* Attribut im gleichen Fall (*gentis Etruscae*) oder als *substantivisches* Attribut, und zwar im Genitiv (*imperium Romanorum*), im gleichen Fall („Apposition": *Hannibal, dux Carthaginiensium*) oder als Präpositionalattribut (*reditus in patriam*).[57]

Prinzipiell gilt: Die *Wortarten* Substantiv, Verbum, Adjektiv und Adverb sind erweiterbar durch *Satzglieder*: Substantiva durch Attribute; Verba durch Objekte, Adverbialia und Prädikativa; Adjektiva durch Adverbialia; Adverbia durch Adverbialia. Wortarten und Satzglieder stehen also durch ihre Funktionen im Satz auf verschiedener Ebene, leisten aber ganz spezifische Beiträge bei seinem Aufbau.

Konzeptionen und Probleme

Gesichtspunkte und Darstellungsweisen der griechischen und lateinischen Syntax sind sehr heterogen. Die Klassifizierung der *Wortarten* geht auf die antiken „Partes orationis" zurück (und damit auf die griechische Grammatik des *Dionysios Thrax*) und blieb bis ins 18. Jahrhundert bestimmend. Später bilden die Probleme der Wortart *ein* Problem der Syn-

tax unter anderen, zu dem in jeder Grammatik implizit oder explizit Stellung genommen, das aber noch keineswegs adäquat gelöst ist.[58]

Einem ganz anderen Gesichtspunkt der Syntax, insbesondere der Satzlehre im engeren Sinn, entsprechen die *Satzglieder*. Unter mittelbarem Einfluß der philosophischen Grammatik des 18. Jahrhunderts, in Übereinstimmung mit Gedanken Humboldts und G. Hermanns, und unmittelbar angeregt durch das *Satzgliedsystem Herlings und Beckers,*[59] legte R. *Kühner* zunächst seiner griechischen (1834), dann seiner lateinischen Grammatik (1879) das *System der Satzglieder* zugrunde. Die Becker-Herlingsche Konzeption war ausgegangen von den Satzgliedern *Subjekt und Prädikat,* die im Mittelalter unter *logischem Aspekt* gewonnen und (bezeichnet als *suppositum* und *appositum*) in die *Syntax eingeführt* worden waren; weiter hatte sie das von den Franzosen im 18. Jahrhundert eingeführte *Objekt* sowie das *Attribut* als Erweiterung des Substantivs einbezogen. Schließlich wird 1836 durch J. Wurst das *Adverbiale* („Umstand") als eigenständiges Satzglied angesetzt.[60] Das Satzgliedsystem – später ergänzt durch den Begriff des *Prädikativum* (vgl. u. S. 88f.) – ist gegenüber dem Wortarten-Prinzip ein Versuch, das *Satzganze* sowie seine *notwendigen Elemente* und *funktionalen Glieder* zu beschreiben und zu erklären.

In dieser Hinsicht hat die Satzgliedlehre wichtige Einsichten gebracht. Die Schulgrammatik hat sich denn auch im 19. Jahrhundert und z. T. lange danach ganz diesem Prinzip verschrieben. Andererseits ist es problematisch, nur an ihr die Darstellung der Syntax auszurichten und sie zum grundlegenden Einteilungsprinzip zu machen, weil so formal und historisch Zusammengehöriges getrennt werden muß und damit die Bedürfnisse des Lesers und des Philologen nicht optimal erfüllt werden.[61]

Über dieser auf das Ganze des Satzes gerichteten Betrachtungsweise kam der *historische Aspekt* zu kurz, der gerade im 19. Jahrhundert in der Sprachwissenschaft und der Philologie beherrschend hervortrat. Wo dieser zu seinem Recht kommen sollte, lag es näher, isolierend *einzelne Elemente in ihrer Entwicklung* zu betrachten. Dies waren zunächst vor allem die Laute, dann auch *die Flexionsformen* (und die ihnen zugehörigen Kategorien), die nach ihrer lautlichen Repräsentation wie nach ihren Funktionen beobachtet, beschrieben und nach Möglichkeit erklärt wurden. Bei der *entwickelnden Erklärung* spielten sprachliche, historische und psychologische Gründe die Hauptrolle.

Eine historische Syntax in diesem Sinn liegt für das Griechische seit Brugmanns, für das Lateinische seit Hofmanns Darstellung aus dem Jahr 1928 vor. Sie ist nicht wie Kühners Grammatik und ihre Neubearbeitung durch Stegmann (1912) an Satzgliedern, sondern an *Form-Kategorien orientiert,* primär auf *Erklärung* ausgerichtet, dabei durch die Beschränkung auf Belegstellen für historische Befunde, für Erklärungen und theo-

retische Behauptungen sowie durch die erfreuliche Einbeziehung des späten Lateins (3. bis 6. Jahrhundert) notwendig knapper in der Darbietung des Materials.

An einem Beispiel soll nun gezeigt werden, wie sich verschiedene Konzeptionen und Gesichtspunkte der Syntax bei der Erklärung konkreter Äußerungen ergänzen und welche Probleme weitere Überlegung erfordern. Im zweiten Buch des Livius (II 9) erscheint folgender Satz: *Porsinna cum regem Romae esse tum Etruscae gentis regem amplum Tuscis ratus Romam infesto exercitu venit.*

1. Subjekt und Prädikat (bzw. Prädikatsverbum) des Satzes in *Porsinna* und *venit* zu erkennen bereitet keine Schwierigkeiten. Den Akkusativ *Romam* als Zielangabe nach Verben der Bewegung findet man in den Grammatiken an verschiedenen Stellen: teils unter dem Akkusativ (Bornemann § 135; Hofmann-Szantyr S. 50), teils in einem eigenen Kapitel „Ortsangaben" anschließend an die Lehre von den Kasus und den Präpositionen (Bayer/Lindauer § 152, S. 168f.), teils gar nicht im Rahmen der Syntax (Kühner-Stegmann). Eine Schwierigkeit bietet hier die Bestimmung als Satzglied: Ist *Romam* als „Ortsangabe" ein Adverbiale (des Ortes) oder als notwendige Ergänzung zu *venit* Objekt? In einem Satz, dessen Prädikat *profectus est* hieße, wäre eine Zielangabe nicht nötig; wäre also die gleiche Erweiterung *Romam* dann Adverbiale? Solche Erwägungen legen es nahe, *Romam* von Form und Funktion her in beiden Fällen gleich zu behandeln. Dies würde unter den neuen Grammatikansätzen die Dependenzgrammatik tun (vgl. u.S. 91). *Infesto exercitu* im Ablativ als „freie Erweiterung" jedenfalls ist Adverbiale. Dieser Ablativ wird im Rahmen des Ablativus instrumentalis (Ablativ zur Angabe des Mittels) behandelt und von manchen Grammatiken als Ablativus instrumenti im engeren Sinne, von anderen als Ablativus comitativus oder sociativus (Ablativ der Gemeinschaft) erklärt.[62] Im ersten Fall wird neben der grammatischen Bedeutung selbst (Ablativ zur Angabe des Werkzeugs) auch der Kontext bei der Erklärung berücksichtigt („nach Verben der Bewegung" und „in der Hand des Feldherrn"). Solche Fälle von Interdependenz zwischen Bedeutung und Beziehung zu anderen Satzelementen werden neuerdings im Rahmen einer „Satzsemantik" oder „semantischen Syntax" genauer untersucht.[63]

2. *ratus* ist als Partizip wie ein Adjektiv verwendet. Seine Flexionsendung ordnet es dem Subjektsnominativ *Porsinna* zu; seinem Inhalt nach erweitert *ratus* jedoch eher die Gruppe *Romam venit,* also das Prädikat: „Porsinna kam nach Rom.., weil er glaubte (in der Meinung)..." Für solche Fälle wurde in der lateinischen Grammatik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als eigenes Satzglied das *„Prädikativum"* eingeführt. Über Begriffsinhalt, Terminologie und angemessene Erklärung ist man sich bis heute nicht ganz einig, und die Ergebnisse sind verschieden, je

nach dem, ob man Form, Inhalt, Kontextbezug oder „Satzwertigkeit" des Prädikativums primär beachtet. Die Diskussion über diese Erscheinung ist symptomatisch einerseits für gewisse Schwierigkeiten der lateinischen Grammatik, andererseits für den Versuch, neuere sprachwissenschaftliche Methoden zu rezipieren.[64]

3. Wie der *von „ratus" abhängige Inhalt des Meinens* im Lateinischen ausgedrückt wird, kann weniger erfahrenen Lesern Schwierigkeiten machen. Von der Schulgrammatik her – oder von der Lektüre Caesars oder Ciceros – rechnet man nach *reri* bzw. *ratus* mit einer AcI-Konstruktion. Eine solche kommt zwar in dem Satz vor, aber sie macht nicht den Inhalt des Meinens aus, sondern nur einen Teil davon. Daß *reri* bei Livius auch durch doppelten Akkusativ näher bestimmt werden kann, findet man nur in der Grammatik von Kühner-Stegmann verzeichnet, hier jedoch unter der Überschrift „Doppelter Akkusativ", so daß man zuvor auf diese Möglichkeit gekommen sein muß. Es handelt sich hier um eine Frage der Valenz des Verbums, die im Lexikon berücksichtigt ist. Man muß das Lexikon also nicht nur zur Ermittlung von Wortbedeutungen, sondern auch bei der Satzanalyse zu Rate ziehen. Die *Dependenzgrammatik* (vgl. u. S. 91) würde diese Fragen auch in einem Grammatikabschnitt, die generative *Transformationsgrammatik* (vgl. u. S. 89–91) im Lexikonteil ihrer Grammatik berücksichtigen. Der doppelte Akkusativ ist in unserem Satz ausgedrückt durch *(regem Romae) esse* und *amplum:* „Porsenna hielt das Vorhandensein (eines Königs in Rom) für wichtig."

4. Daß *ein ganzer AcI* den Objektsakkusativ in einer Konstruktion mit doppeltem Akkusativ vertreten kann, wird ausdrücklich wohl in keiner Grammatik erwähnt. Eine *explizite* Grammatik müßte dies tun. Die generative Transformationsgrammatik erhebt den Anspruch, in dieser Weise explizit zu sein (vgl. u. S. 90).

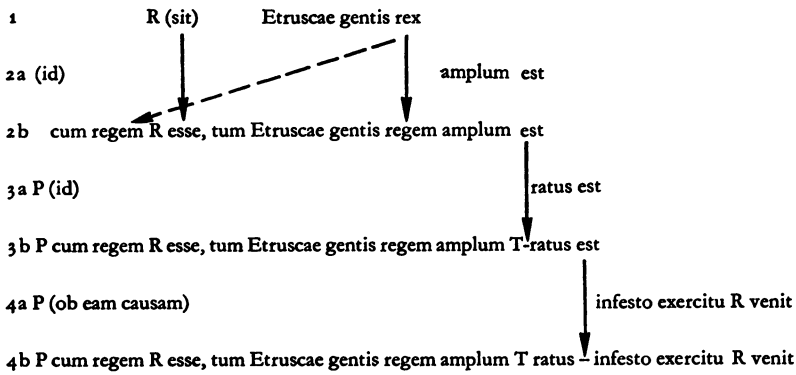
Wir haben anhand des Beispiels *auf einige Schwierigkeiten* der lateinischen Grammatik hingewiesen. Lassen sie sich durch neue Verfahrensweisen und Erklärungsprinzipien beheben? Innerhalb der letzten 30 Jahre wurden gerade im Bereich der Syntax erste Versuche unternommen, Beschreibungsformen und Erklärungsprinzipien der *neueren Sprachwissenschaft* zu rezipieren, vor allem aus der „Generativen Transformationsgrammatik" und aus der „Dependenzgrammatik". Doch hat sich dies bisher eher in Einzeluntersuchungen, von denen viele der Schulpraxis gelten, als in systematischen Gesamt-Darstellungen niedergeschlagen. Daher kann hier nur die Richtung angedeutet werden, in der sich die beiden wichtigsten dieser Versuche bewegen.

Die *generative Transformationsgrammatik*[65] *(GTG)* geht davon aus, daß Gegenstand der Grammatik nicht nur die in Texten fertig vorliegenden Formulierungen sind, sondern weitere, „hinter" den Formulierungen stehende Elemente und Strukturen. Mit ihrer Hilfe soll die *Kompetenz*

von Sprechern beschrieben und die Tatsache erklärt werden, daß man mit *endlich vielen Elementen und Regeln unendlich viele Sätze* in einer bestimmten Sprache erzeugen kann.

Die hinter den konkreten Formulierungen (der Oberflächenstruktur) liegenden Einheiten, seien dies Vorstellungen, Sätze, Pläne oder Sinnstrukturen, werden als *„Tiefenstruktur"* aufgefaßt. Der doppeldeutige Ausdruck *amor patris* etwa wird auf zwei verschiedene Tiefenstrukturen zurückgeführt: *pater amat aliquem* oder *aliquis patrem amat.* Damit berührt sich die GTG mit Verfahrensweisen, die im Rahmen der alten Sprachen vor allem an der Schule, aber auch in der Wissenschaft seit dem 19. Jahrhundert praktiziert wurden bei dem Versuch, „fertige" Sätze oder Erscheinungen der Sprache auf andere, „frühere" zurückzuführen.[66] Da sie dem Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische zu dienen schienen, waren sie um 1920 in Mißkredit geraten. Die GTG rechtfertigt sie neu. In der GTG würde der Satz *video avem volare* erklärt, 1. durch Zurückführung auf *video avem; avis volat;* 2. als *Einbettung* des zweiten Satzes in den ersten, wobei zwei *Transformationen* vorgenommen werden müssen. Neu gegenüber dem traditionellen Verfahren ist in der GTG, daß alle Sätze einer Sprache *vollständig* aus den Regeln einer Grammatik sollen hergeleitet werden können. Das bedeutet, daß die Grammatik alle Elemente, Strukturen und Transformationen *ausdrücklich (explizit)* nennen und beschreiben muß.

Allem Anschein nach kann die *GTG insbesondere für alle Teilsätze* plausible und explizite Beschreibungen und Erklärungen liefern, also etwa für Participium coniunctum und Ablativus absolutus,[67] AcI-Konstruktionen,[68] Prädikativum (vgl. o.S. 88), Gerundium.[69] Unseren Beispielsatz aus Livius würde sie etwa auf folgende Weise „generieren":



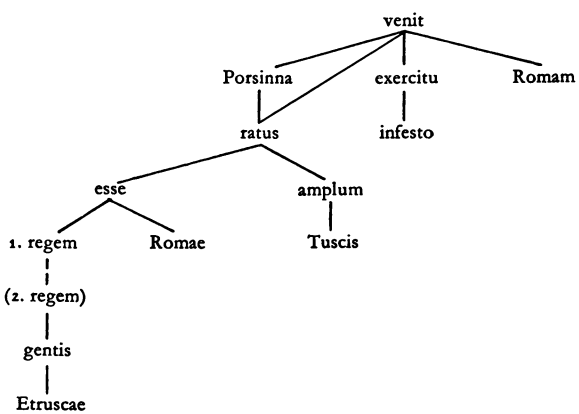
Unter Verzicht auf eine stärker formalisierte Schreibweise soll folgendes angedeutet werden: 1. Aus Vorstellungen oder „früheren" Sätzen der

Tiefenstruktur wird *die Oberflächenstruktur einer* sprachlichen Äußerung *generiert* (etwa entsprechend unserer Zeilenfolge). 2. Dabei taucht wiederholt das Phänomen der *„Einbettungsstruktur"* auf (Satz 1 sowie 2b und 3b werden in andere Sätze eingebettet. So entstehen: 2b aus 1 + 2a; 3b aus 2b + 3a; 4b aus 3b + 4a). 3. Um den Satz der Oberflächenstruktur zu erhalten, der bei Livius erscheint, müssen *Transformationen* durchgeführt werden (auf sie ist durch die Pfeile hingewiesen).

In der *Dependenzgrammatik (DG)* würde auf folgende Punkte besonderer Wert gelegt:

1. Die DG geht vom *Prädikats-Verbum als Satzkern* aus. Sie gibt für die Verben einen *Stellenplan* an, der deutlich a) die *Zahl der geforderten Ergänzungen* angibt; b) die *Form (Kasus u.ä.)* der geforderten Ergänzungen und der freien Angaben bestimmt. Weiter würden die semantischen Selektionsregeln (Forderungen, Möglichkeiten, Einschränkungen von semantischen Merkmalen) genannt, die für mögliche „Mitspieler" des Verbums gelten.

2. Die DG würde *Regeln* angeben, nach denen die Abhängigkeitsverhältnisse des *fertigen Satzes vollständig beschrieben* und durch einen *Strukturbaum* verdeutlicht würden, der der *„Konstruktion"* und den hierarchischen Verhältnissen des lateinischen Satzes in hohem Maße gerecht wird. Im Fall unseres Beispiels hätte er folgende Form:



Dabei würde *ratus* durch die doppelte Verbindungslinie (zu *Porsinna* und zu *venit*) als prädikativ gekennzeichnet.

Die im *Ausgehen vom Verbum als Satzkern* implizierte Ablehnung der Zweigliedrigkeit als allgemeingültiger Grundform des Satzes (vgl. o. S. 84) wird wohl (1) den lateinischen Sätzen eher gerecht, deren finite Verbform das Subjekt des Satzes in sich enthält, sowie (2) denen, die kein Subjekt haben z.B. *me taedet huius vitae*).

Die neuesten Tendenzen der Sprachwissenschaft sind einerseits von dem Versuch einer Verbindung von Semantik und Syntax (Semantische Syntax bzw. Satzsemantik) gekennzeichnet, andererseits von dem Versuch, funktionale Grammatik, Dependenzgrammatik und Transformationsgrammatik ineinander zu integrieren. Statt nur die Ergebnisse dieser Versuche abzuwarten, könnten die Philologen durchaus *einzelne* Bereiche innerhalb der traditionellen Grammatik durch Einbeziehung neuer Ansätze ausbauen und verbessern. Auf jeden Fall aber sollten sie ihre teils aus der Antike, teils aus dem 19. Jahrhundert stammenden grammatischen Begriffe, Kategorien und Verfahrensweisen nicht als zeitlos ansehen und als gegeben hinnehmen, sondern kritisch betrachten und sie, wo nötig, modifizieren oder ergänzen.

3.3. Sprachschichten, Dialekte, Sprachstufen

3.3.1. Sprachschichten

Umgangssprache

Die Sprache der literarischen Texte hebt sich als Literatursprache in ihrem Material und durch ihre Gestaltung ab von der Sprache, die etwa in privaten Briefen oder im alltäglichen Gespräch gebraucht wird: der *Umgangssprache.*

Die Umgangssprache ist die Grundlage für jede Sprachentwicklung und der Boden für Schriftsprache und verschiedene Formen der Literatursprache. Im Bereich der Klassischen Philologie ist die Umgangssprache fast nur in literarischen Brechungen und Umgestaltungen zu greifen.

Die Umgangssprache ist, soweit sich am Beispiel des Lateinischen feststellen läßt – moderne Parallelen bestätigen das – ein in sich differenziertes Gebilde: sie umfaßt die *Konversationssprache der Gebildeten* („*Umgangssprache*" im engeren Sinn) ebenso wie die alltägliche Sprache des Volks (*Vulgärsprache*).

Von der *Konversationssprache der Gebildeten,* die sich vor allem durch die andere *Sprachsituation* von der Literatursprache unterscheidet, soll hier zunächst die Rede sein. Diese Art der Umgangssprache wird uns am ehesten greifbar in den Komödien des Terenz, den Briefen Ciceros und in der römischen Satire. Nach J.-B. Hofmann, von dem die maßgebende Untersuchung der lateinischen Umgangssprache stammt,[70] besteht ihr entscheidendes Kennzeichen im Hervortreten *„affektischer" Elemente* gegenüber der in höherem Maße „intellektualisierten" Schrift- und Literatursprache. Ordnen lassen sich diese Elemente etwa nach ihrer Beziehung zu Sprecher, Hörer und Gegenstand.

Nach diesen Kriterien stellt Hofmann folgende für die Umgangssprache charakteristischen Elemente zusammen: 1. Vom Sprecher her gesehen sind *Interjektionen* unmittelbare Reflexe von Gefühlen, als Ausdruck der Situation, teilweise unterstützt von Ton und Gebärde. So kann etwa die Interjektion *hem* bei Terenz je nach Situation und Ton Ausdruck der Überlegenheit, der Überraschung oder der Verlegenheit sein. Bejahung und Verneinung in zahlreichen Variationen spielen eine wichtige Rolle; weiter Fragepartikeln und mechanische *Frageformeln*, *Gemination* (Verdoppelung eines Wortes (bzw. Ausdrucks) in unmittelbarer Folge) und *Anapher* (Wiederholung eines Wortes zu Beginn eines Satzes oder eines Satzabschnitts), *Ausruf* und *Frage* auch im Dienst bloßer Aussagen, *Übertreibungen* und *Abundanzen* (Komparative, Superlative, Synonymenhäufungen); weiterhin im Bereich des Satzbaus Einfachheit, Kürze, Bevorzugung der Parataxe, Lockerung der Satzglieder und Freiheiten der Wortstellung. 2. Die Rolle des *Partners* tritt hervor durch Bitt- und Überredungsformeln sowie *Kontaktausdrücke* aller Art (wie *tibi dico*, *inquam* u.a.); Höflichkeitsformeln, „soziativer" Plural, Dativus ethicus, Verkleinerungen als Ausdrücke der Zärtlichkeit, Abmilderungen des Urteils (etwa durch *fortasse*, *utique*) dienen der Gewinnung der Zuneigung des Partners. 3. Was die Rolle der besprochenen *Gegenstände* betrifft, so treten sinnlich-anschauliche Züge hervor, etwa: Konkreter Wortschatz, Metaphern vom Typ „dieser Fuchs" (nicht ausgeführte Vergleiche), Zugehörigkeitsadjektive (statt Genitiven) und Infinitive (statt Abstrakta).

Vulgärsprache

Wenn man das *Vulgärlatein*, die Alltagssprache des Volks, als eigene Schicht innerhalb der Umgangssprache heraushebt, so in der Latinistik vor allem als *soziolinguistische Schicht*[71] im Gegensatz zu der Sprache der gebildeten Oberschicht.

Diese eigentliche Volkssprache wird uns nur in einigen Pompeianischen Graffiti unmittelbar greifbar. In literarischer Brechung gewinnen wir über diese Sprachschicht immerhin Aufschluß aus Teilen von *Plautinischen Komödien*, aus den Schriften „Bellum Africum" und „Bellum Hispaniense" (die sich als Fortsetzungen des Caesarischen „Bellum Civile" geben), aus Teilen von *Petrons* „Satyricon", aus einigen Fachschriftstellern wie *Vitruv* und *Palladius* sowie aus den ältesten *Bibel*-Übersetzungen (der sog. „Itala"). Keiner dieser Texte bietet ausschließlich Vulgärlatein, sondern jeder nur in bestimmten *Teilen* oder geringen *Spuren*, da entweder die Autoren in den betreffenden Teilen bestimmte Absichten verfolgten (wie Plautus oder Petron), oder weil bestimmte Fachausdrükke im klassischen Latein fehlten (wie in Schriften über die Landwirtschaft oder aus dem christlichen Bereich), oder aber, weil die sprachliche Schulung im Lateinischen lückenhaft war.[72] Letzteres trifft zu für die „Pere-

grinatio Aetheriae" (bzw. „Itinerarium Egeriae"), deren Kommentierung durch E. Löfstedt zugleich eines der grundlegenden Werke zum Vulgärlatein und seiner historischen und soziologischen Stellung innerhalb des Lateinischen darstellt.[73]

Als wichtige Quelle für das Vulgarlatein kommen Stellen bei *Grammatikern* bzw. in *Lexika* hinzu, in denen der „richtige" Sprachgebrauch dem „unrichtigen" (= vulgären) gegenübergestellt wird, wie etwa *oricla* gegenüber *auris* in der „Appendix Probi": *oricla* hat sich in den romanischen Sprachen (z.B. fz. oreille, ital. orecchia) als lebenskräftig erwiesen. Charakteristisch für das Vulgärlatein sind weiterhin z.B. die Ersetzung des Genitivs durch *de* oder das Ablativs durch *ad*; die Verwendung von *ille* und *unus* als bestimmtem bzw. unbestimmtem Artikel; die Perfektbildung durch *habere* mit Partizip, (z.B. *parta habemus* = wir besitzen Erworbenes, wir haben erworben), die Futurbildung mit *habere* (*habeo dicere:* zunächst „ich kann sagen", dann „ich werde sagen").

Schriftsprache

Andererseits hebt sich von der Umgangssprache die *Schriftsprache* ab. Im Bereich des Lateinischen tritt sie zunächst als *Sakralsprache* und als *Gesetzessprache* auf. Vom zweiten Jahrhundert v.Chr. an wird sie bewußt angestrebt und ausgebildet unter dem Einfluß von gebildeten Römern und Grammatikern, die für systematisierende *Regeln* und anerkannte *Vorbilder* eintreten. Ihre Tendenzen sind konservativ und zögernd gegenüber den lebendigen Entwicklungen der Umgangs- und der Volkssprache. Strenge *Auslese* aus dem vorhandenen Material und geregelte *Ordnung* sind bestimmend für Wortwahl und syntaktische Regeln, besonders in der Prosa. Im Sprachbestand und in der grammatischen Theorie sind starke griechisch-hellenistische Einflüsse wirksam. Die Entwicklung mündet, was Praxis und Theorie der Prosa betrifft, zunächst bei Cicero und Caesar.

Eine besondere Form der Schriftsprache stellt die Sprache der *Dichtung* dar, die seit dem dritten Jahrhundert v.Chr. in Wortschatz und Grammatik spezifische Eigenheiten entwickelt, von vornherein an der griechischen Dichtersprache geschult und nach Gattungen differenziert. Entscheidend für die spätere Dichtersprache wurde die Sprache Vergils, die als vorbildlich tradiert und in der Schule gelehrt wurde.

Die *Literatursprache der Prosa* zeigt auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung Festlegungen im Bereich der *Laute* (z.B. plaustrum, nicht plostrum), der *Formen* (z.B. Infinitiv Passiv auf -ri, nicht -rier; dritte Person Plural Perfekt Aktiv -erunt, nicht -ere; *necesse*, nicht *necessus*), der *Wortwahl* (*timere* bevorzugt gegenüber *metuere*, *flumen* gegenüber *fluvius*) und der *Syntax* (*uti* nur mit Ablativ, Verba dicendi nur mit AcI, indirekte Fragesätze nur im Konjunktiv). Das bedeutet größere Klarheit, aber auch

eine Verarmung gegenüber den früheren Möglichkeiten der Sprache, die sich z.T. in der Umgangssprache erhielten.

Die *Satzgestaltung* bei Cicero und Caesar zeigt weitere charakteristische Eigenheiten: die Verwendung „rhetorischer" *Figuren* (z.B. Antithese, Anapher), das Achten auf Konzinnität (d.h. Ähnlichkeit im Bau entsprechender Satzglieder, z.B. durch Symmetrie oder Parallelität), die Vereinheitlichung der *Satzperspektive* durch hypotaktischen Satzbau bei einem gemeinsamen Subjekt sowie durch die häufige Verwendung von Partizipialkonstruktionen; schließlich die Verwendung der *Periode*, die etwa in rhetorischen Texten den Aspekt des Redners (Cicero), in historischen den des Feldherrn (Caesar), in philosophischen die Problemlage (Cicero) hervorheben kann. Hinzu kommt, daß eine *Klauseltechnik* die Prosa an bestimmten Stellen nach griechischem Vorbild rhythmisiert.

Teilweise unter anderen Gesetzen steht die *Dichtersprache*. Hier halten sich gegenüber der Prosa mehr ältere Formen (z.B. Infinitiv auf -ier), Doppelformen bestehen nebeneinander (z.B. Impf. auf -ibat neben -iebat). Im Wortschatz wird Prosaisches z.T. gemieden (man verwendet *letum* statt *mors*, *ensis* statt *gladius*). Insgesamt sind Neubildungen nach griechischem Vorbild häufiger als in der Prosa (z.B. *altivolantes*, *armipotens*), dichterische Ersatzwörter (z.B. *pelagus* neben *mare*) treten auf, metaphorischer Sprachgebrauch ist nicht selten. Der *Satzbau* ist, im ganzen gesehen, einfacher als in der Prosa: Die Parataxe wird viel verwendet. Die *Wortstellung* ist freier (z.B. häufiges Hyperbaton, d.h. Getrenntstellung zusammengehöriger Wörter). Dabei wirkt der Vers durch seinen Rhythmus und seine Gliederung auf die Satzgestaltung ein; ebenso aber auch auf die Wortwahl: Bestimmte Wörter scheiden da aus, wo sie aus metrischen Gründen nicht verwertbar sind (z.B. die Casus obliqui von *regius* im Hexameter: dafür *regalis*).

Trotz gewisser – im großen gesehen – einheitlicher Züge tritt die Literatursprache der Prosa wie der Dichtung je nach Epoche, Gattung, Autor und Werk sehr differenziert in Erscheinung. Sofern sich einzelne Epochen, Gattungen, Autoren und Werke vom allgemein Üblichen unterscheiden, spricht man auch von Epochen-, Gattungs-, Persönlichkeits- oder Werk*stil*.

3.3.2. Dialekte

Die Unterschiede innerhalb einer Sprache in räumlicher Hinsicht bestimmen ihre Differenzierung nach *Dialekten*. Dialekte werden innerhalb der Sprachwissenschaft besonders in der *Sprachgeographie* untersucht. Deren Ergebnisse sind innerhalb der Klassischen Philologie besonders für die *griechische* Sprache von Bedeutung, weil die Sprache der griechischen Literatur in ihren einzelnen Gattungen in hohem Maße an bestimmte

Dialekte gebunden ist. Innerhalb des Lateinischen gibt es keine Dialekte. Das Lateinische war ursprünglich der Dialekt Roms, der sich immer weiter ausgebreitet und seine früheren Nachbardialekte schließlich verdrängt hat. Deshalb soll hier von den *griechischen Dialekten* und ihrer Bedeutung für die griechische Literatur die Rede sein.

Die griechischen Dialekte bilden *vier Gruppen*. Entsprechend den großen Stammesgruppierungen lassen sich das *Ionisch-Attische*, das *Aiolische* und das *Westgriechische* (Dorisch und Nordwestgriechisch) unterscheiden. Eine vierte Gruppe ist das *Arkadisch-Kyprische*, zu dem das im späten 2. Jahrtausend v. Chr. in Linear B aufgezeichnete Mykenische und aus späterer Zeit die miteinander verwandten Erscheinungen des Arkadischen und des Kyprischen gehören.

Der Raum des *Ionisch-Attischen* erstreckt sich von Attika/Euböa über die mittlere Ägäis (Kykladen) zur kleinasiatischen Küste (zunächst um Samos und Milet, später weiter). Seine Kennzeichen sind u. a. das Auftreten des ursprünglichen griechischen a in der Lautung e (η) und die Vertauschung der Quantität (λεώς statt λᾱός). Ionisch ist die Sprache z. B. Heraklits und Herodots. Innerhalb der ionisch-attischen Gruppe nimmt das *Attische* (das man heute in erster Linie als „Griechisch" lernt) eine Sonderstellung ein, die sich in lautlicher Hinsicht durch das sog. a purum (nach e, i, r tritt altes gr. ā als ā, nicht wie im Ionischen als η auf), durch gewisse Kontraktionen, durch tt statt ss, sowie in der Flexion z. B. durch die Genitivendung -ου bei πολίτης manifestiert. Attisch ist die Sprache der Sprechpartien in der griechischen Tragödie und Komödie, des Thukydides, der athenischen Redner und der großen Philosophen Platon und Aristoteles. Das Attische bildet die Grundlage der griechischen Gemeinsprache, die vom dritten Jahrhundert an in der griechischsprechenden Welt bestimmend wird.

Das *Arkadokyprische* ist für die Literatur kaum von Bedeutung, doch ist es für den Sprachhistoriker durch seinen Zusammenhang mit dem 1951 entzifferten Mykenischen der Linear-B-Tafeln neuerdings von besonderem Interesse (vgl. u. Literaturhinweise Kap. 6, 2).

Der Raum des *Aiolischen* war ursprünglich Thessalien, dann die Insel Lesbos und das benachbarte kleinasiatische Küstengebiet. Als Sprache der Insel Lesbos wurde das Aiolische für das lesbische Lied der Dichter Alkaios und Sappho wichtig. Charakteristisch für diesen Dialekt sind unter anderem bestimmte Konsonantendopplungen wie ἐμμί (aus ἐσμί, statt att. εἰμί), Dativ der 3. Deklination auf -εσσι, z. B. παίδεσσι, sowie die sog. *Barytonese* (Neigung, den Ton im Wort möglichst früh zu setzen) und die *Psilose* (Nichterscheinen eines H-Anlauts).

Das *Westgriechische* hatte seinen historisch faßbaren Ausgangspunkt in Epirus, breitete sich dann aber weiter aus. Im Zuge der dorischen Wanderung wurde der *dorische* Zweig dieser Sprachgruppe beherrschend auf der

ganzen Peloponnes, mittelbar dann auch für einige Inseln der südlichen Ägäis und für Teile der griechischen Kolonien im Westen, in Sizilien und Unteritalien. Das Dorische ist vor allem durch einige konservative Züge charakterisiert: Es bewahrt das ursprüngliche ā (ἀρετά, φάμᾱ) und lange auch den w-Laut (F): Fάναξ, Fέργον. Dorisch war die Sprache eines wichtigen Teils der griechischen *Chorlyrik*. Daher sind Züge des Dorischen auch für die Chorlieder der attischen Tragödie mit bestimmend geworden.

Da bei den Griechen die Sprache einzelner *Literaturgattungen* als Bestandteil ihrer Kunstform empfunden wurde, bestimmte der jeweilige Dialekt der frühesten oft noch die späteren Dichtungen einer Gattung. So bewahrte das *Epos* seine aus äolischen und ionischen Elementen gemischte Form und beeinflußte darüber hinaus die Sprache der *Elegie*. Alkman mit seinem dorischen Dialekt blieb für die *Chorlyrik* bei Pindar bestimmend, wenn auch bei anderen Chorlyrikern und in den Chorliedern der attischen Tragödie sich zunehmend Elemente anderer Dialekte geltend machten.

Weitere Gattungen durchbrachen die zunächst gültige *Dialektbindung* nach und nach in verschiedenen Graden: Das Einzellied blieb nicht beim Äolischen stehen, iambische Dichtung, Historiographie und Philosophie hielten sich nicht an die ionische Sprache, die für ihre Anfänge kennzeichnend gewesen war. In Hinsicht auf Grad und Entwicklung der Dialektbindung ist die griechische Sprachwissenschaft für das Verständnis der griechischen Literatur grundlegend wichtig.

3.3.3. Sprachgeschichte

Auf Erscheinungen der Sprachgeschichte kamen wir bereits in früheren Abschnitten dieses Teils zu sprechen, etwa bei der Geschichte der Laute oder der Wörter. Die einzelnen *Elemente* einer Sprache lassen sich in ihrer Geschichte deutlicher verfolgen als die Sprache in ihrer Gesamtheit. Daher muß man, wenn man von der Entwicklung einer Sprache spricht, immer wieder auf die historischen Schicksale einzelner Elemente zurückgreifen.

Von der Geschichte einer Sprache kann in mehrfachem Sinn die Rede sein: 1. Es kann sich darum handeln, aus welchem *Material*, unter welchen *Voraussetzungen* und durch welche *Ursachen* eine Sprache *zustandegekommen* ist. In diesem Sinn würde die Geschichte der griechischen und der lateinischen Sprache auf die Elemente im Bereich der Laute, Wörter und Sätze einzugehen haben, die aus dem Indogermanischen ererbt, von Nachbarsprachen übernommen oder im Rahmen der eigenen Sprache entwickelt wurden.[74] Außerdem müßten die bestimmenden historischen, geographischen und geistig-kulturellen Bedingungen und Ur-

sachen für die Entstehung und Ausprägung der beiden Sprachen ausfindig gemacht werden. 2. Es kann aber auch darum gehen, die *geschichtlichen Schicksale der Sprache selber* nach Erscheinungen, Ursachen und Wirkungen zu erkennen.

Diese zweite Fragestellung ist für die Philologie von größerem Interesse, da unter diesem Aspekt die Wechselwirkungen zwischen Sprache und Literatur ins Blickfeld treten. Dabei kommt es einerseits darauf an, welche *Möglichkeiten* eine Sprache (Langue) insgesamt zu bestimmter Zeit, an bestimmtem Ort und in einer bestimmten Gattung einem Autor zur Verfügung stellt, also auf die sprachlichen *Bedingungen* der Literatur; andererseits darauf, wie die vom Schriftsteller in einem Literaturwerk gestaltete Sprache (Parole) auf die Sprache und ihre Geschichte *einwirkt:* Auch hier tritt also das Wechselverhältnis von Parole und Langue in Erscheinung. Die Sprachgeschichte hat vor allem die Entwicklung der Sprache als Langue im Blick, während die wechselnden Gestaltungen der Parole eher Gegenstand einer historischen Stilistik im größeren Rahmen literaturgeschichtlicher Fragestellungen sind.

In der Geschichte der *griechischen Sprache* wird nach der Entstehung der Sprache aus dem Indogermanischen und unter verschiedenen Einflüssen früher Nachbarn zunächst als erste historisch greifbare Schicht das Mykenische aus dem letzten Viertel des 2. Jahrtausends v. Chr. dargestellt. Es tritt dann eine Lücke auf, bis mit den frühesten Inschriften und den Werken des Homer und Hesiod in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts eine reichere Überlieferung einsetzt, die sprachwissenschaftliche und philologische Probleme zugleich stellt.

Die *Sprache Homers* ist gekennzeichnet durch ein *Zusammenwirken ungleichartiger Elemente,* sprachgeographisch wie sprachhistorisch betrachtet. Nach Dialekten läßt sich eine ionische von einer äolischen Schicht unterscheiden. Der Zeit nach stehen neben sehr alten Elementen, die aus einer Zeit *vor* der Abfassung der Epen in der vorliegenden Form stammen, solche, die *in* die Abfassungszeit gehören. Nun läßt sich zeigen, daß die ältesten Elemente äolisch sind und in besonderem Maß mit dem Versmaß und dem Erzählstil des Epos zusammenhängen, während die ionischen Elemente einer späteren Schicht angehören und eher ionischen Rhapsodenschulen zuzuschreiben sind. Sprachgeschichte und Sprachgeographie helfen in diesem Fall mit, einen Einblick in die Vorgeschichte und stufenweise Entstehung einer Dichtung zu gewinnen, Fragen, die in engem Zusammenhang mit literaturwissenschaftlichen und literaturgeschichtlichen Problemen stehen.

Bei der Darstellung des *archaischen* und des *klassischen* Griechischen aus der Zeit des achten bis vierten Jahrhunderts verknüpfen sich mit der *zeitlichen* Entwicklung Probleme der Differenzierung nach *Dialekten* und, damit verbunden, nach literarischen *Gattungen.* Vom dritten Jahr-

hundert an münden – betrachtet man die Hauptlinie der Sprachgeschichte – die verschiedenen Formen des Griechischen in den großen Strom der auf attischer Grundlage entstandenen *Koiné*. Diese weitgehend einheitliche Sprache ist für die spätere Entwicklung des Griechischen in der Kaiserzeit zunächst bestimmend. Doch ergibt sich bald die *soziale Differenzierung* zwischen *Volks-* und *Hochsprache*, die für die mittelalterliche und neuzeitliche griechische Sprachentwicklung bis in die neueste Zeit bestimmend geblieben ist. Sie wirkt sich noch heute in dem Gegensatz zwischen Δημοτική (Volkssprache) und Καθαρεύουσα (Hochsprache) innerhalb des Neugriechischen aus.

Auch die Geschichte der *lateinischen Sprache* ist in ihrem ersten Teil *Entstehungsgeschichte* (indogermanische Herkunft; griechische, etruskische, italische Einflüsse).

Ein zweiter Teil behandelt zunächst das *vorliterarische* Latein, das durch inschriftliche Quellen zwischen dem 6. und dem 3. Jahrhundert v. Chr. belegt ist. Vom dritten Jh. an läßt sich die Geschichte des archaischen Latein in einer zunehmenden Zahl von Inschriften verfolgen. Aus ihnen wird der sprachliche Hintergrund deutlich, von dem sich die Entstehung der römischen Literatursprache abhebt. Von da an zeigt das Verhältnis von Sprache und Literatur zwei Seiten: die Entwicklung der Sprache selbst und die damit jeweils gegebenen Möglichkeiten auch für eine literarische Sprache; andererseits die Neuerungen der Sprache, die gerade durch die Literatur eingeführt werden und sich z. T. durchsetzen, z. T. aber auf einzelne Literaturwerke beschränkt bleiben. In steter Auseinandersetzung zwischen dem Üblichen und Gewöhnlichen einerseits, dem Unüblichen und Stilistischen andererseits[75] entwickeln sich nun die römische Sprache im allgemeinen und die römische Literatursprache im besonderen (vgl. o. Kap. 3.3.1).

Unter dem sprachgeschichtlichen Aspekt lassen sich die Sprache der archaischen Literatur (240–80 v. Chr.), die Sprache der sog. goldenen und silbernen Latinität (ca. 80 v. Chr.–200 n. Chr.) und das Spätlatein unterscheiden.

Die zeitweise vermutete Entwicklung eines eigenständigen „christlichen" Lateins aus der Sondersprache eines kleinen Kreises wird heute nicht mehr vertreten. Die Lateinische Volkssprache ist zur Grundlage für die Entwicklung der romanischen Sprachen geworden, die lateinische Literatursprache hat sich zu dem Latein fortentwickelt, das die Traditionssprache des Mittelalters bildet.

3.4. Die Übersetzung

Die Übersetzung ist eine Möglichkeit, sich des primären Wortsinns eines Textes zu versichern sowie das eigene sprachliche Verständnis des Textes zu überprüfen und anderen mitzuteilen. Ein Aspekt der Übersetzung ist der *Vorgang* des Übersetzens, ein anderer das *Ergebnis* dieses Vorgangs.

Der Vorgang des Übersetzens, in der Praxis ständig geübt, ist theoretisch weitgehend ungeklärt. In der Theorie stehen sich Zweifel an der Übersetzbarkeit überhaupt und der Glaube an totale Äquivalenz (besonders bei der Überzeugung von der Möglichkeit maschineller Übersetzungen) gegenüber.

Als *Ziele* einer Übersetzung lassen sich grundsätzlich bestimmen: Eine Übersetzung soll den Sinn eines fremdsprachlichen Texts möglichst genau und vollständig mit den Mitteln (Wortschatz, Grammatik, Stil) der Zielsprache wiedergeben. Unter „Sinn" eines Textes ist nicht nur der Inhalt seiner Sätze, sondern auch deren gedanklicher Zusammenhang und die Intention des Gesamttexts zu verstehen. Um diese zu „übersetzen", muß sich der Übersetzer möglichst über die Absicht des Autors und den Zweck des Textes klarwerden. Die dafür eingesetzten Mittel muß er entweder übernehmen oder durch möglichst gleichwertige ersetzen.

Was den *Inhalt* betrifft, so lautet eine alte Schulregel, man solle „so wörtlich wie möglich, so frei wie nötig" übersetzen. Wilamowitz hat darauf hingewiesen, daß es unmöglich sei, Wörter zu übersetzen, aber notwendig, *Gedanken* wiederzugeben. Dem entspricht die These der modernen Übersetzungstheorie (Catford), daß Übersetzen „*Strukturaustausch*" sei. Mit anderen Worten hat darauf bereits Hieronymus hingewiesen, wenn er sagt, er habe die Bibel in der Vulgata „nicht Wort für Wort, sondern Sinn für Sinn" übertragen.

Voraussetzung dafür, daß der Übersetzer die Ziele des Übersetzens erreicht, ist volles *Verständnis des Originals*. Gute Beherrschung der Ausgangssprache ist also nötig. Aber freies Verfügen über die Mittel und Sicherheit im Ausdruck der Zielsprache sind ebenso wichtig.

Eine *grundsätzliche Alternative* besteht zwischen der Möglichkeit, die deutsche Ausdrucksweise in Wortwahl, Phraseologie, Satzbau und Stil möglichst der fremden anzugleichen (also etwa das Deutsche zu „vergriechischen"), und dem Versuch, eine Übersetzung zu bieten, die sich wie ein deutsches Original liest (das Griechische zu „verdeutschen").

Das erste Prinzip, nämlich den Leser der Übersetzung zur Sprache des Autors mit ihren fremden Zügen zu führen, haben etwa F. Schleiermacher und W. Schadewaldt vertreten, theoretisch wie praktisch. Beispiele dafür sind Schleiermachers Platon-Übersetzung und Schadewaldts Homer-Übersetzung.[76] Ein besonderes Meisterstück ist Schleiermacher bei

der Übersetzung des Platonischen „Kratylos" mit seinen schwierigen „Etymologien" gelungen. Außerhalb der Klassischen Philologie lassen sich etwa die Bibelübersetzungen von Buber-Rosenzweig oder die Dante-Übersetzung von R. Schneider als Beispiel nennen.

Dieses „gelehrte Übersetzen" führt vor allem zu den Eigenheiten der *fremden Sprache* hin. Doch scheint es andererseits auch legitim, die Sprache eines Textes als ein Mittel im Dienst bestimmter *Inhalte* und *Wirkungen* aufzufassen und daher die Sprache der Übersetzung und ihre Elemente diesem Inhalt und dieser Wirkung unterzuordnen. In diesem Fall gebührt dem guten, flüssig lesbaren Deutsch der Vorrang.

Es kommt also darauf an, sich je nach *Absicht* und Zweck einer Übersetzung für das eine oder das andere Verfahren zu entscheiden. Da es sich um eine grundsätzliche Alternative handelt, ist ein Kompromiß im Sinn eines Mittelwegs hier schwerlich geraten und sinnvoll.

Beim einzelnen Übersetzungsversuch greifen verschiedene *Verfahrensweisen*[77] ineinander, die sich methodisch-theoretisch isolieren lassen, in der Praxis aber verbunden sind: Am meisten geübt und am meisten umstritten ist die *Konstruktionsmethode,* die, der Hierarchie der Satzglieder folgend, zunächst den Satzkern aus Subjekt und Prädikat, dann mit Hilfe sinnvollen „Abfragens" die jeweils rangnächsten Satzglieder und ihren Sinn zu ermitteln versucht und so das Satzganze, zumindest einige seiner Teile, tektonisch aufbaut. Ablehnend stehen der Konstruktionsmethode vor allem die Vertreter der sog. *Wort-für-Wort-Methode* gegenüber, die ein Wort nach dem anderen durch ein Äquivalent ersetzt und erst dann den Gesamtinhalt im wirklichen Satzzusammenhang zu formulieren versucht. An diese Methode lehnt sich die *„natürliche Lesemethode"* an, nach der sich das Satzverstehen beim Lesen fremdsprachiger Texte ähnlich entwickeln soll, wie es sich beim Verstehen muttersprachlicher Texte entwickelt. Zunächst wird jedes Wort sinn- und formentsprechend wiedergegeben, in einem zweiten Schritt das Satzganze zu verstehen, in einem dritten die Übersetzung zu formulieren versucht.

Bei der Methode der *Satzanalyse* versucht man zunächst, den Gesamtsinn eines Satzes beim Lesen „irgendwie" zu erfassen, zerlegt dann den Satz mit Hilfe von Satzzeichen und Bindewörtern in größere Einheiten und versucht diese zunächst einzeln und dann in ihrem Verhältnis zueinander zu verstehen, bevor eine Synthese unternommen wird.

In der Praxis wird fast immer eine *Kombination* aus den verschiedenen Methoden angewandt.

Psychologisch gesehen[78] ist das Übersetzen nicht ein automatisierter Vorgang, sondern eher ein Verhalten der *Problemlösung* in nicht vorgeübter Situation. Als Versuch, Sinnzusammenhänge zu erfassen, ist es ein *intentionaler Akt.* Eine Schwierigkeit beim Vollziehen dieses Akts liegt in der Ablenkung vom Sinn auf die sinnvermittelnden Zeichen, vor allem

soweit sie in ihrer Funktion schwer durchschaubar sind. Beim sukzessiven Aufbau des sprachlichen Sinns sind dauernd Vorgriffe auf die späteren Teile im Spiel, gesteuert von Inhaltserwartungen und syntaktischen Schema-Erwartungen, ausgehend von den zuerst entschlüsselten Teilen (meist Satzanfang oder Satzkern) und durch den Kontext.

Beim Übersetzungs*vorgang* lassen sich folgende einzelne *Schritte* unterscheiden: 1. Das Lesen als Umsetzen des Schriftbilds in Klang; 2. Das analytische Erfassen einzelner Glieder (Wortgruppen, Wörter, kleinere funktionale Einheiten) auf Signifikantenebene; 3. Das Erfassen der mit den Signifikanten verbundenen Signifikate; 4. Die Synthese des Aussageinhalts durch Kombination der Signifikate; dabei genügt nicht ihre bloße Addition, es handelt sich vielmehr um ein Zusammenbauen zueinander passender Teile, wobei schematisches Vorwegnehmen von Möglichkeiten und fortschreitendes Festlegen als Ausschalten von Möglichkeiten ineinandergreifen. 5. Aufgliederung des Gesamtsinns in Einzelinhalte (Signifikate). 6. Finden der den Signifikaten entsprechenden deutschen Signifikanten. 7. Formulierung entsprechend den Grammatikregeln der Zielsprache. 8. Umsetzen in Schrift.

Die Probleme 2–4 betreffen vor allem das einsprachige Verstehen, 5–7 das einsprachige Formulieren. Verstehen und Formulieren spielen sich aber beim Übersetzen nicht in einem klar geordneten Nacheinander ab, sondern zwischen den Schritten 3–6, z.T. sogar 2–7, gibt es dauernd direkte Übergänge.

Einige *Hauptfehler* beim Übersetzen, die sich als Fehler in der Übersetzung niederschlagen, lassen sich namhaft machen: 1. Mangelnde Kenntnis von *Wörtern*, d.h. im einzelnen von möglichen Wortinhalten, Assoziationen, Gefühlswerten und Metaphern; 2. Mangelnde Kenntnis grammatischer *Regeln* und syntaktischer Möglichkeiten; 3. Mangelndes Achten auf den *Sinnzusammenhang*; 4. Übersehen einzelner *Sprachinformationen*; 5. *Irrtümliche Antizipationen* und vorschnelles Festlegen; 6. Scheu vor der Benutzung der jeweils erlaubten *Hilfsmittel.*

Die genannten Fehler können ebensogut in Schwierigkeiten mit der Ausgangssprache wie in solchen mit der Zielsprache begründet sein. Um sie zu überwinden, ist stetige Lektüre, dauerndes Umgehen mit Lexikon und Grammatik und geduldiges Üben im Übersetzen selbst nötig.

Für das Übersetzen lassen sich einige allgemeine *Ratschläge* geben: 1. Da das Finden von Wortäquivalenten oft schwierig ist, sollte man früh auf das Übertragen zusammenhängender *Gruppen* achten. 2. Soweit die Sprachen in ihrer syntaktischen Struktur ähnlich sind, sollte man bei der Übersetzung solche *Strukturen* nicht ohne Not willkürlich verändern. 3. Der *Gesamtsinn* hat den Vorrang vor dem Einzelwort oder der kleineren Einheit. 4. Soweit sich die *stilistischen Züge* eines Textes oder Autors in der Übersetzung erhalten lassen, sollte man sie erhalten.

Als Beispiel sei der Anfang einer Passage aus einem Seneca-Brief gewählt, der 1974 im Latein-Abitur in Bayern zu übersetzen war: „Nihil nobis improvisum esse debet; in omnia praemittendus animus cogitandumque, non quidquid solet, sed quidquid potest fieri. Quid enim est, quod non fortuna, cum voluit, ex florentissimo detrahat, quod non eo magis aggrediatur et quatiat, quo speciosius fulget? ...“

Den ersten Satz kann man weitgehend wörtlich übersetzen. Im zweiten muß man das Fehlen des *est* erkennen (Ellipse). Eine Schwierigkeit war es, zu wissen, daß *solet* nicht für sich steht, sondern mit *fieri* zusammengehört. Bei *voluit* wird die in der lateinischen Form ausgedrückte „Vorzeitigkeit“ im Deutschen nicht wiedergegeben. Schwierig ist auch die genaue Bestimmung des Sinns von *ex florentissimo detrahat*: Man konnte bei *florentissimo* zwischen Maskulinum und Neutrum, und dementsprechend bei *detrahat* zwischen „wegnehmen“ und „herunterziehen“ schwanken. Die zweite Möglichkeit ist die richtigere, wie sich aus den großen Wörterbüchern ergibt: Nach *detrahere* erscheint ein persönliches Objekt im Dativ, während *ex* einen Zustand als Ausgangspunkt des *detrahere* angibt. Es ergibt sich etwa folgende Übersetzung:

„Nichts darf für uns unvorhergesehen sein; auf alle Möglichkeiten müssen wir unsere Überlegungen im voraus richten und nicht nur alles bedenken, was üblicherweise, sondern was möglicherweise geschieht. Denn was gäbe es, das nicht das Schicksal, wenn es will, aus dem glücklichsten Zustand herausreißt, und das es nicht desto mehr angreift und schüttelt, je glänzender es leuchtet?“

Besonders hohe Anforderungen an den Übersetzer stellen Werke der *Dichtung* und unter ihnen vor allem solche der *Lyrik*. Im Zusammenhang der Erörterung von Problemen, die ein dichterisches Kunstwerk stellt, sagt Wilamowitz: „Nur ein Philologe kann übersetzen, aber etwas Philologisches ist die Übersetzung darum doch nicht.“ Er hat dabei die künstlerische Seite einer geglückten Übersetzung im Auge. Große Kunstwerke aus dem Bereich der griechischen und lateinischen Literatur haben zu verschiedenen Zeiten immer wieder meisterhafte Übersetzer gefunden, etwa Wieland (Lukian), Schleiermacher (Platon), Wilamowitz (Tragödien und Komöden); R. A. Schröder (Vergil, Horaz), W. Schadewaldt (Homer, Tragödien). Viele der großen Übersetzer haben sich und ihren Lesern auch theoretisch von den Grundsätzen ihrer Übersetzung Rechenschaft gegeben. Sie haben dabei immer wieder betont, daß Übersetzung eine Form der Interpretation ist. Hier liegt auch der Grund dafür, daß die Übersetzung Ausgangspunkt, aber auch Endpunkt und Vollendung des Verstehens von Texten sein kann.[79] In diesem Sinn hat Schadewaldt die Übersetzung bezeichnet als die „Integration des ganzen philologischen Geschäfts“.

4. Die Texte als Literatur

4.1. Allgemeine Voraussetzungen

4.1.1. Hermeneutik als Theorie der Interpretation

Neben der Sicherung des Wortlauts und der sprachlichen Erklärung geht es der Philologie darum, den Sinn von Texten zu ermitteln. Jeder Text als von seinem Verfasser gelöstes sprachliches Gebilde ist ein Sinn-Potential, das durch einen Rezipienten aktualisiert werden kann. Er konstruiert das Sinngefüge eines Textes nach und kann so den Sinn in sein persönliches Verständnis „übersetzen".

Dabei stellt sich das Problem, wann und wie ein Text „richtig" aufgenommen wird. Die Frage, wie *rechtes Verstehen* zustande kommt, ist Gegenstand der *Hermeneutik*, von Dilthey als „Kunstlehre des Verstehens schriftlich fixierter Lebensäußerungen" bestimmt. In ihr werden vor allem die Möglichkeiten und Bedingungen angemessenen Textverstehens und seiner Vermittlung durch Auslegung (Exegese) reflektiert. Verstehen und Auslegung zusammen machen den Bereich der *Interpretation* aus. Insofern ist Hermeneutik *Theorie der Interpretation.*

Wie erwähnt (Kap. 1.2), war bereits in der Antike über grammatische und allegorische Interpretation diskutiert worden. Luther hatte das Problem des „Philologischen Zirkels" formuliert, der die wechselseitige Erhellung des Einzelnen und des Ganzen innerhalb eines Textes betrifft, Schleiermacher den Zusammenhang von Textverständnis und Autorverständnis als Problem der „psychologischen Interpretation" reflektiert. Die historische Distanz (und damit die relative Fremdheit) antiker Autoren wird in der „Historischen Schule" zum Problem.

In Anlehnung an Schleiermacher und in Auseinandersetzung mit G. Hermann entwickelt *A. Böckh* innerhalb der Klassischen Philologie eine „Enzyklopädie und Methodenlehre der Philologischen Wissenschaften",[1] in der ausführlich Grundsätze der Hermeneutik entwickelt sind, die noch heute weitgehend Aktualität beanspruchen dürfen. Er unterscheidet grammatische, individuelle, historische und generische Interpretation. Die *grammatische* Interpretation hat Sprache und Inhalt eines Textes aufgrund des „allgemeinen Sprachgebrauchs" zu erläutern. Die *individuelle Interpretation* soll zeigen, wie in einem Text der allgemeine Sprachgebrauch durch die Individualität des Autors und seine eigentümliche Sprechweise modifiziert ist, und dabei versuchen, das Werk als

Produkt seines Autors zu verstehen. Die *historische Interpretation* hat zu erweisen, inwieweit reale historische Verhältnisse Bedingungen und Voraussetzungen für das Entstehen und das Verstehen eines Textes sind. Schließlich hat die *generische Interpretation* Zusammenhänge mit der jeweiligen Textgattung aufzuweisen. Diese idealtypisch getrennten Verfahrensweisen wirken in der praktischen Interpretationsarbeit ständig zusammen. Bei jeder einzelnen von ihnen bewegt sich der Interpret in einem hermeneutischen Zirkel, insofern z.B. grammatische Interpretation Kenntnisse der Grammatik voraussetzt, diese Kenntnisse aber gewonnen werden auf der Grundlage philologischen Verstehens von Texten.

Der unverzichtbare Gewinn aus Böckhs Theorie ist die Einsicht in die Notwendigkeit, den *historischen Kontext* als synchronischen Zusammenhang und die *Gattungsentwicklung* als diachronischen Zusammenhang bei der Interpretation zu berücksichtigen.

W. Dilthey versucht in seiner Hermeneutik, unter Einbeziehung Böckhscher Auffassungen, die sogenannten *„Geisteswissenschaften"* und ihre Verfahrensweisen allgemein als eigenständig gegenüber den „Naturwissenschaften" zu begründen: Ein Text als objektiviertes sprachliches Gebilde wird zunächst auf seinen *Sinn* hin ausgelegt, dann sein *Hervorbringen* nachkonstruiert. Die Sprache des Textes eröffnet dem Verstehenden eine Art von einfühlender Identifikation mit dem Autor. Hermeneutik hat es hier also mit dem Verstehen von *Sachgehalten* und mit dem Verstehen von *Personen* zu tun. Solches *Verstehen* im Sinn Diltheys, das sich vom naturwissenschaftlichen *Erklären*, aber auch vom historischen *Erkennen* unterscheidet, wurde dann von *W. Jaeger* als das spezifische Ziel der Philologie bezeichnet.[2]

An Dilthey einerseits und an Heideggers Verankerung von Verstehen und Auslegung in der Zeitlichkeit des Daseins andererseits knüpft die Hermeneutik *H. G. Gadamers* in „Wahrheit und Methode" (1960, [2]1965, [3]1973) an. Als Fundamentalanalyse menschlichen Daseins hat diese Hermeneutik auch Implikationen für Möglichkeiten und Verfahrensweisen der Geisteswissenschaften. Auslegung ist nach Gadamer ein Bestandteil des literarischen Werkes selbst, insofern es auf Auslegung hin offen ist und nach ihr verlangt. Verstehen vollzieht sich in einer als „eigentliche Leistung der Sprache" aufzufassenden *„Verschmelzung zweier Horizonte"*,[3] des Texthorizonts und des Leserhorizonts, der als Vorverständnis das Verstehen immer mitbestimmt (Gadamer spricht von einer „Vorurteilsstruktur" des Verstehens). In der *Wirkungsgeschichte* als Abfolge der verschiedenen Interpretationen kommt der „wahre" Sinn eines Textes zum Erscheinen.

Während in der Klassischen Philologie Reaktionen auf diese Theorie zögernd erfolgt sind, hat man sich im Bereich der Philosophie und der

neueren Philologien mit Gadamers Hermeneutik bereits intensiv auseinandergesetzt. Das bezeugen die wirkungsgeschichtlich und rezeptionsästhetisch orientierten literaturwissenschaftlichen Richtungen, aber auch die von verschiedenen Seiten geäußerte Kritik: So will etwa *E. Betti*[4] den Anteil des Leserhorizonts zugunsten des *Texthorizonts* einschränken entsprechend dem „Kanon der hermeneutischen Autonomie des Objekts": *sensus non inferendus, sed efferendus.* Daneben betont er den das Verhältnis zwischen Einzelnem und Kontext betreffenden „Kanon des sinnhaften Zusammenhangs", der dem philologischen Zirkel entspricht. Schließlich hebt er den „Kanon der Aktualität des Verstehens" hervor: Der Schaffensprozeß ist rückläufig nachzukonstruieren, so daß die ursprüngliche *Bedeutung* des Textes deutlich wird – im Unterschied zur heutigen *Bedeutsamkeit* für mich.

Kritik an Gadamer übt auch *J. Habermas,*[5] der zwar die Horizontverschmelzungs-Theorie und den universalen Anspruch der Hermeneutik Gadamers akzeptiert, sie aber durch *Ideologiekritik* ergänzt und durch Fragen nach den erkenntnisleitenden *Interessen* auf die Praxis des gesellschaftlichen Lebens rückbezogen sehen möchte. Interpretation ist nach Habermas immer kommunikative Erfahrung, der Interpret als Verstehender Dialogpartner des Autors, als Auslegender Dialogpartner seiner eigenen Mitwelt.

Ein kritischer Einwand gegen Gadamer und gegen Habermas richtet sich gegen die Auffassung des Verstehens als *„Dialog"* mit dem Autor, die für historische Texte nur bedingt gelten kann. Da diese vom Autor nicht mehr genauer erläutert werden können, liegt zwar Sprache als Medium, aber nicht Gespräch als Kommunikationsform vor. Aufmerksamkeit, Sensibilität und Phantasie des Interpreten sind daher in besonderem Maß gefordert.[6]

Aus der Geschichte der Hermeneutik geht hervor, daß keineswegs alle Probleme des Verstehens gelöst sind. Seine Voraussetzungen und Bedingungen werden nach wie vor diskutiert, leider fast ohne Beteiligung der Klassischen Philologie. Die bisherigen Ergebnisse der Hermeneutik sind immerhin geeignet, bestimmte Grundbedingungen des Verstehens von Texten bewußt zu machen: 1. Das Verstehen richtet sich primär auf den Sinn des *Werks* selber, kann sich außerdem aber auch auf seine *Voraussetzungen* und seine *Wirkungen* richten. Entsprechend lassen sich werkorientierte, produktionsorientierte und wirkungsorientierte Betrachtungsweisen unterscheiden. 2. Die *Elemente* (Sinn-Einheiten) des Textes sind nicht einfach beobachtbare „Fakten", sondern werden erst durch interpretierendes Vorgehen im Rahmen des Textzusammenhangs konstituiert (z.B. Motive, Stilzüge, Verlaufsformen).[8] 3. Der *„Philologische Zirkel"* betrifft das Verhältnis von Einzelnem und Ganzem. Er muß nicht ein verbotener „Circulus vitiosus" sein. Man kann nämlich auf der Basis

des allgemeinen Sprachverständnisses relativ bekannte Sinnmomente vorläufig („potentiell") annehmen, um sie im Verlauf des Interpretationsprozesses zu bestätigen oder zu modifizieren; weiterhin kann man den Kreis vom Einzelnen zum Ganzen und wieder zum Einzelnen öfters durchlaufen und so den gemeinten Sinn immer genauer bestimmen.[9] So lassen sich Fehler und Schwierigkeiten ausschalten und intersubjektiv gültige Verstehensinhalte erreichen, die zwar nicht „objektiv" erweisbar, aber doch auch weit von jeder bloßen Beliebigkeit entfernt sind.

Im Verhältnis von Text und Rezipient kommt der *„Zirkel der Geschichtlichkeit des Verstehens"* ins Spiel. Der Horizont des Verstehens, d.h. Erfahrungen des Rezipienten, bestimmt das Verstehen mit. Dabei sind sowohl die Texte der Vergangenheit als auch die Erfahrungen des Rezipienten durch *geschichtliche Einwirkungen* mitbedingt: das Werk etwa durch Autor, Gattung und Epoche, der Rezipient durch persönliche Erfahrungen, Sprachkenntnisse, Literaturkenntnisse und Fragestellungen seiner Zeit.

Interpretation als Auslegung (Exegese) kann in der Form der Explikation oder der Applikation geschehen. Als *Explikation* bezeichnet man die darstellende Anpassung der erstellten Sinngebilde an den jeweiligen Verstehenshorizont bestimmter Rezipienten durch den Interpreten. Entsprechend den unterschiedlichen Voraussetzungen verschiedener Rezipienten hat die Explikation einen *didaktisch-methodischen Aspekt*: Die Vermittlung muß im Was und im Wie die Vorkenntnisse der mutmaßlichen Rezipienten berücksichtigen. Sie kann sich in verschiedenen *Formen* vollziehen: im Gespräch, als Übersetzung, als Paraphrase, als Kommentar, als beschreibende, erklärende oder deutende Abhandlung.

Als *Applikation* bezeichnet man die Anwendung einer ermittelten Textaussage auf aktuelle Fragen der Zeit des Interpreten. Textaussagen können Reservoir sein für Argumente zu Fragen, die in dieser Form nicht in dem Text selber gestellt, sondern von außen an ihn herangetragen werden. Solche Anwendung setzt zwar Interpretation des Textes *voraus*, gilt aber letztlich einzelnen Aspekten des Textes (z.B. dem sachlichen Inhalt, dem historischen Quellenwert, der Behandlung eines Problems), soweit sie in textexternen Fragezusammenhängen verwertbar sind. Dieser Sachverhalt ist für das Verhältnis der Philologie zu den Altertumswissenschaften und für bestimmte Probleme der gegenwärtigen Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts von Bedeutung.

4.1.2. Philologie, Literaturwissenschaft, Literaturkritik

Über Inhalt und Umfang des Begriffs *„Literatur"* ist man sich keineswegs allgemein einig. Von manchen wird Literatur auf *Dichtung* im Sinn der sog. „Schönen Literatur" beschränkt, für die vor allem *fiktionale Wirk-*

lichkeit kennzeichnend ist (intensiver Literaturbegriff). Ein etwas weiterer Literaturbegriff liegt vor, wenn man Literatur als *„gestaltete Sprache"* auffaßt. In einem dritten Sinn kann Literatur *alle Texte* umfassen (extensiver Literaturbegriff).[10]

Während es im Bereich der neueren Philologie über diese Frage lebhafte Diskussionen gibt – wobei sich eine Tendenz zu einem weiten Begriff von Literatur beobachten läßt –, hat die Klassische Philologie seit je „Literatur" im weiteren Sinn aufgefaßt: Sie kümmert sich um alle griechischen und lateinischen Texte, die aus dem Altertum überliefert sind; dies sind neben der Dichtung vor allem Texte philosophischen Inhalts, Werke der Geschichtsschreibung, Reden und Fachschriften.[11] Freilich zeichnen sich mit Ausnahme der Fachliteratur fast alle überlieferten Texte durch wichtigen Gehalt und sprachliche Gestaltung aus. Außerdem sind sie der Zahl nach überschaubar. So ist schon durch den Prozeß der Überlieferung selbst eine Auswahl qualitativ hochstehender Texte entstanden. Was sich neben ihnen erhalten hat, benötigt die Philologie zur Rekonstruktion der literaturgeschichtlichen Zusammenhänge.[12]

Literatur läßt *verschiedene Betrachtungsweisen* zu: *Philologische* Betrachtungsweise bemüht sich im Prinzip um das Verstehen von Einzeltexten, während es *literaturwissenschaftlicher* Betrachtungsweise eher um die allgemeineren, das Einzelwerk übergreifenden Züge und Zusammenhänge geht. Dementsprechend lassen sich *Philologie* und *Literaturwissenschaft* nach dem jeweiligen *Schwerpunkt* ihrer Betrachtungsweise unterscheiden. Philologie ist in höherem Maße an die einzelnen *Sprachen* gebunden, in denen die Texte abgefaßt sind. Literaturwissenschaft tendiert zur *vergleichenden* oder *allgemeinen* Literaturwissenschaft, deren Fragestellungen teils auf systematisierende Beschreibung und Gruppierung, Erklärung und Begriffsbildung für die mehreren Werken gemeinsamen Erscheinungen zielt (*Poetik*), teils auf synchronische und diachronische Zusammenhänge sowohl innerhalb der Literatur wie zwischen Literatur und anderen historischen Erscheinungen (*Literaturgeschichte*). Philologie und Literaturwissenschaft haben einen Teil ihres Gegenstandsbereichs gemeinsam, z.B. Klassische Philologie und Literaturwissenschaft die antiken Texte in griechischer und lateinischer Sprache. Aber die Klassische Philologie betrachtet diese Texte nicht nur als Literatur, sondern auch auf ihren Wortlaut und ihre Sprache hin; die Literaturwissenschaft hat neben antiken griechischen und lateinischen Texten solche aus anderen Epochen und anderen Sprachen zur Grundlage. Insofern hätte es wenig Sinn, eines dem anderen als Fach unterzuordnen, obwohl dies immer wieder versucht wurde.[13]

In der praktischen Arbeit verbinden und ergänzen sich philologische und literaturwissenschaftliche Betrachtungsweise und werden ständig von den gleichen Personen geübt. Jedes Einzelwerk weist Bezüge auf zu

anderen Werken, steht in synchronischen und diachronischen Zusammenhängen, die bei seiner Interpretation zu berücksichtigen sind. Umgekehrt werden alle allgemeinen Erscheinungen und die relevanten Zusammenhänge aufgrund von Beobachtungen an Einzelwerken ermittelt. Welche Verfahrensweisen ergeben sich nun nach dem Gesagten für die Interpretation literarischer Werke?

Entsprechend dem philologischen Zirkel der Hermeneutik ist es Aufgabe der Interpretation, ein Werk auf seine literarischen *Elemente* (Sinneinheiten) hin zu analysieren, deren Sinn zu verstehen und ihre *Funktion* im Werk zu bestimmen, sowie schließlich das *Zusammenwirken* der Elemente zu Sinn und *Intention des Textes* zu begreifen. Es soll vor allem sichtbar werden, in welcher Weise der Autor ein bestimmtes Thema behandelt, mit welchen *Mitteln*, in welcher *Absicht*, in welcher *Situation* und vor welchem *Publikum* er dies tut. Mit Autor, Situation und Publikum, im weiteren Sinn mit der ganzen *Epoche* kommen auch außerhalb des Textes liegende *Bedingungen* und *Voraussetzungen* mit ins Spiel. Man spricht hier von *synchronischen Bezügen* bzw. vom kulturellen oder auch vom *historischen Kontext*. Die Interpretation sollte – entsprechend dem Zirkel der Geschichtlichkeit des Verstehens – zeigen, inwieweit jede dieser Erscheinungen *Grund* oder aber geeignete *Folie der Erklärung* ist.

Auch verschiedene diachronische Bezüge sind bei der Interpretation zu berücksichtigen. Einzelne Elemente des Werks, wie Stoff, Motive, Darbietungsform, Vers haben eine *historische Entwicklung* durchgemacht. Kennt man diese, so kann man die Möglichkeiten ihrer Bedeutung im Einzelfall besser abschätzen. In diesem Zusammenhang kann die Kenntnis von *Quellen* und *Vorbildern* wichtig sein. Da ein Werk zumeist auch innerhalb einer *Gattung* steht, kommt die Kenntnis anderer Werke der Gattung sowie ihrer Eigenarten und ihrer Geschichte dem Verstehen des einzelnen Werks ebenfalls zugute.

Einen methodischen Vorrang hat die Betrachtung des Werks selber insofern, als sich erst aus ihr die Gesichtspunkte und Fragestellungen ergeben, die unter den vielen möglichen für das Verständnis gerade dieses Werks als relevant anzusehen sind. Freilich gibt es in der Literaturwissenschaft eingebürgerte Fragestellungen (Datierung, Aufbau) und Begriffe (Intention, Motiv, Stilzug u.ä.), die fast immer an ein Werk herangetragen werden können. Aber auch sie müssen auf ihre sinnvolle Anwendbarkeit geprüft und unter Umständen modifiziert werden.

Ähnliches gilt, wenn in die Interpretation des Einzeltexts Argumente *vergleichenden* Charakters (wie der Hinweis auf den Sinn von Ausdrükken, Motiven oder Stilzügen an *Parallelstellen*) eingehen. Es ist dann zu bedenken, daß die verglichenen Elemente ebenfalls aus Aussagen geschlossener Texte stammen. Nicht nur ihre Formulierung oder ihr Inhalt,

sondern auch ihre Funktion (Stellenwert) im verglichenen Zusammenhang ist wichtig.[14]

Der Vergleich als methodisches Verfahren kann verschiedenen Zwekken dienen. Zunächst bietet er die Möglichkeit, gleiche bzw. ähnliche Erscheinungen *zusammenzuordnen*, etwa Werke mit gleicnen Stoffen, Darbietungsformen oder Stilzügen. In einem weiteren Schritt ermöglicht der Vergleich durch Abstraktion der Gemeinsamkeiten die Bildung von *Gruppen* wie etwa Gattungen oder Werken gleicher Stilart. Auf dem Hintergrund solcher Gruppen und ihrer gemeinsamen Merkmale können Unterschiede und individuelle Züge zum Zweck der *Differenzierung* beobachtet werden, die zur besseren Beurteilung des Einzelwerks führt.[15]

Einen weiteren Schritt über den Vergleich hinaus bedeutet der Versuch der *Rekonstruktion*. Dabei handelt es sich um eine Methode, in der der Interpret von sich aus nicht unmittelbar beobachtbare Zusammenhänge aus beobachtbaren Erscheinungen herstellt. *Philologische Rekonstruktion* i.e.S. dient der Wiederherstellung verlorener Werke, die nur in Fragmenten oder indirekter Überlieferung (Übersetzungen, Bearbeitungen, Zitaten, Nachrichten) greifbar sind. *Philologisch-historische Rekonstruktion* gilt etwa überlieferungsgeschichtlichen, stilgeschichtlichen und stoffgeschichtlichen Zusammenhängen, aber auch Zusammenhängen der Entwicklung von Person und Werk eines Autors, sowie der Entstehungsgeschichte von Werken, schließlich literaturgeschichtlichen (auch wirkungs- und rezeptionsgeschichtlichen) Zusammenhängen.[16]

Um sowohl eine von philologischer als auch von literaturwissenschaftlicher Betrachtungsweise verschiedene Blickrichtung handelt es sich, wo philologische oder literaturwissenschaftliche Untersuchungen im Dienst der *Altertumswissenschaft* stehen. Die verschiedenen leitenden Interessen werden exemplarisch deutlich in zwei programmatischen Abhandlungen, die beide dem Thema „Philologie und Geschichte" gelten: H. Usener sieht in seiner Bonner Rektoratsrede von 1882 die Bedeutung der Philologie vor allem in ihrem Beitrag zur Erforschung historischer Quellen und bezieht sie daher in den weiteren Bereich der „Geschichte" (d.h. Geschichtsforschung) ein.[17] Demgegenüber betont W. Jaeger in seiner Basler Antrittsvorlesung von 1914,[18] daß, trotz Anwendung historischer Methoden insbesondere bei der Rekonstruktion, dem Philologen die Literatur primär nicht Quelle, sondern Ziel seiner Arbeit sei. Literatur als *Ziel des Verstehens* für die Philologie wird von Literatur als *Quelle des Erkennens* für die Geschichte abgehoben.

Inwieweit die Beurteilung der *Qualität* literarischer Werke, d.h. die Literaturkritik, „wissenschaftlich" sei, ist seit langem umstritten. Die Antwort hängt davon ab, wieweit Wissenschaft bestimmt sein soll vom Kriterium der Nachprüfbarkeit.

Im Rahmen der Klassischen Philologie ist die Frage kaum thematisiert worden, und zwar wohl zum einen aufgrund der traditionellen Überzeugung von dem hohen Wert der überlieferten antiken Literatur oder doch zumindest gewisser „klassischer" Werke; zum anderen aufgrund methodischer Bedenken einer am klar Feststellbaren orientierten Philologie, nach deren Auffassung das Gebiet des Wißbaren verlassen wird und methodisches Vorgehen unmöglich ist, wo das subjektive Gefühl in Form von „ästhetisierender Reflexion" (Gercke) beteiligt ist.

Als Faktum bleibt dessen ungeachtet festzuhalten, daß *praktisch dauernd* beim Umgang mit Literatur gewertet wird, bewußt oder unbewußt, sei es bei der Auswahl von Theaterstücken für eine Aufführung, sei es bei der Wahl von Texten für Lehrveranstaltungen, sei es bei der Auswahl von Schulschriftstellern, wo Texte nach ihrer sprachlichen Schwierigkeit, nach ihrer pädagogischen Eignung, ihrer literarischen Qualität oder ihrem Problemgehalt beurteilt werden. Dasselbe gilt bei der Entscheidung, welche Autoren im Rahmen einer Literaturgeschichte ausführlicher oder knapper behandelt werden. Allerdings sind Werturteile vielfach nur vorausgesetzt, ohne im einzelnen begründet werden zu müssen.

Wenn gegenwärtig allgemein neben eine Auffassung der Geschichte als „das, was war", diejenige als „das, was uns aus der Tradition betrifft" getreten ist, so gilt für die genannten Bereiche ebenfalls, daß sie diejenigen literarischen Erscheinungen der Tradition hervorheben sollte, die uns in höherem Maß „betreffen" – oder nach Meinung des für die Wahl Verantwortlichen zumindest betreffen sollten.

Der Philologe muß also oft werten und urteilen, so problematisch und anfechtbar das auch sein mag. Schon die antiken κριτικοί sahen sich mit dem Problem konfrontiert bei der Auswahl der Schriftsteller, für deren Erhaltung sie sorgten und die sie dem Unterricht zugrunde legten. Spätere Literaturkritiker folgten ihnen, wenn sie vorbildliche oder lesenswerte Autoren benannten. Nach welchen *Kriterien* läßt sich heute ein Text beurteilen, da wir nicht mehr wie im 16. oder 17. Jahrhundert nach den festen Normen einer klassizistischen Regelpoetik urteilen?

Belesenheit, Sicherheit der Analyse und der literarhistorischen Interpretation sind wichtige *Voraussetzungen*. Wichtiger noch sind einleuchtende, akzeptable und überzeugende *Maßstäbe* der Kritik. Diese Maßstäbe können nach Aspekt und Inhalt ganz verschieden sein und enthalten in jedem Fall ein *subjektives Moment*, insofern sie sich dem Kritiker nicht verbindlich aufdrängen. Der Kritiker hat daher die Pflicht, seine Maßstäbe anzugeben, um eine Nachprüfung seines Urteils zu ermöglichen. So wird es möglich, nicht bloß den Dissens festzustellen und daraus auf die Relativität aller Urteile zu schließen, sondern eine Diskussion, sei es der Kriterien selbst oder der an ihnen orientierten Urteile, zu führen mit dem Ziel, einen Konsens zu erreichen.

Hauptaspekte der Beurteilung können etwa sein die *Sprache*, speziell etwa Sprachgestaltung und Überzeugungskraft, die *Komposition*, etwa die Verträglichkeit der Schichten des Werks miteinander und mit dem Ganzen sowie ihr Beitrag zur Verwirklichung der Intention. Dabei muß nicht „Stimmigkeit" bzw. „organisches Zusammenwirken" in jedem Fall entscheidend sein; auch Dissonanz kann einer bestimmten Intention sinnvoll dienen.

Literarische Werke können und dürfen durchaus auch nach *„humanen"* Maßstäben beurteilt werden, etwa humaner Haltung und Gesinnung der im Werk ausgesprochenen Ansichten und intendierten Wirkungen (nicht etwa des Autors in seinem Verhalten), gemessen am Maßstab einsichtiger ethischer Normen. „Gute Absichten" genügen freilich nicht; es kommt ebensosehr auf die Wahrheit der Darstellung und ihre Überzeugungskraft an. Auch die Ergiebigkeit der Deutung, die Relevanz für möglichst viele, die Neuheit gegenüber dem Gewohnten werden als Kriterien von Werturteilen genannt.

Die *Bezugsebene* des kritischen Urteils kann historisch sein, d.h. es werden sprachliche, ästhetische und ethische Maßstäbe der Entstehungszeit angelegt, oder überhistorisch – womit nicht etwa überzeitliche Maßstäbe oder sogenannte „zeitlose Werte" gemeint sind, sondern die Maßstäbe der jeweiligen Gegenwart des Betrachters –, wobei diese Maßstäbe wiederum generell anerkannt sein oder vom einzelnen Kritiker vertreten werden können. Je neue Rezipienten müssen prinzipiell das Recht haben, persönliche Entscheidungen über den Wert oder Unwert von literarischen Werken zu treffen; sie haben aber auch die Pflicht, sie zu begründen.

4.2. Das einzelne literarische Werk

4.2.1. Schichten des Werks als Aspekte der Textanalyse

Ein literarisches Werk wird – unter den Bedingungen der Hermeneutik – im Idealfall zugleich mit dem Lesen verständlich. Volles Verstehen setzt jedoch gerade bei der antiken Literatur oft ein so hohes Maß an sprachlichen, sachlichen, literarischen und historischen Kenntnissen voraus, daß in der Regel ein längerer *Verstehensprozeß* nötig ist.

Hilfe für ein angemessenes und genaues Textverständnis bietet die *Analyse* eines Textes auf die in ihm verbundenen *Elemente* (Sinneinheiten) hin. Sie ermöglicht ein Verstehen der Elemente selber in einzelnen Schritten. In der der Analyse korrespondierenden *Synthese* werden die Elemente entsprechend ihren *Funktionen* zum Ganzen des Textsinns „zusammengefügt". Auf diese Weise kann die im Zusammenwirken ein-

zelner Elemente bestehende *Struktur* (Komposition) des Textes erhellt werden.

Jedes Analysieren setzt – im Sinn des philologischen Zirkels – schon eine gewisse vorgängige Vertrautheit mit dem Textganzen voraus, von dem die Analyse sich leiten läßt (vgl. o. Kap. 4.1.1). Analytische und synthetische Betrachtungsweise greifen also stets ineinander. Die Elemente als *funktionale Einheiten* des literarischen Werks sind nur bedingt identisch mit Teilen der Abfolge. Sie sind vielmehr an verschiedene *Schichten* des Werkes gebunden und lassen sich dementsprechend zu verschiedenen Gruppen ordnen. Die wichtigsten Schichten, zugleich Aspekte der Text-Analyse, sind Inhalt, Darbietungsform, Aufbau, Stil und Rhythmus.

Der *Inhalt* entspricht der sachlichen Mitteilung eines Textes. Er ist in einzelnen Schritten (nicht immer entsprechend der Textfolge) nachdenkbar, in den sog. pragmatischen Gattungen der Dichtung (Epos, Drama) und der Prosa (Historiographie) als Vorgang nacherzählbar, in anderen eher als Gedankenfolge faßbar.

Unter *Darbietungsform* versteht man die für einen Text oder seine Teile maßgebende Sprechform, die einer bestimmten Kommunikationssituation (z.B. Rede, Gespräch) und den von ihr geforderten Rollen entspricht.

Als *Aufbau* wird die Art des Zusammenhangs der aufeinander folgenden Teile eines Texts bezeichnet, wie etwa Folgerung, Steigerung oder Kontrastierung.

Der *Stil* besteht in den vom Autor gewählten und auf bestimmte Wirkungen zielenden Mitteln der Sprache auf den Ebenen der Laute, Wörter und Sätze. In der Stilanalyse wird – im Gegensatz zur grammatischen Analyse der Langue – die Sprache eines Textes als Parole (vgl. o. Kap. 3.1.1) untersucht, also seine *elocutio* im Sinn der antiken Rhetorik (vgl. u. Kap. 4.3.3). Mit dem Begriff „Stil" verbinden sich in der Literaturwissenschaft keineswegs einheitliche Vorstellungen. So unterscheidet etwa H. Graubner[19] zwischen Stil als Hinzufügung affektiver Elemente zu rationalen, als Stimmigkeit der einzelnen Sprachelemente untereinander, als Abweichung von einer geltenden oder als Bezugsebene angenommenen Norm und als Auswahl aus mehreren Ausdrucksmöglichkeiten. Alle vier Vorstellungen von Stil haben auch in der Klassischen Philologie eine Rolle gespielt. So wurde in der lateinischen Philologie Stil im 19. Jahrhundert zunächst als Abweichung von der Norm der Ciceronischen Sprache und damit von den Regeln der Schulgrammatik aufgefaßt. Gegenüber dieser Norm konnten stilistische Eigenheiten mancher Autoren auch als Hinzufügung emotional-affektiver Sprachelemente zu einer eher verstandesmäßig geprägten Sprache erscheinen. Mit der Entdeckung der Vielfalt und Entwicklung des Stils bei Cicero selbst[20] erwies sich

solches Vorgehen jedoch als nur bedingt sinnvoll. Daher betrachtet man neuerdings die vom Autor gewählten Sprachmittel insgesamt und insbesondere die für einen Text kennzeichnenden Züge im Hinblick auf ihre Entsprechung zum Standpunkt des Autors, zur Situation der Textverwendung und zur intendierten Wirkung auf das Publikum. Dabei spielt auch die „Stimmigkeit" des Stils eine Rolle, und zwar als Einheitlichkeit der Stilmittel selber sowie als Übereinstimmung von Textintention und ihrer sprachlichen Verwirklichung.

Der *Rhythmus* eines Textes wird bestimmt durch die prosodischen Eigenarten und gegebenenfalls die metrischen Formen seiner Sprache. Die Analyse der Schichten von Stil (bzw. „Sprache") und Rhythmus (bzw. „Metrum") wurde früher als „formale Exegese" zusammengefaßt. Nach einer anderen Einteilung wurde die Schicht des Inhalts unter dem Begriff „Gehalt" den als „Gestalt" zusammengefaßten übrigen, vielfach auch in der simplifizierenden Alternative „Inhalt" und „Form", gegenübergestellt.[21]

Während man früher z.T. mit festen Regeln der Analyse rechnete, herrscht heute die Tendenz vor, jedes Einzelwerk neu zu erschließen, um so seiner spezifischen Erscheinung gerecht zu werden. In der Tat sollte sich die Beschreibung und Erklärung von Elementen eines Textes primär am Zusammenhang dieses Textes selbst orientieren, ebenso die dabei verwendeten Begriffe. Sie sind nicht katalogartig zu erschöpfen, sondern nach Anzahl und Inhalt prinzipiell modifizierbar. Doch haben sich einige Begriffe in einer längeren Tradition des Umgehens mit Texten als geeignet erwiesen, gewisse häufiger wiederkehrende Elemente und damit auch die mehreren literarischen Werken gemeinsamen Konstanten zu bezeichnen. Dies soll im folgenden Abschnitt an einigen Beispielen exemplarisch gezeigt werden.

4.2.2. Elemente der Textanalyse

Elemente des Inhalts

Ein inhaltlicher Zusammenhang, der auch außerhalb des vorliegenden Werks – in der Realität oder in eigener Überlieferung – besteht und dem Inhalt des Werks zugrunde liegt, wird als *Stoff* bezeichnet. Eine Hauptquelle für den Stoff antiker Dichtung ist der griechische Mythos, aus dem so beliebte Stoffe wie der Trojanische Krieg oder die Thebanischen Sagen (u.a. Ödipus, Antigone) stammen. Ein Stoff ist an bestimmte Figuren, Räume und Zeiten gebunden und erscheint vor allem in epischen, dramatischen und historiographischen Darstellungen. In ihnen sind die *Figuren* in bestimmter Weise *charakterisiert* und die Ereignisse in bestimmter Folge angeordnet. Bei Epos und Drama spricht man von *Sujet*, wenn die Ereignisse des Inhalts in der dargebotenen Reihenfolge, von *Fabel* (oder

Handlungsgerüst), wenn sie in ihrem Kausalnexus gemeint sind. Bei lyrischen und satirischen Texten spricht man eher von *Gedankenfolge*, bei philosophischen oder rhetorischen von *Argumentationsgang*.

Unter *Motiv* sind kleinere inhaltliche (also stoffliche oder gedankliche) Einheiten zu verstehen, die, vielfach in einer Situation konkretisiert, menschlich bedeutungsvoll sind und zu einer Geschehensentwicklung oder Gedankenentfaltung den Anstoß geben, zumindest aber auf ein Vorher oder Nachher verweisen. Im 19. Jahrhundert hat man bestimmte Motive der Dichtung als Ausdruck der Psyche der Figuren und mittelbar der des Verfassers gedeutet. In neuerer Zeit beachtet man vor allem die Funktionen einzelner sowie die Verbindung mehrerer Motive im Gefüge des Gesamtwerks. Je nach Wichtigkeit und Stellung im Werk kann man von *Kern-*, *Rand-* oder *Füllmotiven* sprechen. Motive zeigen Affinitäten zu bestimmten Gattungen: Das Vater-Sohn-Motiv, das Motiv der feindlichen Verwandten oder das Potiphar-Motiv sind eher dramatische, Heimkehr, Mahl oder Wettspiele eher epische, Nacht, Recusatio, Götterpreis eher lyrische Motive. Zum Teil spricht man hier aber besser von Gegenstand, Gedanke oder Thema.

Das *Thema* ist eine Frage oder ein Problem in theoretisch-allgemeiner Form aus dem Bereich des Inhalts (z.B. „Vernunft und Leidenschaft", „Stadt und Land", „Die Kriegsschuld im ersten Punischen Krieg"), das ausdrücklich oder implizit im Verlauf des Textes erörtert wird. Es ist innerhalb der Dichtung vor allem im Drama, aber auch in der Lyrik oder der Satire, daneben in allen Prosagattungen, vor allem in philosophischen Texten wichtig.

Den *Gehalt* eines Textes kann man in Kernproblemen, Hauptgedanken, Grundthesen sehen. Gelegentlich wollte man Gehalt zu Thema wie Antwort zu Frage in Beziehung setzen. Doch lassen sich literarische Texte, insbesondere Dichtung, nicht auf einen klar angebbaren Gehalt in diesem Sinne reduzieren, ebensowenig wie Texte auf alle in ihnen gestellten Fragen Antworten geben. In anderem Sinn wird der Begriff „Gehalt" verwendet, wenn er den Gesamtsinn eines Textes meint, wie er sich durch das Zusammenwirken der Elemente aller Schichten ergibt.

Das *Zusammenwirken von Elementen* innerhalb der Schicht des Inhalts kann mit Hilfe von Begriffen wie den genannten verdeutlicht werden. So bildet etwa im „Hippolytos" des Euripides den Kern das Potiphar-Motiv, entwickelt an dem Stoff des Hippolytos-Phaidra-Mythos, wobei das Thema „Vernunft und Leidenschaft" und, mit ihm verschränkt, das Thema „Götter und Menschen" vom Verfasser in den Vordergrund gerückt ist. Beide Themen betreffen das Problem der Verursachung und Verantwortung menschlichen Handelns und damit ein Grundproblem menschlicher Existenz. Mit der Bestimmung von Motiven, Themen und Problemen ist jedoch erst ein Ausgangspunkt für die

Interpretation gewonnen, und ebenso erst ein Ansatz zur Beantwortung der Frage nach dem Gehalt. Über den Gehalt des „Hippolytos" im ganzen ist man sich in der Forschung noch längst nicht einig, obwohl das Stück allgemein als eine der bedeutendsten und besten Tragödien der Antike angesehen wird.[22]

Elemente der Darbietungsform

Die Elemente der Darbietungsform ergeben sich aus den möglichen Modifikationen der Kommunikationssituation. Wenn sich ein Sprecher an Hörer wendet, ohne daß diese Rollen wechseln, handelt es sich um Formen der *Rede* wie *Erzählung, Bericht, Argumentation, Appell, Gebet* – je nachdem, ob der Sprecher selbst, der Gegenstand oder die Angesprochenen in den Vordergrund treten, und je nach dem, um wen und worum es sich dabei jeweils handelt.

Grundform der zwei- oder mehrseitigen Kommunikation ist dagegen das *Gespräch*. Es ist gekennzeichnet durch ein Wechseln der Rollen von Sprecher und Hörer und umfaßt Formen wie *Diskussion, Unterhaltung, Dialog* und *Monolog* (als Grenzfall, bei dem eine Person mit sich spricht bzw. „laut denkt"). Kennzeichnend für Chronik und Brief ist hingegen, daß sie von vornherein in schriftlicher Kommunikation ihren Ort haben. Die Wahl von Kommunikationssituationen, Sprechhaltungen und Darbietungsformen, einzeln und in bestimmten Kombinationen, ist weitgehend kennzeichnend für bestimmte Gattungen (Textsorten; vgl. u. Kap. 4.3.3.).

Im *Epos* liegt die Situation des *Erzählens* zugrunde: Ein Vorgang wird einem Publikum erzählt oder berichtet. Doch das Epos enthält auch andere Darbietungsformen. Der eigentlichen Erzählung geht oft ein gebetsähnlicher *Musenanruf* voran. Innerhalb der Erzählung selber können Wechsel der *Erzählperspektive* eintreten, besonders zwischen Er-Erzählung (der Erzähler erzählt über Figuren und Vorgänge) und Ich-Erzählung (Figuren der Text-Ebene erzählen). Hinzu kommt die häufige Verwendung von *Beschreibung* (Ekphrasis) und dialogischer, z. T. auch monologischer *Personenrede*. Von allen genannten Formen machen sowohl Homer wie Vergil Gebrauch.

Im *Lehrgedicht* herrscht die Form des Berichts über Sachverhalte vor. Mit ihr verbinden sich Formen der Meinungsäußerung des Autors und des Appells an das Publikum. Der Anteil der einzelnen Formen wechselt je nach Autor und dessen Intention, wie etwa ein Vergleich zwischen Lukrezens „De rerum natura" und Vergils „Georgica" zeigen kann: Persönlicher Appell tritt bei Lukrez viel stärker hervor.

Primär *erzählende* Form, vermischt mit *erörternden* Elementen und *dialogischen* Teilen, ist die *römische Satire*. Bei Horaz, der seine Satire auch als „sermo" (Plauderei in der Alltagssprache) bezeichnet, lassen sich

alle drei Elemente beobachten, wobei etwa in der ersten und sechsten Satire des ersten Buches noch die widmende *Anrede* an den Empfänger Maecenas hinzukommt. Das erzählende Element spielt im ersten, das dialogische im zweiten Buch der Satiren des Horaz die Hauptrolle; in der sechsten Satire des zweiten Buchs wechselt die Darbietungsform mehrfach zwischen Gebet, Erörterung, Anruf, Schilderung, Dialog und Erzählung.

Die *Lyrik* kennt als Darbietungsformen eine eher *monologische Aussprache* eines „Ich", das als der Verfasser, wie in den Elegien des Solon, als ein unbestimmtes Ich oder als Vertreter einer bestimmten Rolle erscheinen kann. Entsprechendes gilt für das Ich in der griechischen Chorlyrik. Die Lyrik kennt aber auch verschiedene Formen der *Nennung* und des *Anrufs* bzw. der *Anrede* etwa an Götter im Hymnus (z.B. in den Hymnen des Kallimachos) oder im Gebet, an ein menschliches oder dingliches Gegenüber in der Ode (z.B. Horaz Carmen I 1; I 14). Auch *Reden, Berichte* oder *erörternde Partien* kommen in der Lyrik vor.

Im *Drama* wird ein Geschehen durch *Rollenträger* in zeitlicher Folge vorgeführt. Der Autor tritt dabei als Erzähler völlig zurück und kommuniziert nur über die Äußerungen der Figuren mit dem Rezipienten (Leser, Theaterbesucher). Sieht man von Prologrede und Monolog ab, so ist in der Regel eine Kommunikationssituation mit mehreren Beteiligten gegeben: die Form des *Gesprächs* herrscht vor. Doch sind auch längere *Reden,* vor allem in der Form des Botenberichts und des *Redepaars* (Agon) oder das von Zeile zu Zeile alternierende Wechselgespräch (*Stichomythie*) üblich. In der griechischen Tragödie steht neben der Schauspielerrede, in der frühen Zeit beherrschend, das *Chorlied.* Auch die Schauspielerarie (*Monodie*) in lyrischer Form sowie das Ineinander von Sing- und Sprechpartien (*Amoibaion*) kommen vor.[23] Alle genannten Formen spielen etwa im „Hippolytos" des Euripides eine Rolle.

Die Darbietungsform der *Rede* hat ihren natürlichen Ort in einer realen Kommunikationssituation: Hier ist der Autor meistens identisch mit dem Redner (Isokrates, Demosthenes, Cicero), der das Publikum unmittelbar ansprechen kann und für seine Meinung gewinnen will. Dabei wechselt er zwischen *erzählenden, argumentierenden* und *appellativen* Formen, wie etwa die Analyse von Reden Ciceros zeigen kann.[24]

Die *Geschichtsschreibung* ist im allgemeinen von der Darbietungsform des *Berichtens* bestimmt. Aber auch *Beschreibungen* und *Reden* sowie *Reflexionen* des Autors spielen in ihr eine wichtige Rolle. Beispiele für das Nebeneinander aller genannten Formen bieten etwa das erste Buch aus Thukydides' „Peloponnesischem Krieg", oder das fünfte Buch aus Livius' römischer Geschichte „Ab urbe condita".

Philosophische Literatur der Antike zeigt zunächst die Form des *Lehrgedichts* (z.B. Xenophanes, Parmenides), später die der argumentieren-

den *Abhandlung*, in der Probleme im Vordergrund stehen (z.B. Demokrit, Aristoteles) oder die des *Dialogs*, der eine lebendige Gesprächssituation imitiert und im einzelnen Diskussion, Auseinandersetzung, gelegentlich auch assoziative Gedankenreihen in den Vordergrund rücken kann (z.B. Platon). Hinzu kommt die Form des *Briefs* (etwa bei Epikur). Diese verschiedenen Darbietungsformen haben sich von den Griechen auf die philosophische Literatur der Römer fortgeerbt (bei Lukrez, Cicero, Seneca).

Elemente des Aufbaus

Beim Aufbau eines literarischen Werks sind prinzipiell zwei Fragen zu berücksichtigen: 1. Welche *Teile* folgen aufeinander? 2. In welchem *Zusammenhang* stehen diese Teile untereinander? Beide Aspekte zeigen gewisse gattungsspezifische Unterschiede.

Bei einem *philosophischen Werk* richtet er sich oft nach den Aspekten und Problemen, die sich aus der *systematischen Entwicklung* einer Sachfrage oder durch den *Verlauf eines Gesprächs* ergeben. Dem ersten Prinzip folgen etwa die „Physik" und die „Nikomachische Ethik" des Aristoteles, dem zweiten die frühen Dialoge Platons. Beiden Prinzipien sind, bei wechselnden Schwerpunkten, die philosophischen Schriften Ciceros verpflichtet.

Ein *historisches* Werk folgt in der Regel dem zeitlichen Ablauf von Ereignissen. Doch bildet er meist nur den Rahmen im großen, während im kleinen ein Zusammenhang von Orten, Personen oder Themen die Anordnung bestimmt. Schwerpunkte und Absichten des Autors lassen sich daran ablesen. Oft spielen in der Geschichtsschreibung auch *Exkurse* eine wichtige Rolle, die in der Regel geographische oder historische Voraussetzungen, methodische oder grundsätzliche Reflexionen des Autors bieten.

Das fünfte Buch des Livius etwa ist so aufgebaut, daß der erste Teil der Auseinandersetzung mit Veii, der zweite dem Gallierkrieg gewidmet ist. Getrennt sind beide Teile durch einen Exkurs über Etrusker und Gallier, verbunden sind sie durch die Gestalt des Camillus. Einem Redepaar am Anfang des Buches entspricht die Camillusrede am Schluß. Die beiden Hauptteile sind selber wiederum in mehrere nach Umfang und Gewicht etwa gleichwertige und relativ geschlossene Abschnitte gegliedert.[25]

Die Abfolge der Teile einer *Rede* wurde von der Theorie der antiken Rhetorik beobachtet, systematisiert und als Schema im Rahmen der *„Dispositio"* gelehrt: *Exordium, Narratio, Argumentatio, Refutatio, Peroratio.* Doch ergeben sich oft Abweichungen vom Schema aus der Situation und aus bestimmten Absichten. Überzeugende Argumentationsfolge, Abwechslung und Steigerung sind die wichtigsten Aufbauprinzipien einer Rede.

Theoretische Werke der *Rhetorik* schließen sich meist dem in der Rhetoriklehre entwickelten Prozeß der verschiedenen *Arbeitsstadien* (inventio, dispositio, elocutio, memoria, actio) als Hauptgliederungsprinzip an; die Untergliederung folgt weiteren Kategorien der Theorie. Daneben finden sich *Erweiterungen*, die individuellen Absichten entsprechen. So enthalten etwa die Exkurse in Ciceros „De Oratore" eine Darstellung seines Ideals vom philosophisch gebildeten Redner, Quintilians erstes und zwölftes Buch beschreiben das Frühstadium und das Endstadium eines das ganze Leben umfassenden Ausbildungsprozesses.

Im *Epos* entspricht das Nacheinander von *Gesängen* (bzw. Büchern) und innerhalb ihrer das Nacheinander von *Szenen* im großen zumeist der Abfolge des Geschehens, wobei allerdings *Rückblenden* und *Vorblicke* sowie die *Nacheinander-Darstellung des Gleichzeitigen* eine wichtige Rolle spielen. Homer und Vergil lassen ihre Helden Odysseus und Äneas in einer Folge von vier (Buch 9–12 der „Odyssee") bzw. zwei Büchern (Buch 2–3 der „Äneis") ihre Abenteuer seit der Zerstörung Troias erzählen. Bei Vergil erhält Äneas über die ganze erste Hälfte der „Äneis" hin immer neue Hinweise auf Latium als das spätere Ziel seiner Fahrt. Charakteristisch für die „Äneis" ist darüber hinaus, daß an drei Stellen große zusammenhängende Ausblicke und sonst öfters einzelne Hinweise auf die spätere Bedeutung Roms und auf die römische Geschichte bis zu ihrer „Erfüllung" in der Augusteischen Zeit gegeben werden.

Beim *Drama* hat sich seit Menander die (für die Folgezeit maßgebende) äußere Einteilung in *Akte* und *Szenen* durchgesetzt: Szenen werden durch das Auftreten und Abtreten von Figuren begrenzt, Akte bilden einen zusammengehörigen Handlungskomplex. Für die griechische Tragödie war eine äußere Einteilung nach Prolog, Stasimon (Chorlied) I, Epeisodion (Schauspieleraufitritt) I, Stasimon II, Epeisodion II usw. maßgebend gewesen. Dem äußeren Ablauf entsprechen auf der Handlungsebene bestimmte *„Verlaufsformen"*, die Elemente des Inhalts und des Aufbaus in sich vereinigen, z.B. *Exposition* (Information des Zuschauers über die Voraussetzungen des Geschehens, verbunden mit dem Zweck der Sympathielenkung); *Intrige* (Handeln, das durch Täuschung anderer eigenen Vorteil erreichen will), *Peripetie* (Umschlag der – von Figuren und/oder Zuschauern – erwarteten Handlungstendenz ins Gegenteil), *Katastrophe* (Entscheidung über Glück oder Unglück der Hauptgestalt), *Anagnorisis* (Erkenntnis der entscheidenden Zusammenhänge des Geschehens, insbesondere der Identität von Personen).

Dramaturgische Techniken stellen die Verbindung zwischen den Ebenen des äußeren Ablaufs und der Fabel des Dramas her. Frühere Ereignisse etwa werden durch *Botenbericht* oder *Verhör*, spätere durch Formen der *Planung*, *Ankündigung*, *Ahnung* oder *Warnung* einbezogen. Im „König Ödipus" des Sophokles liegt das für Ödipus' Schicksal entschei-

dende Geschehen der Bühnenhandlung voraus und wird in ihr nur aufgedeckt (sog. *analytische Technik*).

Für die *Lyrik* lassen sich keine Regelmäßigkeiten in der Abfolge bestimmter Teile angeben. Die gesungene Lyrik ist äußerlich in *Strophen* eingeteilt. Ihrem Verlauf wie dem Redeverlauf der gesprochenen Lyrik können ganz unterschiedliche Formen der Gedankenführung zugeordnet sein. In archaischer Lyrik spielt häufig das Prinzip der *Reihung* oder die *Ringkomposition* eine Rolle. So geht etwa eine Elegie des spartanischen Dichters Tyrtaios (fg. 6 Diehl) von der Paränese an die kämpfenden Hopliten aus und kehrt am Schluß zu ihr zurück, während im Mittelteil die schlimmen Folgen aneinandergereiht werden, die sich ergeben, wenn der Hoplit seine Aufgabe nicht erfüllt. In der Lyrik des Horaz läßt sich öfters das Prinzip des *Gleichgewichts*, der *Symmetrie* oder der *Steigerung* beobachten. In Carmen IV 15 kommen alle drei Prinzipien vor (vgl. u. Kap. 4.2.3, S. 128f.).

Besonders schwer lassen sich in der römischen *Satire* Teile des Aufbaus ausgliedern. *Gleitende* (bzw. *verdeckte*) *Übergänge* verwischen hier vielfach die Grenzen, und der Aufbau ist eher mit dem Begriff der „*Gedankenführung*" als mit dem der „Gliederung" zu fassen: Teile, die sich unter dem einen Aspekt voneinander trennen lassen, sind oft unter einem anderen verbunden, so daß Versuche, den Aufbau durch eine Gliederung zu beschreiben, zu recht verschiedenen Ergebnissen führen können, wie das Beispiel der Satire I 6 zeigt.[26]

Elemente des Stils

Im Bereich des Stils kann die *Wortwahl*[27] im Hinblick auf Wortart, Wortbildung, Wortfunktion oder Wortbedeutung von Interesse sein, z.B. die Häufigkeit von Substantiva oder Verben, von Konkreta oder Abstrakta, das Auftreten individualisierender oder typisierender Adjektiva, das Verhältnis der begrifflichen Bedeutung (semantischer Kern, Denotation) zu den assoziativen und affektiven Vorstellungen (semantischer Hof, Konnotationen). Die *syntaktische* Gestaltung[28] wie die Verwendung von Singular und Plural, von bestimmten Tempora und Modi, weiterhin Satzart, Satzlänge, Satzverbindung, insbesondere die Wahl parataktischer (Polysyndeton, Asyndeton) oder hypotaktischer Satzgestaltung (einfache oder mehrfache Nebensätze) muß beachtet werden.

Stilistisch bedeutsam ist auch die Verwendung von bildlichen (metaphorischen) Ausdrücken (Tropen) wie Bild, Metapher, Symbol, Vergleich, Allegorie, Metonymie u.a., von *Wortfiguren* wie Wiederholungen und Umstellungen, etwa als Anapher, Parallelismus, Chiasmus, Sperrung (Hyperbaton) u.a., sowie von *Formen sinnverfremdenden Sprechens* wie Paradoxie, Oxymoron, Hyperbel, Euphemismus und Ironie. Alle diese Formen besonderer Ausschmückung (ornatus) der Sprache sind in der

Theorie der antiken Rhetorik im Rahmen der „elocutio" behandelt und – bei unterschiedlicher Ausgestaltung, Gruppenbildung und Theorie im einzelnen – über römische Antike, Spätantike und Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert tradiert worden.[29]

Die stilistischen Erscheinungen lassen sich nach bestimmten Aspekten ordnen. Das Besondere kann sich etwa in *Archaismen* oder *Neologismen* (zeitlicher Aspekt), *Provinzialismen* oder *Graezismen* (räumlicher Aspekt), *Vulgarismen* oder Elementen *gewählter* Sprache (soziologischer Aspekt), *Prosaismen* oder *Poetismen* (literarischer Aspekt) zeigen.[30]

Für den Stil eines Werks als ganzen sind diejenigen Einzelzüge besonders wichtig, die sich wiederholen oder mit anderen zusammen bestimmte Wirkungen erreichen. Für die Feststellung der häufigeren Stilelemente sind statistische Methoden sinnvoll. EDV-Anlagen können dafür neuerdings eingesetzt werden, wenn es gelingt, sie sinnvoll zu programmieren.

Elemente des Rhythmus (*Metrik*)

Die für jeden *Rhythmus* als Ordnung innerhalb einer Abfolge von Elementen charakteristische Unterscheidung zwischen „schweren" und „leichten" Elementen ist im griechischen und im lateinischen Vers bestimmt durch eine geregelte Abfolge *„langer"* und *„kurzer"* Elemente (nicht durch den Gegensatz „betont – unbetont", der für den deutschen Vers bestimmend ist): Die antike Metrik ist *quantitierend.* Ob sich mit der Hervorhebung durch Quantität irgendwie eine Hervorhebung durch Intensität (Iktus) verband, ist umstritten, für das Griechische eher unwahrscheinlich, für das Lateinische zumindest fraglich. Der quantitierende Rhythmus gilt für die griechische Metrik und – unter ihrem Einfluß – seit etwa 200 vor Chr. auch für die lateinische. Vorher hatte hier die ältere (wohl italische) Versform des *Saturniers* geherrscht, in dem vielleicht der Wortakzent eine größere Rolle spielte, was jedoch im einzelnen ungeklärt ist.

Im Regelfall werden lange Elemente durch eine *lange Silbe* (–) kurze Elemente durch eine *kurze Silbe* (∪) ausgefüllt. Bestimmte Ersatzmöglichkeiten sind gegeben: In manchen Fällen kann ein langes Element durch zwei kurze Silben (∪∪), in manchen ein kurzes durch eine lange Silbe repräsentiert werden: *anceps* (x).

Während die möglichen Elemente und die formalen Regelungen Gegenstand der *Metrik* sind, fällt die Frage, durch welche *sprachlichen* Elemente die Elemente der Metrik realisiert werden können, in den Bereich der *Prosodie* (vgl. o. Kap. 3.2.1). Eine sprachliche Silbe gilt als metrisch lang, 1. wenn ihr Vokal lang ist (*Naturlänge*); 2. wenn auf kurzes Vokal zwei Konsonanten folgen (*Positionslänge*). Sind die Konsonanten Muta (b, p, g, c, d, t) + Liquida (l, m, n, r) (im Griechischen die gleichen Laute), so kann die Silbe lang oder kurz gerechnet werden. *Hiat,* d.h.

Wortende auf Vokal (im Lat. + m) vor Wortbeginn mit (h +) Vokal, wird in der antiken Dichtung im allgemeinen gemieden, und zwar durch *Synaloephe* (Verschleifung der zwei Vokale) bzw. (später) durch Elision (Unterdrückung des Auslautvokals). Ist im Lateinischen das zweite Wort *es(t)*, so wird dessen e unterdrückt (*Aphaerese*). Zwei im Wort benachbarte Vokale können als einer gelesen und bewertet werden (*Synizese*, z.B. deinde = – ∪).

Im *Altlateinischen* sind folgende Besonderheiten der Prosodie für die Metrik wichtig: 1. Auslautendes *-s* kann in der Aussprache und damit als positionsbildender Konsonant wegfallen. 2. Die Verbindung von Muta und Liquida bewirkt *keine* Positionslänge des vorangehenden Vokals. 3. Häufig tritt die sog. *Iambenkürzung* (brevis brevians) ein: Eine iambische Silbenfolge (∪ –) wird pyrrhichisch (∪∪), wenn a) die erste der beiden Silben oder b) die unmittelbar folgende Silbe den Wortton trägt, also z.B. a) bonis: ∪́ – > ∪́ ∪; b) iuventutis ∪ – ⏑́ ∪ > ∪ ∪ ⏑́ ∪. 4. *Apokope* und *Synkope* sind häufig: nemp(e); peric(u)lum.

Die wichtigsten *Versfüße* sind folgende:

Iambus	∪ –	Trochäus	– ∪
Daktylus	– ∪ ∪	Anapäst	∪ ∪ –
Spondeus	– –	Tribrachys	∪ ∪ ∪
Kreticus	– ∪ –	Bakcheus	∪ – –
Prokeleusmaticus	∪ ∪ ∪ ∪	Choriambus	– ∪ ∪ –

Unter *Metrum* versteht man die Einheiten, die bei der Analyse bestimmter Verszeilen als sich wiederholende Teile feststellbar sind. Im Griechischen bilden bei Iambus, Trochäus und Anapäst je zwei Versfüße, sonst je ein Versfuß ein Metrum. Dies gilt für die lyrische Dichtung auch im Lateinischen, während im lateinischen Sprechvers *ein* iambischer (usw.) Versfuß ein Metrum bildet bzw. in den lateinischen Versbezeichnungen als Einheit angenommen ist. So entspricht etwa dem griechischen *Trimeter* (3 Metra = 6 Versfüße) im Lateinischen – mit Modifizierungen im einzelnen – der *Senar* (6 Metra = 6 Versfüße).

Die wichtigsten *Versarten*, am Beispiel des Lateinischen:

1. der daktylische Hexameter
   – ∪∪ – ∪∪ – ∪∪ – ∪∪ – ∪∪ – x
2. Der Pentameter – ∪∪ – ∪∪ – | – ∪∪ – ∪∪ –
   Der Pentameter besteht nicht aus fünf gleichen Metra, wie die Bezeichnung nahelegen könnte, sondern ist ein im dritten und im sechsten Fuß hyperkatalektischer Hexameter und besteht insofern scheinbar aus 5 (2 × zweieinhalb) Metren.
3. Der iambische Senar x ∪∪ x ∪∪ x ∪∪ x ∪∪ x ∪∪ ∪ –
4. Der trochäische Septenar – x – x – x – x – x – ∪ – ⋀
5. Der Glykoneus – x – ∪ ∪ – ∪ –

Gelegentlich kann ein Element fehlen (/\); besonders am Anfang (Akephalie) oder am Ende eines Verses (Katalexe; so regelmäßig beim trochäischen Septenar). An bestimmten Versstellen ist Pause (") möglich, und zwar als *Dihärese*, wenn die Pause zwei Metra trennt, als *Zäsur*, wenn sie innerhalb eines Metrums liegt. Zäsur oder Dihärese entsprechen meist einem natürlichen Spracheinschnitt, einem syntaktischen Abschnitt oder zumindest einem Wortende.

Für den Hexameter gilt dabei folgendes: Die Zäsur wird nach ihrer Stellung im Vers benannt, nämlich *Trithemimerés* („nach drei halben Metra"), wenn sie in der Mitte des zweiten Daktylus liegt, entsprechend auch *Penthemimerés* (Mitte des dritten Daktylus), *Hephthemimerés* (Mitte des vierten Daktylus). Von der Zäsur κατὰ τρίτον τροχαῖον spricht man bei einem Einschnitt nach der ersten Kürze des dritten Fußes. Die Dihärese nach dem vierten Fuß heißt *bukolische Dihärese*. Für die metrische Analyse hexametrischer Dichtung der römischen Literatur sind in jüngster Zeit EDV-Anlagen eingesetzt worden. W. Ott hat die Ergebnisse in einer Reihe von „Metrischen Analysen" veröffentlicht.[31]

Versfuge nennt man einen Einschnitt in der Mitte des Verses, wie etwa beim Pentameter. Von *Enjambement* spricht man, wenn dem Versende nicht auch ein Sinneinschnitt im Satzzusammenhang entspricht.

Der *Hexameter* ist der Vers des Epos und des Lehrgedichts, der bukolischen und satirischen Dichtung. Ein Hexameter und ein Pentameter bilden zusammen das *Distichon*, die Versgruppe, aus der Epigramm und Elegie aufgebaut sind. Der *iambische Senar*, dem griechischen iambischen Trimeter entsprechend, ist der wichtigste Sprechvers des römischen Dramas, daneben der *trochäische Septenar*. Der *Glykoneus* sowie einige weitere von ihm aus verstehbare Versformen, etwa der *Pherekrateus* und der *Anakreonteus*, sind in der Lyrik häufig.

Als wichtigste *Strophenformen* der Lyrik etwa bei Horaz sind die Alkäische Strophe, die Sapphische Strophe und mehrere Asklepiadeische Strophen zu erwähnen. Eine Alkäische Strophe etwa hat folgendes Schema:

x – ∪ – – " – ∪ ∪ – ∪ x
x – ∪ – – " – ∪ ∪ – ∪ x
x – ∪ – – – ∪ – x
– ∪ ∪ – ∪ ∪ – ∪ – x

Beispiele bieten etwa die Carmina I 37 und IV 15 des Horaz. Die verschiedenen Strophenformen finden sich in den metrischen Spezialwerken verzeichnet sowie in einigen Ausgaben der Dichter, die die betreffenden Formen verwenden, etwa in der Horazausgabe von F. Klingner.

In der altlateinischen Komödie stehen neben Partien mit Dialog in Sprechversen (*Diverbia*) Gesangspartien (*Cantica*). Diese lassen sich wiederum unterteilen in Cantica im engeren Sinn (gesungen – *mutatis modis*

cantica) und *rezitativische* (mit Flötenbegleitung). Die Cantica i.e.S. zeigen eine Vielfalt von Kompositionsformen. Eine Einteilungsmöglichkeit: a) Cantica mit ausschließlichen oder dominierenden Versformen; b) Cantica mit zwei oder mehr Versformen vermischt. Die bevorzugten Versformen sind dabei kretische und bakcheische; mit ihnen vermischen sich oft iambische und trochäische Elemente. Doch sind auch andere Versformen in bunter Mischung möglich. (Zum *Prosarhythmus* antiker Texte vgl. die Literaturhinweise.)

4.2.3. Funktion und Zusammenwirken der Elemente

Funktionsbestimmung

Die Analyse des Textes ist ein Mittel, ihn als ein *gegliedertes Ganzes* besser zu verstehen. Sie soll also helfen, die Struktur (Komposition) eines Textes durchschaubar zu machen, um ihn in seiner Intention (vgl. o. Kap. 4.1) zu verstehen. Dazu ist es nötig, neben der Beobachtung, Beschreibung und Benennung der einzelnen Elemente ihren Stellenwert im Textganzen und ihren Beitrag zur Intention des Textes zu klären. Beides sind *Funktionen* (Leistungen, Aufgaben), die die Elemente des Werks erfüllen. An einigen Beispielen soll der Zusammenhang von Erscheinung und Funktion einzelner Elemente kurz verdeutlicht werden.

In der Eingangsszene des Euripideischen „Hippolytos" erfährt der Zuschauer aus der Prologrede Aphrodites die Voraussetzungen des Geschehens (Hippolytos' Reinheitsideal, das Ablehnung Aphrodites und des Eros bedeutet; Phaidras Liebe zu Hippolytos); er wird durch Aphrodites Pläne auf Momente des zu erwartenden Geschehens hingewiesen (Phaidras Tod, Theseus' Fluch, Hippolytos' Untergang). Damit wird seine Erwartung vor allem auf das „Wie" des Geschehens gelenkt. Er kann die absoluten Machtansprüche Aphrodites und das rücksichtslose Vorgehen der an Macht überlegenen Göttin kritisch beurteilen; er wird durch ihre Wortwahl auf die Themabegriffe ἔρως und σωφροσύνη, εὔκλεια und εὐσέβεια hingewiesen und damit in die Problemsituation des Stücks eingeführt. Inhalt, Darbietungsform, Aufbau und Wortwahl der Prologrede wirken zusammen, um den Zuschauer auf das kommende Geschehen vorzubereiten. Insgesamt erfüllt die Rede eine wichtige Aufgabe im Rahmen der *Exposition*.

Tacitus verwendet – wie z.B. F. Klingner für den Anfang des 13. Annalenbuches gezeigt hat[32] – ungewöhnliche Wortverbindungen, eigenwillige Wortstellung und unerwartete Satzteile in der Form von Satznachträgen, die syntaktisch nicht mehr nötig sind, inhaltlich jedoch das Wichtigste bringen. Alle diese Erscheinungen dienen dazu, den Leser immer neu zur Aufmerksamkeit zu zwingen, ihn wiederholt mit Unerwartetem, Ungewöhnlichem und Erschreckendem zu konfrontieren. Tacitus setzt also

stilistische Mittel ein, um den Leser immer aufs neue zu schockieren und ihn die Unheimlichkeit der berichteten Ereignisse erfahren zu lassen.

Der Anfang des dreizehnten Annalenbuches lautet: *Prima novo principatu mors Iunii Silani proconsulis Asiae ignaro Nerone per dolum Agrippinae paratur*... Eine Übersetzung kann das komplizierte Zusammenspiel der Aussagen nur schwer wiedergeben: Als erstes Ereignis unter dem neuen Kaiser wird ein Tod erwähnt; es handelt sich um einen Prokonsul; Nero war ahnungslos; eine List Agrippinas war im Spiel; daß Iunius Silanus nicht eines natürlichen Todes starb, erfährt der Leser erst am Schluß durch das nach dem Subjekt *mors* ungewöhnliche Prädikat *paratur*. Mit dem ersten Satz ist das Hauptthema der folgenden Abschnitte angeschlagen: der Gegensatz zwischen der machtgierigen Kaisermutter und dem jungen Kaiser, der ihr zunächst ausgeliefert ist. Der Satz könnte zu Ende sein, aber Tacitus bringt mehrere Nachträge: einen verneinten Kausalsatz, eine Apposition, einen Konsekutivsatz. Sie dienen dazu, die Vermutung, Silanus sei vielleicht wegen seiner Bedeutung ermordet worden, zurückzuweisen. So lenkt Tacitus die Spannung auf den wirklichen Grund. Er wird im Anschluß an die Nachträge im nächsten Satz genannt und liegt in der Angst Agrippinas vor der Rache des Silanus für einen anderen durch Agrippina gelenkten Mord.

Mustergültige Untersuchungen zur Funktion stilistischer Erscheinungen hat in mehreren Arbeiten M. von Albrecht gegeben.[33] Auch die Funktionen der *rhythmischen Elemente* eines Textes sind zu untersuchen, wenn auch in vielen Fällen mit unseren Mitteln die Funktion der Elemente des Rhythmus im einzelnen nicht nachweisbar ist, zumal da, wo uns für gesungene lyrische Partien die antike Musik fehlt.[34] Es kommt darauf an, im Einzelfall das Zusammenspiel der konkreten Ausfüllung eines metrischen Schemas mit dem Sinn der Textstelle oder eines ganzen Textes zu zeigen.

Ein Vers wie der Hexameter kann durch die Möglichkeiten, die er durch seine Silbenfolge für den Klang und durch seine Tonstellen für die Wortanordnung bietet, ganz unterschiedliche Sinnmomente verdeutlichen. Am Anfang der fünften Satire des Horaz (I 5, 1 f.) ist der Gegensatz des „großen Rom" und des kleinen Aricia dadurch verdeutlicht, daß „schwere" spondeische Silbenfolgen das metrische Schema füllen, wo von Rom, „leichte" daktylische, wo von Aricia die Rede ist. Der Ausdruck *magna Roma* wirkt beherrschend dadurch, daß Horaz die beiden Wörter an zwei hervorgehobene Stellen, vor der Zäsur und am Versende, verteilt hat.

Entstehungsschichten

Bei dem Versuch, die Funktion von Elementen im Textganzen zu bestimmen, läßt es sich nicht ausschließen, daß sich bestimmte Teile oder Er-

scheinungen *nicht* oder nur bedingt dem Ganzen als Elemente *einfügen*. Entsprechende Beobachtungen können zum Anlaß werden für die Ermittlung besonderer Absichten des Autors, besonderer Umstände bei der Entstehung (verschiedene Konzeptionen, Pläne, Arbeitsphasen) oder Besonderheiten der Überlieferung (Zusätze, Änderungen, Tilgungen). Dabei sind in sich geschlossene, aber nur schwer in den Werkzusammenhang einfügbare Teile besonders wichtig für Schlüsse solcher Art.

Es kann sich um ein Stück handeln, das aus einer früheren *Arbeitsphase* des Schriftstellers in das erst später fertiggestellte Werk übernommen wurde, so daß es auf eine Verschiebung in Plänen und Durchführung des Autors hinweist. Solche Fragen stellen sich etwa für das Geschichtswerk des Herodot, für die „Physik" und die „Politik" des Aristoteles, für das „Apologeticum" des Tertullian. Der betreffende Teil kann auch aus einer *Quelle* übernommen worden sein, in der er ursprünglich in anderem Zusammenhang stand, oder aber durch eine *Interpolation* erst als spätere Erweiterung von jemand anderem als dem Verfasser eingefügt worden sein.

Mit *„Quellen"* im eigentlichen Sinn, als Reservoir für Stoffmaterial oder Ansichten zu bestimmten Themen, hat man am ehesten bei „wissenschaftlichen" Werken der Prosa zu rechnen, bei der Dichtung handelt es sich eher um *„Vorbilder"* oder „Anregungen". Ein wichtiger Unterschied liegt auch darin, daß Dichtungen oft ganz oder überwiegend nach einem einzigen Vorbild gestaltet sind (z.B. Terenzens „Andria" nach Menanders „Andria", Catulls Carmen 51 nach einem Sappho-Gedicht; im letzteren Fall ist die Vorlage erhalten, im ersteren nicht), während Prosaschriften wie etwa die philosophischen Schriften Ciceros eine Auswahl aus mehreren Quellen treffen.

Nach Möglichkeit sollte ein nicht in den vorliegenden Textzusammenhang integrierter Teil – vorausgesetzt, er erweist sich trotz aller Versuche als nicht integrierbar – aus dem Rahmen seines ursprünglichen Zusammenhangs erklärt werden.

Solche Ergebnisse der Analyse können natürlich Rückwirkungen auf die *Textherstellung* haben: Teile, die nicht vom Verfasser stammen oder verschiedenen Fassungen eines Werks angehören, sind in einer textkritischen Ausgabe als solche zu kennzeichnen (vgl. o. Kap. 2.3 und 2.4).

Zeitweise konnte Analyse in diesem Sinn als Vollendung einer psychologischen Kritik gelten, die die *Genesis eines Werks* aus „seelischen Vorgängen" ermittelte. Gelang es, die Entstehung eines Werks „in der Seele des Autors", aus seinem Arbeitsprozeß oder aus seiner Benutzung von Quellen zu ermitteln, so war der oberste Zweck philologischen Bemühens erreicht.

Für die historisch orientierte Philologie galt darüber hinaus das intensivste Interesse der Frage, inwieweit sich hinter dem vorliegenden Text

die vom Verfasser benutzten *Quellen* finden oder erschließen und eventuell rekonstruieren ließen. Diese Frage betraf vor allem die Analyse römischer Literatur und ihr Verhältnis zu griechischen Quellen und Vorbildern.

Im Zusammenhang solcher Forschungsbemühungen galt Analyse vielfach der Suche nach selbständigen Teilen, die dann auch, geologischem Sprachgebrauch entsprechend, als *Entstehungsschichten* bezeichnet wurden. Analyse in diesem Sinn hat, ausgehend von der *Homer-Analyse* F. A. Wolfs, die gesamte Homerforschung des 19. Jahrhunderts bestimmt.[35] Die dabei gemachten Beobachtungen kamen – nach dem Gegenstoß der „Unitarier", die die Einheit und einen einzigen Verfasser beider oder eines der Homerischen Gedichte in ihrer vorliegenden Form vertraten – einer neuen Art von Analyse zugute, bei der man, wie etwa W. Schadewaldt, primär Bauschichten als Elemente des Werks, nicht aber Einzelteile und nicht Entstehungsschichten, zu ermitteln sucht. Dabei können sich manche Bauschichten durchaus als Entstehungsschichten erweisen, wie etwa die Telemachie, der zweite Phäakentag und das letzte Buch der „Odyssee", die nach Schadewaldt spätere Erweiterungen der „Odyssee" darstellen.

Ebenso hat man die Komödien des *Terenz* auf die Schichten hin analysiert, die seinen verschiedenen griechischen Vorlagen entstammen. Den entscheidenden Hinweis dafür hat Terenz selber gegeben, indem er in seinen Prologen auf das von ihm geübte Verfahren der „Kontamination" mehrerer Vorlagen hinweist, die er teilweise genau benennt, die uns aber nicht erhalten sind. Der Höhepunkt einer Betrachtungsweise, die Terenz eher als Übersetzer und Bearbeiter denn als Dichter ansah, und deren Hauptinteresse den griechischen Vorbildern galt, wird bei G. Jachmann[36] sichtbar, während die neuere Forschung eher das Verfahren des Terenz selbst, seine Intention und seine Leistung in den Vordergrund rückt, was eine möglichst differenzierte Scheidung des Übernommenen und des Eigenen voraussetzt.[37]

Synthese

Die Bestimmung der Funktion der Elemente für das Ganze, etwa einer Szene für ein Drama, bereitet das Verstehen des *Textganzen* vor, das man als *Synthese* oder *Integration* bezeichnen kann. (Früher sprach man dabei in der Klassischen Philologie von „höherer Interpretation".) Manche Elemente haben in besonderem Maß integrative Funktion, indem sie von sich aus die Einheit des Ganzen repräsentieren oder in den Blick bringen, z.B. bei größeren Werken oft *Einleitung* und *Schluß*, wie etwa die Prologrede der Aphrodite oder die Schlußszene mit Artemis im *„Hippolytos"* des Euripides, die Prooemien in Sallusts „Catilina" oder in Livius' Geschichtswerk; ähnlich die ersten Verse der „Äneis" Vergils. Integrative

Funktion haben auch Elemente, die öfters *wiederkehren*, etwa als Gedanken (sog. Leitmotive)[38] oder als Stichworte (Schlüsselworte) wie etwa σωφρονεῖν im „Hippolytos", *fides, concordia* und *fatum* in Livius' Geschichtswerk, *fatum* und *furor* in Vergils „Äneis".

Die Einheit eines Werks kann auch im *Thema* liegen (die Heimkehr des Odysseus in der „Odyssee"; *aequitas* in der dritten Satire des ersten Buchs bei Horaz) oder durch eine *Figur* gegeben sein (Medea in den gleichnamigen Tragödien des Euripides und des Seneca; Camillus im fünften Buch, Hannibal in der dritten Dekade des Livius; Catilina in Sallusts gleichnamiger Monographie). Wichtigstes Moment der Integration zur Einheit sind jedoch die durch den *Aufbau* gegebenen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Teilen des Werks (vgl. o. Kap. 4.2.2). Zur Veranschaulichung soll uns eine der letzten Oden des Horaz dienen, das 15. Gedicht des vierten Buchs.

Der Eingang (1. Strophe) nimmt ein aus Kallimachos, Vergil und Properz vertrautes Motiv auf, das eine neue Funktion erhält: Die Warnung Apollos vor einem zu großen Thema nimmt Horaz als Warnung vor einer Schlachtschilderung wörtlich und wählt ein anderes, doch ebenfalls politisches Thema: den Preis des Friedens, den man Augustus verdankt. Mit der Anrede an ihn verbindet sich ein Satz, der mit sechs Prädikaten in polysyndetischer Reihung über zwei Strophen hin (2./3. Strophe) die Resultate des Wirkens für den Frieden durch Augustus festhält: Wiederbelebung des Ackerbaus, Beendigung des Partherkriegs und des Bürgerkriegs, Wiederherstellung des guten alten Ethos, dem Rom seinen Siegeszug (4. Strophe) verdankt. Durch die Reihung wird der Eindruck von Friedenstagen ohne Ende erweckt. Die Möglichkeiten der alkäischen Odenform werden besonders bei der Hervorhebung wichtiger Wörter durch Randstellung ausgenutzt, ihre Grenzen durch laufendes Enjambement überspielt. Die mehrfache Wiederholung des Präverbs *re*-ist stilistisches Zeichen für den Grundtenor der Darstellung: Die Pax Augusta ist Restauration guter alter Zustände.

Der deutlichste Einschnitt des Gedichts liegt in der Mitte. Hier, am Ende der vierten Strophe, fällt erstmals Satzschluß mit Strophenschluß zusammen. Vorher herrscht die Tempusform Perfekt im Rahmen des Rückblicks, von der fünften Strophe an wird in Form des Ausblicks im Futur gesprochen.

Auch die zweite Hälfte des Gedichts nennt in ihrer ersten Strophe den Caesar, unter dessen Schutz der Friede im Innern (5. Strophe) und nach außen (6. Strophe) gewahrt werden wird. Die beiden Strophen bilden thematische Einheiten, sind aber zu einer Gruppe verbunden durch die negative Formulierung mit mehrfachem *non*. Die beiden letzten Strophen (7/8) gehören nach Inhalt und Formulierung (Positive Ausdrucksweise, ein Satz) ihrerseits zusammen. Gerahmt durch *nos ... canemus* werden

zunächst die Umstände, dann die eigentliche Aussage formuliert: An Werk- und Feiertagen, beim Wein, im Familienkreis, mit gebührender Reverenz für die Götter, werden die Römer die Leistungen ihrer *duces* vom Troianischen Ursprung bis zur Gegenwart besingen. Dabei läßt die Formulierung *progeniem Veneris* ebenso an Äneas wie an das Haus der Julier wie an Augustus denken. Ganz im Geist der „Äneis" Vergils werden auch hier diese Themen ununterscheidbar verbunden. Die Nennung der Stammutter der Julier korrespondiert mit der des von Augustus besonders verehrten Apollo am Anfang des Gedichts.

Versform, Stil, Aufbau, Darbietungsform und Inhalt wirken zusammen, um Friedensglück und Zuversicht durch ein lyrisches Gedicht zur Sprache zu bringen in einem historischen Augenblick, in dem der Dichter sich mit dem Volk in der Schätzung des Princeps einig weiß und in dem die Erfahrungen der Gegenwart mit den Leistungen der Vergangenheit und den Erwartungen für die Zukunft im Einklang stehen.

Inwieweit dieses Gedicht dem allgemeinen Empfinden der Zeit Ausdruck verleiht oder gehorsam Herrscherpreis und Prinzipatsideologie verkündet, ist öfters erörtert worden. Aus dem Gedicht selbst läßt sich die Frage nicht entscheiden. Seine werkimmanente Interpretation ist zu ergänzen durch die Berücksichtigung der Bezüge, die durch seine Stellung im Buchganzen, in seiner Zeit, im Werk seines Autors, im Horizont des Betrachters gegeben sind.

Wie für dieses Gedicht, so gilt allgemein: Der Versuch, ein Werk als ganzes mit Hilfe von Analyse und Synthese zu verstehen, wird sein Ziel in unterschiedlichem Maß erreichen; selbst wo solches „Ganzheitsverstehen" zustande kommt, läßt es sich oft nicht knapp zusammenfassen und „auf einen Nenner bringen", da der literarische Text zumeist ein Mehr an Sinn gegenüber Versuchen der Beschreibung und Auslegung behalten wird. Interpretation sollte daher immer *Hinführung zum besseren Lesen* sein. Dies erfordert auch die Berücksichtigung all der weiteren Bezüge, die man zusammenfassend als literarhistorische Zusammenhänge bezeichnen kann (vgl. u. Kap. 4.3).

Bucheinheit

Als Übergang zwischen Problemen des Einzelwerks und der Werkbiographie können Fragen der *Komposition von Gedichtbüchern* gelten. Nicht die chronologische Folge, sondern Bezüge in Themen, Motiven und Formen sind zumeist die Prinzipien der gewählten Anordnung. Im Rahmen eines Buchganzen erhält ein Gedicht über seinen Sinn als Einzelwerk hinaus eine weitere Bedeutung durch seine Stelle und seine Beziehung zu anderen Gedichten im Buch.

So steht Carmen IV 15 bei Horaz als Abschlußgedicht an hervorgehobener Stelle und wird dem Leser gewissermaßen als „Ausklang" im Ohr

bleiben. Daher ist es nicht unwichtig, daß dieses Gedicht mehrere für Horaz überhaupt charakteristische Themen vereint, wie etwa Politik (vgl. den Weg von der 16. Epode über Carm. I 14, I 37, III 1–6 zum 4. Odenbuch), Dichtung und Festesfreude; daß es Motive des vierten Odenbuchs neu aufgreift (beonders eng ist der Zusammenhang zu dem Augustus-Gedicht IV 5); daß es sich in seinem zweiten Teil mit der Zukunft beschäftigt; daß es schließlich durch die Erwähnung der Venus am Ende mit dem Anfang des Einleitungsgedichts korrespondiert und so dem Buch gleichsam einen Rahmen gibt.

Obwohl Fragen der Buchkomposition besonders für die Augusteische Dichtung nach Vergils Eklogenbuch gerade in jüngster Zeit gründlich diskutiert werden, sind – wie etwa das Beispiel der Horazischen Satirenbücher zeigen kann – Zusammenhänge, Komposition und Einheit der einzelnen Gedichtbücher noch keineswegs überzeugend geklärt.

4.3. Literaturgeschichtliche Zusammenhänge

4.3.1. Autor, Situation, Publikum

Das literarische Werk ist eine geschichtliche Erscheinung. Seine werkimmanente Betrachtung ist nur ein erster methodischer Schritt, bei dem die Aufmerksamkeit auf seine Erscheinung selber konzentriert und von allen das Werk bedingenden und übergreifenden Bezügen vorläufig abgesehen werden soll.

Wenn Horaz die zehnte Satire seines ersten Buchs mit den Worten beginnt: *Nempe incomposito dixi pede currere versus / Lucili* ..., so verstehen wir diesen Vers und die ganze Satire besser, wenn wir die hier zitierte Stelle aus einer früheren Satire des Horaz kennen und wenn wir wissen, daß Horaz ein Publikum anspricht, das die Satiren des Lucilius aus dem zweiten Jahrhundert vor Chr. kannte und schätzte. Das gilt sowohl für die ersten Hörer der Satire im Kreis des Maecenas wie für die Leser, die das Gedicht dann in der Buchausgabe lasen.

Der moderne Rezipient muß die *Situation* der Kommunikation zwischen Autor und Publikum erst rekonstruieren. Dazu kann ihm der Text selbst dienen oder auch weitere historische Zeugnisse über diese Situation. Die meisten davon sind ihrerseits literarischer Art; hinzu kommen etwa Inschriften (z.B. über Daten von Theateraufführungen) oder archäologische Funde (etwa von antiken Theaterbauten als Hinweis auf die Aufführungspraxis). Aber auch die Hilfsmittel, die bereits die Antike selbst in Lexika und Kommentaren bereitgestellt hat, bzw. die aus ihnen hervorgegangenen Scholien in mittelalterlichen Handschriften, können hilfreich sein. Die Mehrzahl der Angaben solcher Zeugnisse ist heute in

Nachschlagewerke eingearbeitet, so daß man dort nachsehen kann. Besonders für die *Autoren* steht uns vielfach günstiges Material zur Verfügung.

Bei dem Versuch, ein Werk zu verstehen, lassen sich manche Fragen leichter klären durch einen Vergleich ähnlicher Erscheinungen in anderen Werken des gleichen Autors. Dabei ist vorausgesetzt, daß Inhalte und Themen, Darbietungsformen und Aufbauprinzipien, Stil und Versbehandlung bei einem Autor eine gewisse *Konstanz* oder *kontinuierliche Entwicklung* aufweisen.

Über die Vergleichung einzelner Erscheinungen hinaus kann eine auf der Grundlage aller Werke erstellte *Werkbiographie* eines Autors wertvoll sein. Aus ihr kann, in Verbindung mit den aus der Verfasserbiographie bekannten, für das Werk relevanten Daten, die Entwicklung und *Einheit eines Lebenswerks* erkannt werden. Die Einsicht in einen solchen Zusammenhang ist für denjenigen von unmittelbarem Interesse, der sich für Gedanken, Stil und literarische Kunst eines Autors interessiert, von mittelbarem für den, der eine Epoche oder eine Kultur kennenlernen will; vor allem aber kommt sie wieder dem Verständnis jedes Einzelwerks des Autors zugute – und möglicherweise darüber hinaus der Werke anderer Autoren.

Muster guter Werkbiographien sind etwa K. Reinhardts Buch über Sophokles, F. Klingners „Virgil" und M. Gelzers „Cicero". In den drei Werken spielt der Zusammenhang des Werks mit dem Leben des Autors eine unterschiedliche Rolle, je nach der Bedeutung biographischer Tatsachen für das Verständnis des Werks. Sie ist bei Cicero weitaus am größten. Auch bei anderen Autoren kann die Frage nach dem Zusammenhang ihrer Werke ihr Verständnis weiter fördern, etwa bei Euripides, Xenophon, Platon, Aristoteles und Menander im Griechischen, bei Catull, Horaz, Properz, Ovid, Seneca, Statius und Tacitus im lateinischen Bereich.

Die *Kriterien* für die Einheit in einem Lebenswerk können im einzelnen verschieden sein und etwa in Auffassungen, Darstellungstechnik oder Stil liegen. Bei *Sophokles* etwa ergab sich für K. Reinhardt aus der Bedeutung des „tragischen Scheins", der Vereinzelung der tragischen Figur und bestimmten dramaturgischen Verfahrensweisen eine folgerichtige Entfaltung der Sophokleischen Tragödienkunst, in die sich die undatierten „Trachinierinnen" an zweiter Stelle der überlieferten Stücke, nach dem „Aias" und vor der „Antigone", einreihen ließen. Für *Euripides* haben Untersuchungen zur Psychologie der Figuren, zur Dramaturgie, zu den Darbietungsformen, zur Darstellung der Götter und zur „Tragik" zu Ergebnissen und Auffassungen geführt, die zwar in sich jeweils weithin schlüssig, aber untereinander recht widersprüchlich sind. Eine Einheit des Euripideischen Werks kann erst in Sicht kommen, wenn der

Zusammenhang all dieser Gesichtspunkte zunächst in Einzelwerken, dann am Gesamtwerk überprüft wird. Für *Platon* hat man teils stilistische Erscheinungen (auf der Basis der Sprachstatistik), teils Dialogform, teils die philosophischen Inhalte, teils die Bedeutung einzelner Begriffe herangezogen, um Entfaltung und Zusammenhang seiner Dialoge und seiner Philosophie zu klären. Was die Datierung angeht, haben sich bestimmte Gruppen der Dialoge bilden lassen, aber genaue Folge und genauer Zusammenhang sind längst nicht geklärt.

Betrachtet man das Werk des Horaz auf seine Einheit hin, so erweist sich, daß weniger die „Erlebnisse" und die Themen der Dichtung, sondern eher die realistische, humane und ironische Haltung, die in dem Werk sichtbar wird, als für Horaz kennzeichnend angesehen werden darf. Sie zeigt sich ebenso in der Art der literarischen Kritik, die Horazens Werk von Anfang bis Ende durchzieht, wie in den Selbstaussagen und in den Stellungnahmen zu politischen Themen. In all diesen Bereichen ist eine Entwicklung von Unruhe und heftiger Kritik an den Gegebenheiten hin zu größerer Ruhe und Einverständnis mit der Umgebung zu beobachten.

Diese Entwicklung läßt sich im Fortschreiten von den frühen Satiren und Epoden zu den späteren und schließlich zu den Oden beobachten.[39] Hier vereinigen sich nun mit den persönlichen auch die vorher getrennt gehaltenen literarischen und politischen Motive und Themen. Statt wie früher Literaturkritik steht nun das dichterische Selbstbewußtsein, statt Roms Selbstvernichtung und politischer Gefährdung stehen nun die ethischen Reformen und politischen Leistungen im Vordergrund. Ethische Themen herrschen zunächst auch im ersten Briefbuch vor; dann dringen Fragen der Dichtung und Politik ein und bereiten so das Spätwerk vor. Alle Horazischen Themen verbinden sich hier, im zweiten Briefbuch und im vierten Odenbuch, in neuer Form: das Verhältnis zwischen Dichtung und Politik ist eng, insofern die Dichtung eine öffentlich-politische Aufgabe erfüllt. Verantwortung der Kunst um der Kunst und um der Menschen willen sind die zentralen Themen der Briefe und treten auch im vierten Odenbuch neben persönlichen Motiven hervor.

Mit Fragen der Werkbiographie hängen weitere Probleme zusammen. Eines davon ist die relative und die absolute *Datierung* von Werken, wie etwa bei Sophokles und Platon, aber auch bei Autoren wie Tacitus und Horaz. Die Grundlage zur Datierung von Werken bilden teils *innere Kriterien* wie Sprache und Stil, Verstechnik, Themen, Motive, Gedanken und Darstellungsformen. Wenn sich für diese Elemente eine Entwicklung des Autors beobachten läßt, und die Verwendung der Elemente in einer Einzelschrift diese an eine bestimmte Stelle in der Entwicklung stellt, so läßt sich das Werk *relativ* datieren. Darüber hinaus können Selbstaussagen, Selbstzitate oder Hinweise auf andere Werke oder historische Daten

hilfreich sein. Für eine *absolute Datierung* sind in der Regel *äußere Daten* nötig: Nachrichten, die ein Werk mit Jahreszahlen der geltenden Chronologie oder mit datierten Ereignissen in Zusammenhang bringen. Nicht sicher geklärte Datierungsprobleme stellen beispielsweise die „Trachinierinnen" des Sophokles oder die sogenannte *Ars poetica* des Horaz.[40]

In manchen Fällen hängt das Problem der Datierung mit *Prioritätsfragen* nicht nur im Werk eines Autors, sondern zwischen Werken verschiedener Autoren zusammen. Dabei ist einerseits der unmittelbare Vergleich der beiden Werke ein wichtiges Mittel zur Lösung des Problems, andererseits auch der Versuch, sie auf eine dritte vergleichbare Größe zu beziehen. So ist man etwa verfahren bei der Frage nach der Priorität zwischen der Sophokleischen und der Euripideischen „Elektra", indem man beide Stücke auch mit den „Choephoren" des Aischylos verglichen und gefragt hat, wer wen kennt und voraussetzt,[41] bei dem Prioritätsproblem zwischen der vierten Ekloge (bzw. dem Eklogenbuch) Vergils und der 16. Epode des Horaz (durch Beziehung auf Theokrit),[42] sowie bei der berühmten Prioritätsfrage zwischen den beiden ersten apologetischen Schriften des Christentums, die uns in lateinischer Sprache erhalten sind: dem „Apologeticum" Tertullians und dem „Octavius" des Minucius Felix, wenn man sie mit Passagen aus der Ciceronischen Schrift „De natura deorum" verglichen hat.[43]

Ähnliche Kriterien wie für Datierung und Einordnung einer Schrift in ein Lebenswerk sowie für Prioritätsfragen spielen für die Frage der *Echtheit* eines Werkes eine Rolle: Gedankenwelt, Aufbau, Darbietungsformen, Stil und gegebenenfalls Metrik werden dazu herangezogen. Schon die Alexandrinischen Philologen sonderten das zehnte Buch der „Ilias" als unecht aus, schon Varro sah sich vor die Frage gestellt, echte Plautuskomödien von unechten zu scheiden. Vermutlich ist seine Entscheidung maßgebend geworden für die Auswahl an Stücken, die uns von Plautus überliefert ist. In der Neuzeit erwies L. Valla die „Konstantinische Schenkung" als unecht, Bentley die sogenannten Phalaris-Briefe. Der unter dem Namen des Aischylos überlieferte „Prometheus", die Sammlung der unter Platons Namen überlieferten Briefe sowie im lateinischen Bereich die „Appendix Sallustiana" (zwei Briefe an Caesar und eine Invektive gegen Cicero), die „Appendix Vergiliana" sowie die unter den Dramen Senecas überlieferte „Octavia" sind Beispiele für Texte, die noch heute die Echtheitskritik herausfordern.

Ebenso wichtig wie die Berücksichtigung des Autors ist die Beachtung der *Situation*. Denn in der *historischen Interpretation*[44] hat der Interpret zu ermitteln, was unter den gegebenen Umständen der historischen Situation ein Autor seinen Zeitgenossen gegenüber gemeint und wie es diese verstanden haben können. Böckh hatte von „Beziehungen auf reale

Verhältnisse" gesprochen, heute würde man in der Literaturwissenschaft „pragmatische Dimension" sagen. Diese Umstände können im einzelnen etwa in politischen Ereignissen oder Zuständen, wissenschaftlichen oder ethischen Diskussionen, literarischen Tendenzen oder bestimmten Texten liegen. Deshalb ist für die historische Interpretation *Sachkenntnis* nötig, und zwar umso mehr, je mehr der Text auf Umstände verweist oder sie voraussetzt, ohne sie selber zugleich zu erklären.

Tyrtaios etwa spricht mit dem oben erwähnten paränetischen Gedicht (fg. 6; vgl. Kap. 4.2.2, S. 120) in der Situation des zweiten Messenischen Krieges. Notwendigkeit und Ehre verlangen vom Spartaner, in der Phalanx der Krieger auszuharren. Selbst der Tod wäre einem Zurückweichen vorzuziehen, da die Folgen von Niederlage und Besitzverlust für jeden den wirtschaftlichen und persönlichen Ruin bedeuten würden.

Der Preis der Areopags in den „Eumeniden" des Aischylos ist vor athenischem Publikum in einer Sitution gesprochen, in der durch die Verfassungsreform des Ephialtes die Rechte des Areopags kurz zuvor eingeschränkt worden waren. In ähnlicher Weise ist es für das Verständnis mancher Tragödien des Euripides und Komödien des Aristophanes wichtig zu wissen, daß sie im Verlauf und in bestimmten Situationen des Peloponnesischen Kriegs entstanden sind, für Aristophanes auch, daß er sich in Zitaten, Anspielungen und Parodien auf Tragödien des Euripides bezieht.

Für Inhalt, Argumentation und Intention der Rede Ciceros für Sextus Roscius Amerinus ist grundlegende Voraussetzung, daß die an der Vernichtung des Roscius Interessierten Günstlinge des gegenwärtigen römischen Machthabers waren. Alles kam daher darauf an, Chrysogonus und seine Leute möglichst zu isolieren von Sulla, um diesem nichts vorzuwerfen, wenn man die Schandtaten der anderen aufdeckte. Auch die konkrete Situation des Redners vor Gericht im Einzelfall ist für Inhalt und Stil einer Rede von Wichtigkeit. Manche Reden Ciceros haben keinen darstellenden Teil *(narratio),* weil Cicero nicht als erster Verteidiger, sondern nach anderen sprach und daher nur die *peroratio* hielt.

Das letzte Gedicht des vierten Horazischen Odenbuches wird man nur dann sinnvoll verstehen und gerecht beurteilen können, wenn man eine Vorstellung von dem befreienden Gefühl gewonnen hat, das in Rom nach der Beendigung der Bürgerkriege herrschte, und wenn man sich die Hoffnungen vergegenwärtigt, die sich um die Zeit der Entstehung des Gedichts an Augustus als Bringer und Garant des Friedens knüpften.

Die Notwendigkeit, Erscheinungen der Situation zu berücksichtigen, betrifft nicht nur das Verständnis ganzer Texte, sondern reicht z. T. bis in die Erklärung einzelner Worte und Formen, die ohne Berücksichtigung der Zeitumstände unverständlich bleiben würden.

In diesem Zusammenhang ist auch hinzuweisen auf den Unterschied

zwischen *historischer Interpretation*, für die einige Beispiele gegeben wurden, und *historischer Kritik*, wie sie der Historiker betreibt. Historische Interpretation will ermitteln, was ein Autor – der Geschichtsschreiber wie jeder andere – unter den Voraussetzungen und Umständen seiner Zeit *gemeint* hat, gleichviel, ob es richtig oder falsch ist. Historische Kritik dagegen richtet sich auf die Frage, welche historischen Erscheinungen ein als Quelle benutzter Text *glaubhaft* vermittelt, wie sich seine Mitteilungen oder Hinweise angesichts anderer Quellen und Zeugnisse bewähren und was von dem Berichteten als tatsächlich gelten darf.

Wenn also Herodot in sein historisches Werk vieles so aufnahm, wie es sich in der Vorstellung seiner Zeitgenossen darbot, so ist es Aufgabe historischer Interpretation, das von Herodot Gemeinte, Aufgabe historischer Kritik, das vermittelte Tatsächliche zu ermitteln. Es kann sich dabei u.U. ergeben, daß aus Herodot – und ähnlich aus anderen Geschichtsschreibern, z.B. aus Livius – in manchen Fällen mehr über die Denkweise des Autors, seiner Informanten und seiner Zeit zu entnehmen ist als über Zeit und Realität der berichteten Ereignisse.[45]

Sehr viel weniger als über die Seite des Autors und über die Situation läßt sich für die Antike über die Seite des *Publikums* ermitteln. Am ehesten erfahren wir, wer Literatur kennen lernte und auf welche Weise. So weiß man, daß die griechische Tragödie und Komödie bei Dionysosfesten im Theater aufgeführt wurde, daß Herodot Teile seiner Geschichtswerke vor der Veröffentlichung mündlich vorgetragen hat, daß Plautus und Terenz an römischen Festen auf der Bühne aufgeführt wurden und daß dem Terenz das Publikum davonlief, daß Cicero Reden vor dem Senat, vor Gericht und vor dem Volk hielt, daß Horaz einige seiner Werke zunächst einzeln einem Kennerkreis vortrug, bevor er sie gesammelt veröffentlichte. Im Lauf der Zeit erweiterte sich der Kreis des literarischen Publikums, erstmals im Athen des 5. und 4., dann im Alexandria des dritten Jahrhunderts, später im Rom der späten Republik und schließlich der Kaiserzeit.

Hingegen sind uns *Reaktionen* von Lesern und Kritikern aus der Antike nur sehr spärlich greifbar. Wir bleiben in diesem Punkt angewiesen auf das, was sich aus den überlieferten Texten selbst ermitteln läßt. Dabei handelt es sich einmal um die in einem Werk selbst enthaltene *Wirkungsabsicht*, sodann um bestimmte *Theorien* der Wirkung von Einzelwerken oder Werkgrupppen. Eine solche Wirkungstheorie enthält z.B. die Poetik des Aristoteles. Bei Horaz verbinden sich Dichten und theoretische Reflexion über das Dichten in mehreren Werken. Dabei spielt neben Autor und Werk auch das *Publikum* eine wichtige Rolle, vor allem im Augustusbrief. Neben Praxis und Theorie der *intendierten Wirkung* wird aus antiken Texten hie und da auch die *erreichte Wirkung* anderer Werke

greifbar, und zwar aus *kritischen Äußerungen* über sie (etwa bei Cicero über Ennius; bei Horaz über Lucillius und andere; bei Quintilian über zahlreiche Autoren, insbesondere etwa über Cicero und Seneca; bei Plinius über Tacitus) und aus der Benützung von Vorbildern und Quellen in Form von Erwähnung, Zitat, Übernahme, Imitation, Neudarstellung, impliziter Kritik und Parodie.

4.3.2. Die Epoche

Wie aus den Werken eines einzelnen Autors, so lassen sich durch Vergleich und abstrahierende Zusammenfassung aus den Werken mehrerer zeitlich benachbarter Autoren gemeinsame Züge ermitteln. Soweit sich solche *Konstanten* der Literatur einer Zeit von denen anderer Zeiten abheben, dürfen sie als kennzeichnend für die betreffende Zeit gelten.

Die Gliederung historischer Verläufe in relativ selbständige und einheitliche *Phasen* bietet manche Schwierigkeiten: Inwieweit liegen *Einschnitte* „in der Sache" und ergeben sich aus Abfolge und Entwicklung historischer Ereignisse oder literarischer Erscheinungen von selbst, inwieweit sind sie eine Hilfskonstruktion des Betrachters und damit ein reines „Rezeptionsphänomen"? Welcher Grad von *Zusammenhängen* und Bezügen, der Ähnlichkeit oder Einheitlichkeit zwischen verschiedenen Erscheinungen ist Voraussetzung für ihre Zusammenordnung nach innen, ihre Unterscheidung nach außen, so daß man sinnvoll von *Epoche* sprechen kann?

Für Epocheneinteilungen waren zumeist *Beziehungen der Literatur zu anderen Bereichen* von Einfluß: zur Entwicklung der Sprache, der Politik, der Gesellschaft und der Kultur. Da ein literarisches Werk jedenfalls teilweise auch als Ausdruck seiner Zeit angesehen werden darf – was sich in seinen Gedanken und Formen zeigt – läßt sich untersuchen, ob und inwieweit politische, soziale, sprachliche, philosophische und religiöse Ereignisse oder Tendenzen einer Zeit stilbildend für die Literatur gewirkt haben, freilich auch umgekehrt, wo und inwiefern die Literatur andere Zeiterscheinungen beeinflußt hat.[46] Doch lassen sich für beide Fragerichtungen wenig Aufschlüsse gewinnen aus reinen Parallelaufzählungen historischer und literarischer Daten.[47] Nur wo sich tatsächlich Wirkungen und Beeinflussungen nachweisen lassen, können Fragestellungen wie „Euripides und die Politik Athens im Peloponnesischen Krieg" oder „Die Stellung des Princeps in der Römischen Literatur der Augusteischen Zeit" zu literarisch wie historisch wichtigen Ergebnissen führen und ebenso das Verständnis der Literatur wie das der Geschichte der Epoche insgesamt fördern.

Für die Betrachtung der Literatur einer Epoche haben sich bestimmte *Kriterien* als sinnvoll erwiesen: Einflußreichste Gesellschaftsschicht der

Zeit; wichtigste Zeitereignisse, geistesgeschichtliche und weltanschauliche Tendenzen, soziale Stellung des Dichters; geltende Normen; Leserschicht; literarische Einflüsse; Bevorzugung bestimmter Stoffe, Inhalte, Darbietungsformen, Stileigentümlichkeiten oder Versmaße; Entwicklung und Einheit der Sprache; Inhalt und Bedeutung der Theorie von Rhetorik und Poetik; Verhältnis von Traditionellem und Neuem.

Gelegentlich findet sich ein sehr eng gefaßter Begriff der Epoche, der sich dem der Situation annähert. Nun ist ja schon die Kommunikation zwischen Autor und Erstlesern kein streng gleichzeitiger Prozeß. Bezieht man alle Bedingungen und Voraussetzungen ein, kommt noch stärker Diachronisches ins Spiel. *Wie weit* sich ein „historischer Kontext" zeitlich erstreckt, läßt sich nicht allgemein entscheiden, sondern nur im Hinblick auf den jeweiligen Text und auf alle für sein Verständnis wichtigen Erscheinungen. Insofern sind die Grenzen zwischen Situation und Epoche tatsächlich fließend. Aber auch die Grenzen zu den Nachbarepochen lassen sich meist nicht scharf ziehen. Die Ansätze von Umfang und Ausdehnung der Epochen beruhen daher weitgehend auf Konvention und Zweckmäßigkeit.

Die *Epochen-Einteilung der antiken Literatur,* wie sie die Literaturgeschichten bieten, ist denn auch keineswegs einheitlich. *Vier große Hauptepochen* sind jedoch für die griechische wie für die lateinische Literatur fas allgemein anerkannt. Das hängt in doppelter Weise zusammen mit Anschauungen der Antike selbst: mit der Einteilung der Geschichte in *vier Zeitalter,* denen teils vier Metalle, teils vier menschliche Lebensalter zugeordnet werden; zweitens mit dem gerade im römischen Bereich anzutreffenden Bewußtsein, einer „anderen" oder „neuen" Zeit anzugehören, wie es etwa Horaz gegenüber der Zeit des Plautus, des Lucilius und des Catull, Autoren des ersten Jahrhunderts nach Christus gegenüber dem vorangehenden Jahrhundert und schließlich wiederum spätantike Autoren haben, wobei die heidnischen eher eine Spätphase, die christlichen eher einen Neubeginn sehen.

J. C. Scaliger greift in seiner Poetik (erschienen 1561) auf die antiken Zeitaltervorstellungen zurück. Wenn er die lateinische Literatur in fünf Epochen einteilt, so weicht er nur scheinbar von der antiken Vierzahl ab: seine fünfte Epoche ist die der neulateinischen Literatur seit dem 14. Jahrhundert, die ersten vier liegen in der Antike. Der Sohn J. J. Scaliger teilt analog die griechische Literatur in vier Hauptepochen. An ihn schließt sich Winckelmann in seiner Einteilung der Epochen der griechischen Kunst an. Von da an ist diese Einteilung für die griechische wie die lateinische Literatur die Regel.

Allgemein setzt man in der griechischen Literatur die *Hauptepochen* folgendermaßen an: eine archaische, die von den Homerischen Anfängen bis in die Anfänge des 5. Jahrhunderts reicht, eine klassische, die das

fünfte und das vierte Jahrhundert umfaßt, eine hellenistische von 320–30 v. Chr. und die Spätphase der Kaiserzeit. Im Bereich des Lateinischen umfaßt die archaische römische Literatur das dritte und zweite Jahrhundert; die klassische das erste vorchristliche Jahrhundert bis hin zum Tod von Augustus, Livius und Ovid; die nachklassische (mit der sog. „Silbernen Latinität" des ersten und dem Archaismus des zweiten Jahrhunderts) den Zeitraum bis ins dritte nachchristliche Jahrhundert. Vom späten dritten bis ins sechste Jahrhundert erstreckt sich die Phase der spätantiken Literatur.

Nach Fuhrmann[48] sind etwa für die archaische, „vorklassische" Epoche der römischen Literatur Abhängigkeit von griechischer Literatur und Bindung an institutionalisierte Anlässe (Theater, Forum, Kurie) kennzeichnend. Schöpferische Individualität zeigt sich am ehesten in Historiographie, Epos und Satire. Prosa wird von der Führungsschicht, Dichtung von kleinen Leuten geschrieben. Die Gattungen sind beschränkt, die Sprache noch schwerfällig, die Form gilt neben dem Inhalt als sekundär. Demgegenüber tritt in der Epoche der Klassik das Individuum hervor, die Literatur ist weniger an Institutionen, Anlässe und soziale Schichten gebunden. Die griechischen Formen werden nun mit römischen Inhalten gefüllt, neue Gattungen wie Lyrik, Bukolik, Philosophie kommen auf, eine Literatursprache ist entwickelt, die Form gilt viel, wird jedoch an den Inhalt gebunden, ohne Selbstzweck zu werden.

Mit Hilfe solcher Merkmale lassen sich Hauptepochen voneinander abgrenzen. Doch bietet die *Bildung kleinerer Einheiten* eher Schwierigkeiten. So wird für die Augusteische Phase der klassischen Epoche öfters das Jahr 31 (Schlacht bei Aktium) als obere Grenze angesehen, nach unten hin werden z. T. Livius und Ovid zu einer neuen Phase (Kaiserzeit) gerechnet. Immerhin lassen sich gerade für diesen Abschnitt einige Kriterien für den inneren Zusammenhang und die äußere Abgrenzung zeigen: 1. Wichtige Gedanken und Themen der Augusteischen Literatur entspringen dem Erlebnis der Endphase der Bürgerkriege seit 42 (Philippi) und der Friedenszeit unter Augustus. 2. Messalla und Maecenas als Förderer von Dichterkreisen spielen eine entscheidende Rolle. 3. Neben griechischen Vorbildern werden die Zusammenhänge der römischen Autoren untereinander immer wichtiger, vor allem früh schon der Einfluß Vergils, für Horaz von Anfang an. „Ars Poetica" und späte Odendichtung stehen dann unter dem Einfluß der „Äneis", ebenso Tibull II 5, Properzens viertes Elegienbuch[49] und Ovids „Metamorphosen".[50] 4. In der Zeit des beginnenden Prinzipats stehen die drei wichtigsten „Augusteer" Vergil, Horaz und Livius offensichtlich in Einklang mit den Versuchen der politischen, kulturellen und moralischen Restauration des Augustus, so daß sich gewisse Konvergenzen von politischen und literarischen Tendenzen ergeben.

Als obere Grenze dieser Phase ist nicht das politische Epochenjahr 31, sondern eher das Jahr 42 anzusehen: In den beiden Jahren zuvor waren mit Caesar und Cicero die beiden Repräsentanten der klassischen Prosa gestorben, etwas Neues setzt, fast von Anfang an bezogen auf die politische Entwicklung, mit Vergils Eklogen und bald danach mit Horazens Epoden und Satiren ein. Die Republik war faktisch dahin, Augustus praktisch nach 42, erst recht von 36 an, Herr Italiens und Repräsentant der Hoffnungen für die Zukunft.

Im Vergleich mit den neueren Philologien fällt auf, daß es im Bereich der Klassischen Philologie bisher nur relativ wenige *Epochendarstellungen* gibt. Doch zeigen die vorhandenen, welch fruchtbare Gesichtspunkte und reiche Ergebnisse die Konzentration auf einen bestimmten Zeitabschnitt ergeben kann. Zu nennen sind hier vor allem H. Fränkels „Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums",[51] wo die griechische Literatur der archaischen Epoche zwischen Homer und Pindar unter Berücksichtigung von Inhalt, Kunstform und Funktion der Werke im Leben dargestellt wird, wobei Textinterpretationen und Epochencharakterisierung mustergültig verbunden sind; U. von Wilamowitz' „Hellenistische Dichtung",[52] ein Werk, das die ganze Epoche erstmals gründlich erschlossen hat; der erste und einzige Band von F. Leos Geschichte der römischen Literatur als bis heute unübertroffene Darstellung der archaischen römischen Literatur;[53] R. Heinzes Überblick über „Die Augusteische Kultur"[54] als Versuch, die Leistung des Herrschers, das Denken der Zeit und die Werke der Literatur in Zusammenhang zu sehen.

4.3.3. Die Gattung

Eine „Gattung" bilden literarische Werke verschiedener Zeiten aufgrund *gemeinsamer Merkmale*. Teils hat sie bereits der Verfasser einer Gattung zugeordnet, etwa durch die Bezeichnung eines Werks als Tragödie, teils kann aufgrund literaturwissenschaftlicher Beobachtungen eine als zusammengehörig erkannte Gruppe von Werken als Gattung aufgefaßt und bezeichnet werden wie etwa das Lehrgedicht. Die Kriterien der Zusammengehörigkeit können im einzelnen verschieden sein. Ermittelt man neben den gemeinsamen Konstanten der Werke auch ihre Unterschiede, so lassen sich Einheit ebenso wie Differenziertheit, Entwicklung und Geschichte einer Gattung erkennen.

Gattungen hängen eng mit bestimmten *Darbietungsformen* zusammen, die ihrerseits *Kommunikationssituationen* entsprechen. Insofern sind Gattungen vielfach „Kristallisationen dieser typischen Situationen" und „Fixierungen bestimmter Haltungen und Verhaltensweisen", z.B. des Gesprächs im Drama. Hinzu kommen als wichtige Merkmale der Gat-

tungen bestimmte Formen der Verwirklichung, die man als *„historischen Rahmen"* bezeichnen kann, beim Drama etwa das Agieren bei der Aufführung im Theater,[55] sowie bestimmte *Inhalts*gruppen, die etwa Tragödie von Komödie, Satire von Epos und Bukolik unterscheiden.

Der Gesichtspunkt der *Gattung* ist gerade in der Antike von Bedeutung, weil bestimmte sprachliche Erscheinungen und literarische Techniken in hohem Maß an die jeweilige Gattung gebunden waren, so daß sich viele Elemente des Stils und der literarischen Technik im Einzelwerk auf dem Hintergrund der Gattung deutlicher begreifen lassen, wie etwa die Verwendung fester Epitheta und der Götterapparat im Epos.

Gerade die Theorie der Gattungen hat in der Poetik immer wieder eine wichtige Stelle eingenommen, wie etwa die Theorie der Tragödie zeigt. Aus der Antike selbst stammt die wegweisende Theorie der Aristotelischen Poetik, primär gedacht als Grundlage der Literaturkritik. In der Renaissance, etwa bei J. C. Scaliger, wird die Poetik als normative Anweisung für poetische Produktion aufgefaßt. Neuerdings sieht man sie eher als deskriptive Bestandsaufnahme und Zusammenstellung selektiver bzw. heuristischer Kriterien der Literaturwissenschaft an, wie etwa das Vorwort in A. Leskys „Die griechische Tragödie" oder D. Krook, „Elements of Tragedy", zeigen.[56] Für das Verstehen und die philologische Interpretation des Einzelwerks sind die Gattungstheorien aufgrund ihres notwendig hohen Abstraktionsgrades zu allgemein. Das zeigt sich etwa, wenn man mit Hilfe von Tragödiendefinitionen und -theorien einzelne Tragödien zu interpretieren versucht. Sie können nur erste Hinweise auf Gesichtspunkte der Analyse geben, die durch historische Interpretation zu ergänzen ist.

Als Gegenpol zur abstrahierenden Gattungs*theorie* erweist sich die Gattungs*geschichte*, die auf die konkrete Vielfalt der einzelnen Werke achtet und ihre Entwicklung im einzelnen verfolgt. Die Entwicklung der römischen Satire zeigt die Schwierigkeiten einer Gattungstheorie und die Notwendigkeit einer Gattungsgeschichte besonders deutlich.

Die Satire des Lucilius ist den verschiedensten Gegenständen wie Politik, Moral, Philosophie, Aberglauben, Grammatik, Literaturkritik gewidmet und in wenig strenger Form und Sprache gehalten. Horaz beruft sich für den Inhalt seiner Satire ausdrücklich auf Lucilius, hält sich aber an die drei Hauptthemen Invektive gegen Mißstände, Kritik der Literatur, Darstellung und Formung des eigenen Selbst. Er mildert die Schärfe im Vergleich zu Lucilius im Verlauf seiner Satirendichtung immer mehr und wird damit und mit der Forderung nach Formstrenge zum Vertreter der Klassik. Bei Persius, der sich selber darstellt als Nachfolger von Lucilius und Horaz, findet sich wohlgezielte Literaturkritik, triviale stoische Popularphilosophie und edle Gesinnung in manierierter und dunkler Sprache dargeboten. Seine Satire ist äußerst voraussetzungsreich, aber für

den Kenner treffsicher und prägnant. Bitterkeit und Entrüstung über die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit einer Standesgesellschaft sind schließlich bezeichnend für die Satiren Juvenals, der sich zwar ebenfalls in der Tradition des Horaz und des Lucilius weiß, aber allen Humor und jede Wärme vermissen läßt, bei höchstem Pathos und reicher Rhetorik weniger Wert legt auf die Durcharbeitung der Sprache, dafür um so mehr auf treffende Pointen.

Angesichts dieser Vielfalt von Themen, Verfahrensweisen und Formansprüchen verwundert es nicht, wenn sich für Gattungsmerkmale nur ein sehr kleiner gemeinsamer Nenner ergibt. Er besteht nach D. Korzeniewski in der „polemischen Behandlung aktueller Fragen, vornehmlich aus dem Bereich der Politik, Literatur, Gesellschaft und Moral".[57] Unter Voraussetzung dieser Abstraktionsstufe läßt sich die Römische Satire freilich als Einheit fassen, ja sogar mit der späteren satirischen Literatur in einer Gattung verbinden; aber der Verlauf ihrer Geschichte zwischen Lucilius und Juvenal zeigt, daß Wilamowitz mit gewissem Recht gesagt hat, es gebe keine Römische Satire, es gebe nur Lucilius, Horaz, Persius und Juvenal.[58]

Exkurs: Theorie der Rhetorik (Entwicklung und System)

Eine gewisse Sonderstellung im Rahmen der Gattungen nimmt die Rhetorik ein. Ihr Gegenstand ist *rhetorische Praxis* und *rhetorische Theorie.* Unter dem ersten Aspekt umfaßt sie mit der *Rede* eine der angesehensten Gattungen antiker Literatur. Als theoretische Rhetorik – im antiken Bildungswesen von zentraler Bedeutung – ist sie für Philologie und Literaturwissenschaft in doppeltem Sinn wichtig: Die einschlägigen Werke sind in hohem Maß *literarisch gestaltet* und bieten inhaltlich dem Philologen und Literaturwissenschaftler ein sorgfältig ausgearbeitetes *Kategoriensystem und Begriffsinventar* für die Interpretation antiker Reden und all der vielen sonstigen Texte, in denen die wirkungsvolle Verwendung sprachlicher Mittel im Sinn der Rhetorik eine Rolle spielt.

Rhetorische Praxis hat seit frühester Zeit im griechischen wie im römischen Bereich das Sprechen bei geeigneten Gelegenheiten, etwa bei familiären Ereignissen, politischenVersammlungen oder Gesandtschaften bestimmt. Auf solche Vorformen wirkungsvollen Sprechens greift die kunstvoll ausgestaltete „Rede" im engeren Sinn – als längere Äußerung zu bestimmtem Thema mit bestimmtem Zweck in bestimmter Situation – zurück. Da Vorformen und auch Reden im engeren Sinn früh schon in die Literatur eingegangen sind, beschreibt die Theorie der Rhetorik vielfach auch Sprech- und Verfahrensweisen literarischer Texte. Andererseits hat die Theorie in zunehmendem Maße das praktische Sprechen und Schreiben beeinflußt, zunächst als sie seit den Sophisten und Isokrates für die Praxis gelehrt wurde, und erst recht seitdem sie in römischer Zeit

einen festen Platz im Ausbildungsgang jedes Gebildeten bekam. So ist rhetorische Schulung für die Mehrzahl der römischen Autoren seit der Wende vom zweiten zum ersten vorchristlichen Jahrhundert vorauszusetzen.

Für die Entwicklung einer *rhetorischen Theorie* sind als Voraussetzungen vor allem die Praxis der gestalteten Rede (z. B. als Feldherrnrede oder Leichenrede), die politische Praxis demokratisch verfaßter Städte (in Versammlung, Sitzung, Prozeß), die erweiterte Schriftlichkeit der Sprachkunst seit dem sechsten und fünften Jahrhundert, sowie die in der Literatur enthaltenen Reden und Ansätze zur Redetheorie von Bedeutung.

Nach antiker Ansicht hat die theoretische Rhetorik in Sizilien ihren Ursprung, von wo in dem als Epochendatum angesehenen Jahr 427 v. Chr. Gorgias nach Athen kam, dem man Praxis und Theorie des pakkenden, mit Hilfe bestimmter „Redefiguren" Affekte erregenden Stils und des der Situation „angemessenen" Sprechens zuschreibt. Weitere Elemente der Theorie wurden von Thrasymachos (Prosarhythmus), Theodoros (Disposition) und Alkidamas (Stegreifrede) entwickelt, bevor der Praktiker und Redelehrer Isokrates die Dreiheit der Bildungsfaktoren (Naturanlage, Ausbildung, Erfahrung) formulierte.

Im Gefolge des Sokrates und im Namen der Philosophie, der es mehr um Wahrheit als um eindrucksvolles Sprechen, Überredung und Schein gehe, lehnt Platon in seinen Schriften „Gorgias" und „Phaidros" die Rhetorik grundsätzlich ab.

Doch Platons Schüler *Aristoteles* entwickelt in seiner „Rhetorik" ein ausführliches und in den Grundzügen für alle Folgezeit verbindliches System: den Kanon der drei Gattungen (Gerichtsrede, politische Rede, Gelegenheitsrede); die Arbeitsstadien des Redners (Auffindung der Gesichtspunkte, Anordnung, sprachliche Gestaltung, Vortrag). Dabei werden u. a. die Formen rhetorischen Argumentierens (verkürzter Beweis, Beispiele, Eingehen auf gegnerische Argumente) und die Teile einer Rede (Einleitung, Darstellung, Beweisführung, Schluß) genauer entwickelt. Der Aristotelesschüler Theophrast baut die Theorie vor allem durch eine Stillehre mit vier Stilqualitäten und drei Stilarten aus. Das System wird in dieser Form von Späteren übernommen und modifiziert, wobei vor allem die Stoiker durch ihre Empfehlung von Sprachkorrektheit und Kürze einen wichtigen Beitrag leisten.

Die frühesten römischen Schriften über Rhetorik basieren teils auf der eigenen römischen Praxis, teils auf der Beschäftigung und Auseinandersetzung mit griechischer Theorie. Den Höhepunkt der praktischen wie theoretischen Rhetorik stellt *Cicero* dar. In zahlreichen Reden liefert er ein Beispiel hohen rednerischen Niveaus, in mehreren theoretischen Schriften („De Inventione", „De Oratore", „Orator", „Brutus") entwikkelt er auf der Grundlage griechischer Theorie, römischer Praxis und

eigener Erfahrung das Bild des auf philosophischer Grundlage allseitig gebildeten, praktisch erfolgreichen Redners.

Nach Ciceros Tod verliert die praktische Rede aufgrund der politischen Verfassung Roms in der Kaiserzeit zunehmend an Bedeutung und erstarrt in verschiedenen Formen des Schulbetriebs und der Schaustellung (Deklamationen!). Doch erlebt die systematische Theorie in der „Institutio Oratoria" des *Quintilian* einen späten Höhepunkt. Im Geiste Ciceros entwickelt Quintilian einen Lehrgang rhetorischer Ausbildung im Rahmen umfassender Erziehung von der Wiege bis zur Meisterschaft.

Doch der von *Tacitus* in seinem „Dialogus de oratoribus" beklagte Verfall der praktischen Rhetorik war nicht aufzuhalten, und so fehlte der weitertradierten, teils modifizierten, teils verkürzten Theorie der Kontakt mit der Praxis mehr und mehr. Sie wurde im Christentum für neue Aufgaben (Predigt!) adaptiert und blieb über das Mittelalter hinweg im wesentlichen bis ins 18. Jahrhundert mehr oder weniger verbindlich. Ihre Wirkung auf die Literatur war, vermittelt durch die neuzeitliche Poetik, größer als auf die im Rahmen republikanischer und demokratischer Staatsformen neu aufkommende Praxis der Rede. Gegenwärtig erlebt die Rhetorik-Theorie auf dem Feld der Literaturwissenschaft und der Kommunikationswissenschaft eine Renaissance.

Zum System der Rhetorik: Wichtigste Gliederungen[59]

1. Voraussetzungen (Isokrates)	(praesuppositiones)
a) Naturanlage	natura
b) Ausbildung (Kunstlehre, Wissen)	doctrina (ars, scientia)
c) Erfahrung	usus (exercitatio)
2. Arten (Aristoteles)	genera causarum
a) Gerichtsrede	genus iudiciale
b) Staatsrede	g. deliberativum
c) Gelegenheitsrede (Festrede)	g. demonstrativum
3. Arbeitsstadien des Redners (Aristoteles)	officia oratoris
a) Auffinden d. Hauptgesichtspunkte	inventio
b) Stoffgliederung	dispositio
c) Darstellung (Ausdruck, Stil)	elocutio
d) Memorieren	memoria
e) Vortrag	pronuntiatio (actio)
4. Juristische Fragestellungen (Hermagoras)	constitutiones (status)
Frage nach der begangenen Tat	c. coniecturalis
Definition des Tatbestands	c. definitiva
Beurteilung der Tat	c. generalis
Klärg. der Zuständigkeit des Gerichts	c. translativa

5. Teile der Rede (Aristoteles, Hermagoras)	
Einleitung	exordium
Erzählung des Hergangs	narratio
[Präzisiserung des Sachverhalts	divisio (propositio, partitio)]
Beweis	argumentatio
positiver Beweis	confirmatio (probatio)
negativer Beweis	confutatio (refutatio)
Schluß	peroratio (conclusio)
6. Stilqualitäten (Theophrast)	virtutes dicendi
Sprachrichtigkeit	Latinitas (puritas)
Deutlichkeit	perspicuitas
Angemessenheit	aptum
Redeschmuck (u.a. Figuren und Tropen)	ornatus
Kürze	brevitas
7. Stilarten (Theophrast)	genera elocutionis
schlichter Stil	g. subtile (tenue)
mittlerer Stil (gemischter Stil)	g. medium (mixtum)
erhabener Stil	g. grande (sublime)

4.4. Darstellungsformen philologischer Untersuchung

Den verschiedenen Verfahrensweisen der Philologie entsprechen bestimmte Darstellungsformen. Auch der Benutzer muß ihre Eigenarten kennen, um sie sinnvoll und zweckentsprechend verwenden zu können. Auf die *kritische Ausgabe* als Ergebnis der textkritischen Bemühungen um den Wortlaut des Textes und auf die *Übersetzung* als Wiedergabe des primären Wortsinns in einer zweiten Sprache sind wir bereits in anderem Zusammenhang eingegangen (o. Kap. 2.4 und 3.4).

Der *Kommentar* dient primär der Erläuterung des Einzeltextes. In fortlaufender Reihenfolge erklärt er alle nach Meinung des Kommentators erklärungsbedürftigen Stellen, und zwar textkritisch, sprachlich, sachlich und literarisch, mit unterschiedlichen Schwerpunkten.

Der Kommentar ist eine der ältesten Formen der Verdeutlichung philologischen Verstehens. Erstmals tritt er auf als ὑπόμνημα der alexandrinischen Philologen, vor allem als textkritische Erläuterung. Diese Kommentare sind uns nur mittelbar durch ihre Benutzung in späteren Erklärungen (Kommentaren oder Scholien) greifbar. Erhalten sind dagegen aus der späten Antike einige Kommentare römischer Philologen, z.B. Servius zu Vergil und Donat zu Terenz. Sie enthalten vor allem Sacherklärung, neben der die Spracherklärung zurücktritt.

Die modernen Kommentare haben in der sprachlich-stilistischen und der sachlichen Erklärung ihren Schwerpunkt. An den Bedürfnissen des

Zielpublikums, z. T. auch an den Interessen des Verfassers orientiert sich die Auswahl des Erklärten und das Niveau der Erklärung. Es lassen sich die Stufen des *Schülerkommentars*, des *Studienkommentars* und des *wissenschaftlichen Kommentars* unterscheiden. Der Forderung an den idealen wissenschaftlichen Kommentar, den Stand der Forschung unter allen Aspekten – dem textkritischen, dem sprachlichen, dem sachlichen und dem literarischen – zusammenzufassen, nähern sich z. B. folgende Kommentare: E. Fraenkel zu Aischylos' „Agamemnon" (1950), W. S. Barrett zu Euripides' „Hippolytos" (1964), R. Kannicht zu Euripides' „Helena" (1969), Nisbet/Hubbard zum ersten Buch der Oden des Horaz (1970) sowie Ch. O. Brink zu Horaz' „Ars Poetica" (1971).

Manche Kommentare spezialisieren sich ganz auf einen bestimmten Aspekt. So beschränken sich die Kommentare von Gomme zu Thukydides I–V und von Ogilvie zu Livius Buch I–V auf die sachlich-historischen Fragen. Das „Preface" zu Fraenkels „Agamemnon"-Kommentar bietet eine Zusammenfassung der Aufgaben und Möglichkeiten eines Kommentars.

Ganz verschiedene Gegenstände, Themen oder Verfahrensweisen können den Inhalt eines *wissenschaftlichen Aufsatzes* bilden. Neben textkritischen und sprachlichen Problemen sind Analyse und Interpretation seine bevorzugten Gegenstände. Sein begrenzter Umfang entspricht zumeist einer deutlichen Beschränkung der Fragestellung. Kleinere Texte, Einzelkapitel oder Dramenszenen können in Aufsätzen analysiert und interpretiert werden. Schon wenn es sich um „Bücher" (im antiken Sinn des Wortes) aus umfangreicheren Werken oder etwa um ganze Dramen handelt, erst recht bei noch ausgedehnteren Gegenständen, muß sich die Behandlung im Rahmen eines Aufsatzes meist auf einen bestimmten Aspekt beschränken, etwa auf die Funktion eines Motivs, die Rolle einer Figur, auf die Komposition oder wichtige Stilzüge.

Neben der deutlichen Begrenzung der Fragestellung ist für den Aufsatz die zusammenhängende argumentierende Form charakteristisch. Ihr ordnen sich andere Formen unter, etwa die Beschreibung von Textelementen oder der Vergleich von Textelementen bzw. Textausschnitten unter bestimmten Aspekten. Der wissenschaftliche Aufsatz ist der Versuch, Wege und Ergebnisse des Textverstehens zu fixieren und anderen zugänglich zu machen.

Primärer Publikationsort für einen wissenschaftlichen Aufsatz sind im allgemeinen die *wissenschaftlichen Zeitschriften* (vgl. die Übersicht im Anhang u. S. 225). In ihnen dokumentiert sich der Fortgang der wissenschaftlichen Diskussion. Freilich erscheinen die neuen Forschungsergebnisse hier losgelöst von der Gesamttätigkeit eines Forschers und von dem Zusammenhang der Forschung zu einem bestimmten Gegenstand oder Problem.

Diesen Gesichtspunkten versuchen zwei andere Publikationsformen Rechnung zu tragen: Die *Sammlung von Aufsätzen einzelner Forscher* sowie die *Zusammenstellung von Forschungsbeiträgen zu bestimmten Gegenständen.* Beispiele der ersten Art sind etwa B. Snells „Die Entdekkung des Geistes" oder F. Klingners „Römische Geisteswelt"; unter denen der zweiten Art sind die seit einigen Jahren erscheinenden Bände der Reihe „Wege der Forschung" der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft hervorzuheben.

Neben Aufsätzen erscheinen in wissenschaftlichen Zeitschriften zwei andere Formen von Beiträgen zur Forschung. Die *Miszelle* ist dadurch gekennzeichnet, daß sie sich auf die Erklärung einer Einzelstelle beschränkt und in ihrem Umfang sehr knapp gehalten ist. Die *Rezension* bietet kritische Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Literatur. Ausgehend von einem Inhaltsreferat nimmt der Rezensent in differenzierter Weise zustimmend, modifizierend oder ablehnend zu Forschungsbeiträgen Stellung auf der Grundlage der eigenen Forschungsposition. Die *Anzeige* ist eine Kurzform der Rezension mit Schwerpunkt auf dem Bericht über den Inhalt, der *Forschungsbericht* kritische Information über die wissenschaftliche Literatur eines bestimmten Zeitraums zu einem Forschungsgegenstand.

Nur zum Teil in Gegenstand und Fragestellung, vor allem im Umfang und in der Veröffentlichungsform unterscheidet sich vom Aufsatz die *Monographie.* Ihre Bezeichnung weist darauf hin, daß es sich um die Darstellung eines Einzelgegenstandes oder -themas handelt, die in Form eines selbständigen Buches veröffentlicht wird. Gegenstand von Monographien können etwa eine Handschrift oder die Überlieferungsgeschichte eines Autors, die Geschichte eines Wortes oder einer grammatischen Erscheinung, ein Werk oder ein Autor (Werkbiographie), die Geschichte eines Stoffs oder Motivs, eines Stilzugs oder eines Topos, eines Problems oder einer Werk-Rezeption, eine Epoche oder eine Gattung sein. Beispiele aus der neueren Horazforschung sind etwa E. Fraenkel, Horace (1957); C. Becker, Das Spätwerk des Horaz (1963); U. Knoche, Die römische Satire (1971); N. Rudd, The Satires of Horace (1966).

Alle einzelnen literaturhistorischen Aspekte auf das Gesamtgebiet der Literatur einer bestimmten Sprache angewendet unter Berücksichtigung aller wichtigen Zusammenhänge – dies macht im Idealfall den Gegenstand einer *literaturgeschichtlichen Gesamtdarstellung* („*Literaturgeschichte*") aus. Einem solchen Unternehmen stellen sich je nach Zielsetzung gewaltige Schwierigkeiten in den Weg, etwa die unterschiedliche Bearbeitung einzelner Autoren, Werke und Gattungen in der Einzelforschung, das Problem, die stets zunehmende Forschung eines Gesamtgebiets zu überblicken, die unterschiedlichen Erwartungen der Leser, die verschiedenen möglichen Hauptgesichtspunkte der Disposition. Katalog-

artige Zusammenstellung von Namen, Titeln und Daten in chronologischer Reihenfolge wird neuerdings abgelehnt. Man legt auf die verschiedenen literaturgeschichtlichen *Zusammenhänge* zunehmend Wert.

Von besonderer Bedeutung sind bei einer Literaturgeschichte die *leitenden Gesichtspunkte* der Disposition. Am häufigsten wird eine Haupteinteilung nach *Epochen* versucht, weil sie eine Gruppenbildung in zeitlicher Folge ermöglicht und Zusammenhänge mit der jeweiligen Sprachstufe und den gleichzeitigen historischen Ereignissen in den Vordergrund stellen kann. Außerdem kommt sie einer Untergliederung nach kleineren Zeiträumen, zeitlich zusammenhängenden Autorengruppen und einzelnen Autoren entgegen. Eine solche Literaturgeschichte reiht *synchronische Querschnitte* aneinander und folgt damit einem Prinzip, das historische Darstellungen traditioneller Form auf allen Gebieten kennzeichnet.

Dabei besteht die Gefahr, daß *diachronische Zusammenhänge* zu kurz kommen, etwa die Entwicklung der literarischen Elemente, soweit ihnen als Stoff, Motiv, Topos, Darbietungsform oder Stilzug eine eigene Geschichte zukommt, ebenso die Entwicklung der Gattungen. Literaturgeschichtsschreibung im Sinn „historischer Topik" versucht daher, die Entwicklung von literarischen Elementen als Trägern einer geschichtlichen Entwicklung in den Vordergrund zu stellen. Das bekannteste Beispiel solchen Verfahrens ist E. R. Curtius' „Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter", wo die antike Literatur als Ausgangsbasis vieler Topoi deutlich wird. Doch wurde ein solcher Versuch für die literarischen Formen der Antike selbst bisher nicht unternommen. Freilich gibt es viele monographische Untersuchungen, die Bausteine zu einer solchen literaturgeschichtlichen Darstellung bilden.

Wichtiger noch ist der Versuch, die *Gattungen* als Haupteinteilungsprinzip zur Geltung zu bringen, besonders in der griechischen Literatur: Die Gattungen Epos, Lehrgedicht, Lyrik und Drama treten hier als klar getrennte Gruppen auf und legen sich schon von daher als Einteilungsprinzip nahe. Die einzelnen Autoren haben sich – auch in der Prosa – in der Regel auf eine einzige Gattung beschränkt, so daß bei der Darstellung von Gattungszusammenhängen nicht der Zusammenhang der Werkbiographie des Autors zerschnitten wird. In der römischen Literatur bestehen diese Voraussetzungen nicht. Deshalb bedeutet hier die Wahl der Gattungen als Einteilungskriterium gegenüber Zusammenhängen der Werkeinheit und der Epochenzugehörigkeit eine bewußte Prioritätsentscheidung. Weitgehend an Gattungen orientiert hat sich M. Fuhrmann für die Darstellung der Römischen Literatur im „Neuen Handbuch der Literaturwissenschaft".[60]

Die verfügbaren *Literaturgeschichten* im Bereich der griechischen und römischen Literatur erfüllen nach Anlage und Umfang verschiedene Funktionen: Neben der auf knappe Information beschränkten Form, die

die nötigsten Daten mitteilt, steht die auf Interpretationsbeispielen aufgebaute, zum Lesen gedachte Form im Taschenformat; neben der einbändigen Darstellung, die Dokumentation und Deutung verbindet, steht schließlich das mehrbändige wissenschaftliche Handbuch, das die Forschung in differenzierter Weise und bis hin zu Einzelproblemen präsentiert (vgl. die Literaturangaben).

Zweck der Literaturgeschichte kann – abgesehen von der Information über Fakten – für den Philologen vor allem ein dreifacher sein: 1. Sie kann *Gruppen* von Werken – und zwar unter verschiedenen Aspekten – zusammenordnen und Zusammenhang und Einheit, aber auch Differenzierungen, Unterschiede und Entwicklungen innerhalb einer solchen Gruppe hervorheben; 2. Sie kann mithelfen, auf dem *Hintergrund* solcher Zusammenhänge die Leistung des einzelnen Autors und den Sinn des einzelnen Werks besser zu verstehen; 3. Sie kann durch ihre Darstellung historischer Erscheinungen und Zusammenhänge einen Beitrag leisten zum Verständnis einer *Kultur*. Damit gewinnt sie Bedeutung für die Altertumswissenschaft bzw. die Wissenschaft von der Kultur des Altertums. Von ihr soll abschließend in einem eigenen Kapitel kurz die Rede sein.

4.5. Klassische Philologie als Teil der Wissenschaft von der Kultur des Altertums (Altertumswissenschaft)

Die antiken Texte sind zentrale Phänomene der antiken Kultur. Darüber hinaus sind sie Quellen für Erscheinungen dieser Kultur, die sie nennen, besprechen oder voraussetzen. Insofern *vermitteln* sie einerseits Kenntnisse über die Kultur der Antike, andererseits *erfordern* sie solche Kenntnisse, um adäquat verstanden zu werden.

Zielt *philologische Betrachtungsweise* auf das Verstehen der Texte, so zielt *altertumswissenschaftliche Betrachtungsweise* auf Kenntnis und Verständnis der kulturellen Phänomene des Altertums sowie ihrer Funktion in dessen kulturellem und gesellschaftlichem System.

Die Kenntnis der antiken Kultur und die Auseinandersetzung mit ihr ermöglicht ebenso eine *Horizonterweiterung* durch Kontrasterfahrungen wie einen *Einblick in unsere eigene Geschichte*, insofern – durch Traditionen und Verwandlungen hindurch – Erfahrungen, Begriffe, Denk-, Arbeits- und Lebensformen der Antike in unseren eigenen „aufgehoben" sind. Fruchtbar kann ein solcher Einblick für die Gegenwart werden, wenn die Kenntnis des antiken Substrats ergänzt wird durch die Berücksichtigung seiner *Vermittlungsprozesse*: seiner Traditionswege und Rezeptionsformen; dazu gehört auch die Reflexion auf unsere eigenen Möglichkeiten, Verfahrensweisen und Interessen im Umgang mit der Antike.

Bereits bei der Erörterung des Begriffs „Klassische Philologie" waren uns die Begriffe „Altertum", „Altertümer" und „Altertumswissenschaft" begegnet: „Altertum" wird traditionellerweise als Bezeichnung für die Epoche verwendet, die mit dem Untergang des Römischen Reichs endet, und „Klassisches Altertum" meint das griechisch-römische Alterum, die sogenannte „Antike" (vgl. o. Kap. 1.1.). Daneben kann die Bezeichnung „Altertum" (und „Altertümer") jedoch auch einzelne Erscheinungen aus der Zeit des Altertums benennen, eine Tragödie, einen Prozeß, einen archäologischen Fund, wobei sich unterscheiden läßt zwischen einer Spange oder einem Kochtopf aus Pompei als „Privataltertum" und einer Gesetzestafel oder einer Stadtmauer als „Staatsaltertum". Altertümer in diesem Sinn sind für uns Zeugnisse und Quellen der antiken Kultur.

Die einzelnen Wissenschaften, die eine Gruppe solcher „Altertümer" zum Gegenstand haben, bilden zusammen den Kreis der „Altertumswissenschaft", deren Gegenstand das Altertum als Gesamterscheinung ist. Die Idee einer solchen Altertumswissenschaft wurde der Sache nach bereits in der Renaissance vertreten, insofern man sich nicht nur um den Wortsinn der antiken Texte, sondern auch um die in ihnen genannten oder vorausgesetzten Sachen und Gegenstände kümmerte, sowie ganz allgemein um historische Voraussetzungen und Bedingungen, Funktionen und Wirkungen antiker Texte. So hat etwa G. Budé in seiner Untersuchung „De asse" das römische Münz- und Gewichtssystem, J. J. Scaliger antike Inschriften sowie in „De emendatione temporum" die antike Chronologie untersucht (vgl. o. Kap. 1.2). J. B. Vico und die Archegeten der deutschen Konzeption von Altertumswissenschaft Winckelmann und Wolf haben ausdrücklich an die Renaissance-Idee einer umfassenden Altertumswissenschaft angeknüpft. F. Wolf, der auch die Bezeichnung „Altertumswissenschaft" prägt, bezieht in sie alle Gegenstände ein, die einen Beitrag leisten zu dem Ziel des Neuhumanismus, der besseren Kenntnis des griechischen „Menschentums" und entwirft den systematischen Grundriß einer solchen Wissenschaft.[61] In den Einzelheiten wie im Systemzusammenhang modifiziert, übernimmt A. Böckh den Gedanken eines solchen Grundrisses in seiner „Enzyklopädie". In der Nachfolge Böckhs wurden im späten 19. Jahrhundert Gedanke und Programm einer Altertumswissenschaft unter neuen Voraussetzungen realisiert: Das Altertum sollte nun in seiner *geschichtlichen Entwicklung* durch Dokumentation und Deutung der Quellen vergegenwärtigt werden. *Quellenerschließung* in größtem Ausmaß und entsprechende *wissenschaftliche Organisationsformen* sind für diese Altertumswissenschaft kennzeichnend. Kenntnis der Einzelerscheinung und Übersicht über die Gesamtentwicklung sollen sich gegenseitig ergänzen und dem gleichen Ziel dienen.[62] Unter diesen Voraussetzungen werden im literarischen wie im gesamten historischen Bereich bestimmte Gebiete – etwa die Literatur des Helle-

nismus oder die Numismatik – neu erschlossen. In der Konsequenz dieser Entwicklung liegt es, daß die Altertumswissenschaft sich auch von ihrer Beschränkung auf das griechisch-römische Altertum, also auf die „Antike" (bzw. Wilamowitz' „Hellenentum") löst. Aufgrund der Einsicht in die fließenden Grenzen zur altmittelmeerischen Kultur und zur Kultur des Alten Orients einerseits, zum Abendland andererseits *erweitert* sich die zunächst „klassische Altertumswissenschaft" zur Altertumswissenschaft schlechthin, indem sie Substrate, Randkulturen, Vorgängerkulturen und Nachfolgekulturen einbezieht.[63] Komplementäre Folgen dieser Ausweitung sind eine *Vielzahl von speziellen Gebieten* und entsprechende *Spezialisierung* des einzelnen Forschers.

Die einzelnen Bereiche der Altertumswissenschaft lassen sich in etwa der Einteilung entnehmen, die dem kontinuierlichen Versuch der Darstellung des Gesamtgebiets im „Handbuch der Altertumswissenschaft" zugrunde liegt. Dieses Handbuch war zunächst von dem Philologen I. von Müller als „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft" konzipiert worden. Es sollte den Zusammenhang dieser Wissenschaft trotz zunehmender Spezialisierung verdeutlichen. Durch den Althistoriker W. Otto wurde es auf die gesamte Altertumswissenschaft ausgeweitet. Titel, Einteilung und Einzeldarstellungen wurden und werden im Lauf der Zeit modifiziert und z. T. ersetzt. Gegenwärtig umfaßt das Werk folgende Abteilungen: I. Einleitende Disziplinen und Hilfsdisziplinen (u. a. Hermeneutik, Paläographie, Epigraphik, Chronologie); II. Sprache (Grammatik, Rhetorik, Stillehre); III. Geschichte und Landeskunde (Alter Orient, Griechenland, Rom); IV. Staat und Recht; V. Philosophie, Wissenschaft, Religion; VI. Archäologie (neuerdings als „Handbuch der Archäologie" ausgegliedert); VII. Geschichte der Griechischen Literatur; VIII. Geschichte der Römischen Literatur; IX. Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters; X. Rechtsgeschichte des Altertums; XI.–; XII. Byzantinistik.

Die *Philologie* leistet zum Gesamtgebiet der Altertumswissenschaft spezifische Beiträge. Sie ist primär zuständig für die *Griechische und die Römische Literatur.* Freilich leistet sie durch ihr Mitwirken bei der Erklärung von literarischen Quellen etwa zur Mythologie, zur Philosophie und zur Geschichte einen Beitrag auch zu weiteren speziellen Gebieten der Altertumswissenschaft.

Umgekehrt ist sie ihrerseits auf die Ergebnisse der Altertumswissenschaft in den verschiedensten Einzelbereichen angewiesen, wenn sie die Einzelerklärung der Realien (zu historischen, politischen, technischen u. ä. Erscheinungen) sowie die historische Interpretation sachgerecht leisten soll. Während noch Wilamowitz annahm, der Philologe müsse Altertumswissenschaftler schlechthin sein, bedeutet die heute sehr weit getriebene Spezialisierung, daß für den Vertreter des einen Bereichs vor

allem die *Ergebnisse* der anderen Disziplinen bereitgestellt werden müssen. Der Philologe sollte also vor allem die Möglichkeiten kennen, sich über sie *sachgerecht zu informieren*, und darüber hinaus einen gewissen Einblick in ihre *Verfahrensweisen* gewinnen. Dem ersten Zweck dienen Nachschlagewerke, dem zweiten Einführungen (vgl. die Literaturhinweise).

Die Sachgebiete der Texte, mit denen sich ein Philologe gründlicher befaßt, muß er genauer kennen: Wer über antikes Drama arbeitet, muß die griechische Mythologie, aber auch die Gegebenheiten der antiken Bühnenarchitektur und Theaterpraxis kennen;[64] wer sich mit antiker Geschichtsschreibung befaßt, braucht Kenntnisse in antiker Geschichte; wer antike philosophische Literatur interpretiert, muß sich selber auf philosophische Probleme und das philosophische Denken der Antike einlassen. Was von Puristen als „Grenzüberschreitung" angesehen und verurteilt wird, ist für die Praxis des Philologen von der Sache her dauernd gefordert.[65]

5. Das Studium des Griechischen und des Lateinischen

5.1. Die Wahl des Studienfachs

Die Entscheidung für ein bestimmtes Studienfach erfordert Klarheit über die *Gründe der Wahl.* Ratschläge von Eltern und Lehrern, Argumente von Freunden und Bekannten sollten auf ihre Stichhaltigkeit geprüft, persönliche Neigungen zu einem Fach und einem späteren Beruf sollten reflektiert und Schwierigkeiten nicht übersehen werden.

Wichtige *allgemeine Voraussetzungen,* die für jedes Studium gelten, sind auch für die Klassische Philologie wichtig: Neugier und gutes Gedächtnis, Fleiß und Arbeitsökonomie, Selbständigkeit und Gesprächsbereitschaft, Ausdauer und Phantasie beim Finden und Lösen von Problemen. Ein Teil dieser Fähigkeiten wird sich freilich auch erst im Verlauf des Studiums entwickeln.

Die Klassische Philologie verlangt darüber hinaus einige *besondere Voraussetzungen*: Unabdingbar sind praktische Begabung und theoretisches Interesse für Sprachen. Man sollte viel und gerne lesen und einen gewissen Sinn für literarische Gestaltung mitbringen. Interesse an fremden Gedanken und historischen Erscheinungen und Zusammenhängen ist wichtig. Schließlich muß der Student der Griechischen und der Lateinischen Philologie bereit und imstande sein, zwischen dem historischen Gegenstand seines Fachs und dem gegenwärtigen Lebensbezug eine sinnvolle Vermittlung zu suchen.

Man sollte sich also fragen, ob die Neigung zu Sprache, Literatur und Geschichte nicht bloß antiquarischer Neugier, sondern lebendigem Interesse entspringt und ob die Bereitschaft, sich mit Lesen und Übersetzen, mit sprach- und literaturtheoretischen sowie mit historischen Fragen zu beschäftigen, so ausgeprägt ist, daß man einen großen Teil seiner Zeit damit verbringen möchte.

Da das Studium auch durch die Art des *Studienabschlusses* mitbestimmt wird, sollte aus den möglichen Studienabschlüssen frühzeitig eine begründete Wahl getroffen werden. In Frage kommen Staatsexamen, Magisterabschluß und Promotion (die Promotion setzt neuerdings Staatsexamen oder Magisterabschluß voraus). Für Promotion und Magisterabschluß ist das Studium von einem Hauptfach und zwei Nebenfächern erforderlich, die in sinnvollem Zusammenhang miteinander stehen müssen. Für das Staatsexamen sind in der Regel zwei Fächer in festgelegten

Fächerverbindungen (Studiengängen) gefordert. Jedoch ist die Erweiterung durch ein drittes Fach möglich und im Hinblick auf die Vewendbarkeit in der Schule dringend zu empfehlen.

Die Wahl des Studienabschlusses setzt ihrerseits Vorstellungen über eine spätere *berufliche Tätigkeit* voraus. Daher ist es geraten, sich nicht zu spät über mögliche Tätigkeiten nach Abschluß des Studiums zu informieren und die eigenen Absichten zu klären, um das Studium nicht nur am Gegenstand, sondern auch an der späteren Berufspraxis zu orientieren (vgl. u. Kap. 5.5).

Inhalte und Bedingungen, Vorteile und Schwierigkeiten einer beruflichen Tätigkeit sollten so früh wie möglich erfragt und reflektiert werden. Auch über Bedarf und Nachfrage in den verschiedenen Berufen – beim Lehramt auch für die einzelnen Fächerverbindungen – sollte man sich orientieren, trotz der Unsicherheit von Prognosen. Das Studium für das Lehramt an Gymnasien ist in der Regel als vertieftes Studium folgender Fächerverbindungen möglich: Latein – Griechisch, Latein – Religionslehre, Griechisch – Religionslehre, Latein – Deutsch, Latein – Englisch, Latein – Französisch, teilweise auch Latein – Psychologie, Latein – Philosophie, Latein – Geschichte, Latein – Sozialkunde, Latein – Mathematik, Latein – Sport, vereinzelt und auf Antrag auch andere Verbindungen.

Da man die Bedeutung pädagogischer Kenntnisse, didaktischer Überlegungen und methodischen Geschicks für den zukünftigen Lehrer immer klarer erkennt, schreiben die neuen Ausbildungsordnungen für das Lehramt neben dem fachwissenschaftlichen ein *erziehungswissenschaftliches Studium* sowie die Einbeziehung der *Fachdidaktik* ins Studium vor. Darüber hinaus streben sie eine engere Verzahnung von Studium und Berufsvorbereitung an, wobei auch Schulpraktika vorgesehen sind, die z.T. mit bestimmten Universitätsübungen sachlich und zeitlich verbunden werden. Dadurch sollen die zwei Phasen der Lehrerausbildung enger aufeinander bezogen und sinnvoller aufeinander abgestimmt werden. Derzeit wird von deutlich mehr Studenten als früher statt des Staatsexamens (und des Lehramts) der Magisterabschluß angestrebt. In diesem Fall können die Fächerkombinationen freizügiger gewählt werden. Erziehungswissenschaften und Fachdidaktik treten dann zurück gegenüber den Lehrveranstaltungen, die den jeweiligen fachlichen und persönlichen Interessen und Notwendigkeiten entsprechen.

Die Fächer Griechisch und Latein können in der Bundesrepublik (einschließlich West-Berlin) an 25 *Universitäten* studiert werden. Im Sommersemester 1982 studierten Griechisch über 1200, Lateinisch über 6000 Studenten. Inzwischen sind die Zahlen aufgrund der für den Lehrberuf ungünstigen Berufsaussichten gesunken. Die Verteilung auf die einzelnen Universitäten ist sehr ungleich und spiegelt Differenzen in den Schulverhältnissen der einzelnen Bundesländer wider. Die meisten Studenten der

Klassischen Philologie, nämlich jeweils ein knappes Drittel der Gesamtzahl, studieren in Bayern und in Nordrhein-Westfalen.

Ein *Wechsel des Studienorts* ist als Möglichkeit der Horizonterweiterung prinzipiell zu empfehlen, fachlich im Hinblick auf Lehrer, Gegenstände und Betrachtungsweisen, daneben auch im Hinblick auf Tradition und Milieu eines Hochschulorts. Dies gilt insbesondere für ein Auslandsstudium. Leider erschweren gegenwärtig verschiedene Umstände, wie hohe Mietpreise, unterschiedliche Studienbedingungen und divergierende Prüfungsordnungen, einen Universitätswechsel, so daß das auf eine einzige Universität in der Nähe des Heimatorts beschränkte Studium vielfach zur Regel wird.

Der Unterschied der *Studienbedingungen* betrifft Zahl und bevorzugte Gegenstände des Lehrpersonals; Inhalt, Stufung und Aufnahmebedingungen (Voraussetzungen, Prüfungen, Leistungen) der Kurse (Sprachübungen, Seminare); Inhalt und Zahl der Pflichtveranstaltungen; die Zuordnung der Klassischen Philologie zu verschiedenen Fachbereichen („Abteilungen"); schließlich die Prüfungsordnungen. Es ist also nötig, sich an den verschiedenen Orten rechtzeitig über die einschlägigen Studien- und Prüfungsbedingungen zu informieren. Im einzelnen sind dafür teils die Institute, teils die Fachbereiche, teils die Prüfungsämter der Kultusministerien zuständig. Teilweise erleichtern *Studienordnungen* die Orientierung (vgl. u. Kap. 5.3.1).

5.2. Akademische Lehrveranstaltungen: Ziele, Inhalte, Arbeitsformen

Der Studienanfänger sieht sich, wenn er ein Vorlesungsverzeichnis in die Hand nimmt, einer verwirrenden Fülle von Lehrveranstaltungen mit den verschiedensten Inhalten und in unterschiedlichen Formen gegenüber, von denen er einige besuchen muß, andere wählen kann.

5.2.1. Vorlesung (Kolleg) und Colloquium

Die *Vorlesung* – ein allen Studenten frei zugänglicher zusammenhängender *Lehrvortrag* – gilt in erster Linie der Information über Probleme, Fragestellungen, Verfahrensweisen und Ergebnisse der Fachwissenschaft. In unterschiedlichem Maße beziehen die Dozenten dabei ihre speziellen Untersuchungsgebiete und Forschungspositionen ein. Im Bereich der Klassischen Philologie sind Gegenstand der Vorlesung vor allem ein Werk, ein Autor, eine Epoche oder eine Gattung aus dem Bereich der antiken Literatur, daneben auch Themen oder Probleme, die in historisch oder systematisch orientierter Fragestellung auf der Grundlage antiker Texte erörtert werden. Fragen der Rezeption und der Didaktik können

ebenfalls in den Gegenstandsbereich der Vorlesungen einbezogen werden.

Soweit der Vorlesung Texte antiker Autoren zugrunde liegen, ist ihr Besuch nur sinnvoll in Verbindung mit gründlicher Textlektüre, die sich vor allem als Vorbereitung empfiehlt. Während der Vorlesung selbst sollten mitgeteilte Fakten, Meinungen und Literaturhinweise in stichwortartigen Notizen festgehalten werden. Beschränkung auf das Wichtigste empfiehlt sich, da sich so die Aufmerksamkeit auf den Vortrag und die spätere Nacharbeit auf das Wesentliche konzentrieren kann. Die Nacharbeit dient einerseits dem gedächtnismäßigen Einprägen von Fakten, Problemen und Standpunkten, andererseits der kritischen Auseinandersetzung mit dem Vorgetragenen, in erster Linie durch Überprüfung am Text, in zweiter Linie durch Einbeziehung weiterer Forschungsstandpunkte.

Die Vorlesung ist durch einseitige Kommunikation vom Dozenten zum Hörer gekennzeichnet. Das *Colloquium* verändert diese festen Rollen: Hier werden im *Gespräch* Fragen und Probleme des Fachs erörtert. Thema, Fragestellung und Gesprächsverlauf können durch alle Teilnehmer mitbestimmt werden. Ein besserer Kontakt zwischen Dozenten und Studenten, genaueres Eingehen auf die Fragen einzelner und gründlichere Besprechung der besonders interessierenden Fragen werden dadurch möglich. Einem gewissen Verlust an Zielstrebigkeit gegenüber der Vorlesung steht in der Regel ein Gewinn an Spontaneität gegenüber.

5.2.2. Seminar

Das *Seminar* vereinigt Dozenten und Studenten in *gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit an speziellen Problemen* des Fachs. Es ist die Form, in der sich Forschung und Lehre am intensivsten verbinden. Es setzt daher Kenntnis von Texten und Problemen sowie Orientierung über bisherige Fragestellungen und Ergebnisse der Forschung voraus, die sich die Seminarteilnehmer erarbeiten müssen. Ziel des Seminars ist für den Studenten die Entwicklung der Fähigkeit zu selbständigem wissenschaftlichem Arbeiten.

In der Regel leisten alle Teilnehmer persönliche Beiträge in Form von Untersuchungen und Referaten. Im Seminar verbinden sich verschiedene Arbeitsformen: Referat und Korreferat, Gespräch, Diskussion und Gruppenarbeit. Schriftliche Abhandlungen als Grundlage, Protokolle als Erinnerungsstützen, Hausarbeiten zur Vorbereitung und Klausuren zur Kontrolle können einbezogen werden. Ein Teil dieser Arbeitsformen ist dem Studenten von der Schule her bekannt. Die Form der schriftlichen Arbeit wird unten besprochen (Kap. 5.4.2), auf das Referat als für das Seminar typische Arbeitsform ist hier kurz einzugehen.

Das *Referat* kann in einem Seminar verschiedene Funktionen erfüllen. Soweit es der *Information* dient, soll es die Seminarteilnehmer zuverlässig über Sachverhalte unterrichten, also etwa über Tatsachen (z.B. eines Lebenslaufs), über Inhalte (z.B. eines literarischen Werks) oder über Ansichten (z.B. eines Forschers zu einem Problem). Aus seiner Aufgabe ergeben sich die Anforderungen an ein informierendes Referat: Es soll sachlich richtig sein; es soll einfach und klar, verständlich und zusammenhängend formuliert sein; es soll die Voraussetzungen des Publikums berücksichtigen, an seinen Kenntnisstand anknüpfen und es nicht überfordern. Das Wichtige soll im Verlauf des Referats deutlich hervorgehoben und am Schluß zusammengefaßt werden. Tafelanschriften oder schriftliche Zusammenfassungen erleichtern den Hörern das Verständnis. Ein Referat sollte etwa 15 Minuten dauern.

Das Referat kann jedoch auch der *Argumentation* dienen. Hier stehen die Ergebnisse von Untersuchungen und Überlegungen des Referenten, seine Auffassungen und Ansichten (z.B. zur Intention eines Textes oder zur Lösung eines Problems) im Vordergrund. Ziel des Referats ist hier, diese Ansichten zu begründen und die Zuhörer von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Diesem Zweck ordnen sich alle einzelnen Beobachtungen und daraus abgeleiteten Folgerungen unter. Bestandteil der Argumentation bildet auch die Kritik fremder Meinungen.

Grundlage eines Referats ist in den meisten Fällen ein *Stichwortzettel*, unter Umständen ein ausgearbeitetes Manuskript. Doch sollte der sprachliche Unterschied zwischen mündlichen Äußerungen und schriftlichen Abhandlungen berücksichtigt und nicht eine schriftliche Arbeit einfach vorgelesen werden. Ein Referat kann durch ein *Korreferat* ergänzt werden, das über andere Aspekte eines Themas informiert oder für eine andere Meinung argumentiert. Dem Zeitumfang nach unterscheidet sich vom Referat der *Vortrag* (ca. 30–60 Minuten) und das *Kurzreferat* (ca. 5–10 Minuten).

Seminare finden auf verschiedenen *Stufen* statt: Das *Proseminar* (Unterseminar) ist für Anfänger gedacht, setzt möglichst wenig voraus, erfordert jedoch gute Sprachkenntnisse. Es soll auf der Grundlage von repräsentativen Texten ins philologische Arbeiten, in die sinnvolle Benutzung der verfügbaren Hilfsmittel, in die Textanalyse und die Interpretation sowie in die kritische Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Literatur einführen.

Das *Mittelseminar* (Hauptseminar) ist nur Fortgeschrittenen zugänglich und setzt Grundfertigkeiten im wissenschaftlichen Handwerk, einen gewissen Informationsgrad sowie eine gewisse Vertrautheit mit Texten, wissenschaftlichen Fragestellungen und Hilfsmitteln voraus. Ein entsprechender Qualifikationsnachweis wird in der Regel verlangt. Gründliche Interpretation, selbständige Auseinandersetzung mit der Forschungslite-

ratur und kritische Methodenreflexion stehen im Vordergrund des Mittelseminars.

Das *Oberseminar* (Doktorandenseminar) bleibt meistens den Studenten vorbehalten, die selber mit der Abfassung einer wissenschaftlichen Untersuchung (Staatsexamens-Zulassungsarbeit, Magisterarbeit, Dissertation) beschäftigt sind und während dieser Arbeit das wissenschaftliche Gespräch über bestimmte Gegenstände, Probleme oder Methoden vertiefen wollen. Die Zulassung ist meist an die Vorlage einer kleineren wissenschaftlichen Abhandlung gebunden.

5.2.3. Sprachkurse: Grundkurse, Sprachübungen, Übersetzungskurse, Lektürekurse, Stilübungen

Sprachkurse dienen der Einübung und Vertiefung von Sprachkenntnissen durch Vermittlung und Wiederholung, Festigung und Erweiterung von Wortschatz und Phraseologie, Grammatik und Stil.

Ziel der *Grundkurse* ist das „Graecum" bzw. das „Latinum", also die Stufe der Sprachkompetenz, die an der Schule nach fünf aufsteigenden Schuljahren Pflichtunterricht bei ausreichendem Erfolg erreicht wird: Sicherheit in der Elementargrammatik, ausreichender Wortschatz, Verständnis von Prosatexten im Schwierigkeitsgrad eines einfacheren Cicero- oder Livius- bzw. Xenophon- oder Platontextes, Einblick in die griechische bzw. römische Kultur. Die sprachlichen Grundkurse dienen dem Erlernen der griechischen bzw. lateinischen Sprache von Anfang an und sollen Teilnehmern, die die betreffende Sprache noch nicht oder nicht ausreichend erlernen konnten, sprachliche Grundkenntnisse vermitteln. Zu diesem Ziel führt in der Regel eine Folge von zwei bis drei Grundkursen (mit je etwa drei Wochenstunden) in ebensovielen Semestern. Sie können auch durch Kompaktkurse von etwa sechs bis acht Wochen Dauer ganz oder teilweise ersetzt werden.[1]

Ziel der übrigen Sprachkurse, die oft unter der Bezeichnung *„Sprachübungen"* oder *„Stilübungen"* zusammengefaßt werden, ist das Erfassen der sprachlichen Gestaltung literarischer Texte mit einer Kompetenz, die derjenigen des antiken Sprachteilhabers und damit des von antiken Texten zunächst angesprochenen Publikums möglichst nahekommt.[2] Dabei ist im Rahmen der Erlernung und Übung der Sprache die Vermittlung eines normierten Sprachsystems zunächst vorrangig gegenüber dem Studium individueller Ausprägung im engeren Sinn von Stil. Nicht zuletzt dienen diese Übungen der Vorbereitung auf die Übersetzungsklausuren der Zwischenprüfung, der Hauptseminaraufnahmeprüfung, der Magisterprüfung und des Staatsexamens. Je nach Schwerpunkt lassen sich im einzelnen Übungen zu Wortschatz und Grammatik, zum Übersetzen, zur Lektüre und zur Stilistik unterscheiden.

In den *Übungen zu Wortschatz und Grammatik* stehen Wortbedeutung (Semantik), Wortbildung und Flexionsformen (Morphologie), Wortverbindung (Valenzlehre, Phraseologie) und Satzgestaltung (Syntax) im Vordergrund. Verschiedene Möglichkeiten der Darstellung und der Benutzung von Lexika und Grammatiken werden erörtert.

In den *Übersetzungsübungen* bilden Techniken des richtigen und Probleme des guten Übersetzens den Schwerpunkt. Die sinnvolle Benützung von Hilfsmitteln wird gelehrt. Die Teilnehmer haben die Möglichkeit, sich unter Anleitung des Dozenten im Übersetzen zu üben und sich regelmäßig Arbeiten korrigieren zu lassen.

In den *Lektüreübungen* wird intensive und extensive Lektüre geübt, begleitet von Übersetzung, Paraphrase und Inhaltsanalyse, mit dem Ziel, Texte kennenzulernen, sinnvolle Techniken des Lesens zu üben und die Lesefertigkeit zu steigern. Lektürekurse werden oft auch als *Tutorenkurse* geführt: Von Tutoren angeleitet, lesen die Studenten Texte als Vorbereitung oder parallel zu Vorlesungen oder Übungen.

Stilübungen im engeren Sinn stellen die spezifische Sprachgestaltung eines Autors und die wirkungsorientierte Verwendung bestimmter Sprachmittel ins Zentrum und bereiten damit auf wichtige Aspekte der Textanalyse vor.

5.2.4. Selbststudium und Lektüre (Lektürevorschläge)

Wichtigster Teil des Studiums ist von Anfang an die eigene Arbeit des Studenten, in deren Mittelpunkt gründliche und umfangreiche Lektüre steht. Es empfiehlt sich dabei, zunächst im Wechsel einerseits intensiv und statarisch einzelne kürzere Partien mit Lexikon und Grammatik, andererseits größere Partien nur auf ihren Inhalt hin zu lesen. Dieses Verfahren führt in relativ kurzer Zeit zu ausreichender Fertigkeit und bald auch zu Sicherheit und Gewandtheit im Lesen.

Die Texte der Lektüre kann der Student in der Regel frei wählen. An manchen Universitäten werden für einen Teil der Lektüre Vorschriften oder Empfehlungen im Hinblick auf Prüfungen und Beruf gegeben. Die folgenden Lektürevorschläge sind als exemplarische Auswahl gedacht, die jeder nach persönlichen Neigungen, Studienziel und offiziellen Anforderungen modifizieren wird. Die Auswahl geht davon aus, daß es nötig und sinnvoll ist, sich in jedem Semester mit mindestens einem Autor oder einem größeren Werk genauer zu beschäftigen. Gewöhnlich wird man die Autoren wählen, die in den Übungen des laufenden oder des folgenden Semesters behandelt werden, doch ist dies nur eine Erfahrungsregel, die niemand bindet. Auch wenn man sich auf das intensive und exemplarische Studium nur weniger Autoren beschränkt, sind weitere Literaturkenntnisse aufgrund eigener Lektüre nötig.

Griechisch:
Homer: „Ilias" oder „Odyssee" ganz
Frühe griechische Lyrik: Auswahl (etwa Tyrtaios, Solon, Sappho, Pindar)
Tragödie: Drei Werke
Komödie: Je ein Werk von Aristophanes und von Menander
Geschichtsschreibung: Drei Bücher aus Herodot oder Thukydides
Platon: „Politeia" ganz oder drei andere wichtigere Dialoge
Aristoteles: „Poetik" und ein weiteres Hauptwerk (z.B. „Nikomachische Ethik", „Physik" oder „Politik")
Rhetorik: Etwa sechs Reden von Lysias, Isokrates oder Demosthenes
Hellenistische Dichtung: Kallimachos, Apollonios oder Theokrit ganz
Literatur der Kaiserzeit: Auswahl aus einem Prosaiker (z.B. Plutarch, Dion von Prusa, Lukian, Mark Aurel).

Lateinisch:
Plautus oder Terenz: eine Komödie
Catull: ganz
Lukrez: Auswahl im Umfang von 2 Büchern (bes. Proömien, Kulturentstehungslehre)
Cicero: etwa drei Reden und sechs Briefe, ein rhetorisches Werk, ein philosophisches Werk
Sallust: „Catilina" oder „Jugurtha" ganz
Caesar: „Bellum Gallicum" oder „Bellum civile" ganz
Vergil: „Äneis" ganz; dazu die Donat-Vita
Horaz: ganz; dazu die Vita
Elegiker: Auswahl im Umfang von etwa zwei Büchern aus Tibull, Properz und Ovid („Amores")
Ovid: Auswahl im Umfang von etwa fünf Büchern aus den „Metamorphosen" oder den „Fasti"
Livius: Auswahl aus einer Dekade im Umfang von fünf Büchern
Augustus: „Monumentum Ancyranum"
Seneca: Auswahl aus den Prosaschriften, eine Tragödie
Tacitus: die drei kleinen Schriften ganz oder die „Historien" ganz oder eine Hexade der „Annalen"
1./2. Jh. n. Chr.: Auswahl aus einem weiteren Prosaiker oder Dichter (z.B. Petron, Quintilian, Plinius minor, Sueton, Apuleius; Lukan, Persius, Iuvenal, Martial, Statius)
Spätantike: Auswahl aus einem heidnischen und einem christlichen Autor (z.B. Ammianus Marcellinus, Claudian; Augustin, Prudentius).
Die Lektüre mittellateinischer und neulateinischer Texte ist wünschenswert.

5.2.5. Fachdidaktische Übungen und Praktika

Soweit das Studium auf eine Tätigkeit als Lehrer vorbereitet, gehört zu den Gegenständen der Ausbildung auch die Fachdidaktik. Sie versucht, auf wissenschaftlicher Basis Kriterien für die Auswahl derjenigen Gegenstände und Inhalte, Kenntnisse und Fähigkeiten zu entwickeln, die für die Tätigkeit des Lehrers und den Unterricht an der Schule wichtig sind.

Dem künftigen Lehrer sollen durch seine Beschäftigung mit Fachdidaktik vor allem die Probleme der *Vermittlung* zwischen Fachwissenschaft und Schulpraxis, die Möglichkeiten der *Umsetzung* von Verfahrensweisen und Ergebnissen der Fachwissenschaft in Lernziele, Lernorganisation, Lerninhalte und Methoden der Schule vertraut werden.[3] Auf dieser Grundlage soll der Lehrer befähigt werden, seinen Unterricht den wissenschaftlichen Erkenntnissen entsprechend zu planen und zu gestalten sowie an der Entwicklung von Lehrplänen selber mitzuwirken. Dabei ergeben sich Verbindungen mit den Erziehungswissenschaften, den Gesellschaftswissenschaften und der Psychologie.

Die Notwendigkeit, fachdidaktische Überlegungen im Rahmen der neuen Lehrerausbildung anzustellen, traf die klassischen Philologen in einer Situation, in der sie die Stellung ihrer Fächer von einer einflußreichen Stimme aus der Erziehungswissenschaft in Zweifel gezogen sahen: S. B. Robinsohn hatte in seinem Buch „Bildungsreform als Revision des Curriculum" (1967), in dem er der Pädagogik neue Wege wies unter Hinweis auf die Priorität der Lernziele, die Bedeutung der Alten Sprachen für das Curriculum einer modernen Schule bestritten. Diese Herausforderung hat neue Überlegungen zu einer Fachdidaktik der Alten Sprachen angeregt. Auf den Einspruch von O. Schönberger hatte Robinsohn in der dritten Auflage seines Buchs (1971, XIX) „rationale Begründungen" gefordert, wenn der Altsprachliche Unterricht seine Leistungsfähigkeit plausibel nachweisen wolle.[4] Einem solchen Nachweis durch rationale Begründungen auf empirischer Basis ist die neue „kritische Didaktik" vorrangig gewidmet. In ihr verbinden sich nun traditionelle Fragestellungen wie die nach dem Verhältnis zwischen Antike und Gegenwart sowie zwischen Sprache und Literatur als Gegenstand des Unterrichts (vgl. o. Kap. 1.2) mit neuen Fragen wie der nach dem Verhältnis von gesellschaftlich anerkannten oder akzeptablen sowie gesellschaftskritischen und emanzipatorischen Lernzielen zu empirisch nachweisbaren Fachleistungen sowie der nach der Möglichkeit, aus der griechischen und der lateinischen Sprache sowie aus griechischen und lateinischen Texten auf der Grundlage sorgfältiger Interpretation und ausführlicher Sachanalyse Lerninhalte der modernen Schule zu gewinnen.[5]

K. Matthiessen[6] setzt als *Aufgabenbereiche* im einzelnen an: 1. *Erziehungswissenschaft und Bildungsplanung:* Vermittlung ihrer Ergebnisse

mit fachlichen Problemen und Inhalten des Griechischen und des Lateinischen; 2. *Schulpraxis:* Lehrziele, Lehrinhalte, Lehrmethoden; 3. *Lehrerausbildung:* Fachdidaktische Probleme als Gegenstand von Studium und Prüfungen; 4. *Weiterbildung* der Lehrer: Vermittlung der Ergebnisse aus 1 und 2; 5. *Fachwissenschaft:* Rückwirkungen, die sich aus der Fachdidaktik durch neue Fragestellungen ergeben.

Nach K. Bayer und F. Maier[7] gehören zu den Themen der Fachdidaktik im Rahmen der Lehrerausbildung vor allem einerseits die *Situation* des Altsprachlichen Unterrichts in Schule und Gesellschaft unter Berücksichtigung aktueller Probleme wie *Motivation, Effizienz* und *Rechtfertigung* des Altsprachlichen Unterrichts, andererseits die Probleme der *curricularen Lehrpläne* wie Findung und Begründung von *Lernzielen,* Nachweis von für die Verwirklichung von Lernzielen geeigneten *Fachleistungen,* Diskussion und Beurteilung von *Lerninhalten* (Spracherlernung, Übersetzungstechnik, Sprachreflexion, Sprachwissenschaft im Sprachunterricht; Autoren und Themen im Lektüreunterricht), Hinweise auf *Unterrichtsverfahren* (Methodisches Vorgehen, geeignete Unterrichtsmedien) und Möglichkeiten der *Lernzielkontrolle.*

Im Sinne einer sachgerechten Arbeitsteilung zwischen Universitätsstudium als erster und Pädagogischem Seminar (Studienseminar) als zweiter Phase der Lehrerausbildung sollten Unterrichtsverfahren und Lernzielkontrolle, also die eher methodischen Aspekte, der Phase der speziellen Berufsvorbereitung, also der zweiten Phase der Lehrerausbildung, vorbehalten bleiben, und jedenfalls im Kontakt mit der Praxis des Lehrberufs erörtert werden.

In fachdidaktischen Vorlesungen und Übungen werden Gegenstände der Fachwissenschaft unter dem Aspekt des Unterrichts betrachtet. Ergänzend dazu sind *Schulpraktika* als Gelegenheit zur Beobachtung und ersten Einübung von Unterrichtspraxis vorgeschrieben. Sie können sich, etwa in Form von regelmäßigen Schulbesuchen, mit wissenschaftlichen Seminaren oder didaktischen Übungen verbinden.

Neben den genannten Veranstaltungen empfehlen sich auch *Exkursionen.* Sie dienen der eigenen Anschauung von den archäologischen Hinterlassenschaften der Antike. Städte wie Trier oder Regensburg bieten dazu im eigenen Lande Gelegenheit, Fahrten nach Italien oder Griechenland an den Ursprungsorten der antiken Kultur. Sinnvolle Ziele von Exkursionen für Philologen sind auch Bibliotheken, in denen wichtige Handschriften antiker Autoren aufbewahrt sind und studiert werden können.

5.3. Verlauf des Studiums

5.3.1. Allgemeine Überlegungen: Studienordnungen und Studienpläne

Da jedes Studium den Charakter der Einführung in ein umfangreiches Wissensgebiet hat, kann es nicht einem Perfektionismus irgendwelcher Art dienen. Sein Zweck ist nicht das bloße Erlernen tradierter Bildungsinhalte. Es soll vielmehr den Studenten befähigen, mit Hilfe wissenschaftlicher Verfahrensweisen und Kenntnisse auf einem bestimmten Gebiet selbständig und sachgerecht zu arbeiten.

Von Anfang an sind für den Verlauf eines Studiums mehrere Faktoren bestimmend: die persönlichen Interessen des Studierenden; die Erfordernisse des Gegenstands; die angebotenen Veranstaltungen; die Anregungen der Dozenten; die Interessen und Anregungen der Lerngruppen; die Bestimmungen der Studienordnung; die Anforderungen des Studienabschlusses (Prüfungsordnungen); die Notwendigkeiten der späteren Tätigkeit. Soweit möglich, sollte der Student diese Faktoren frühzeitig in seine Überlegungen einbeziehen und bei seinen Planungen berücksichtigen. Dabei sollte er Gebrauch machen von den Möglichkeiten der allgemeinen Studienberatung und der fachlichen Studienberatung, wie sie in den Sprechstunden von Dozenten, Assistenten, Tutoren und Fachschaft sowie durch spezielle Einführungsveranstaltungen angeboten wird.

Bei der *Wahl der Lehrveranstaltungen* sollte der Student davon ausgehen, daß durchschnittlich je Unterrichtsstunde an der Universität ein bis zwei Stunden zusätzliche Zeit zum privaten Arbeiten nötig sind, daß also ein Stundenplan von etwa 20 Wochenstunden nicht überschritten werden sollte. Das bedeutet bei einem Studium von zwei Fächern etwa acht bis maximal zwölf Semesterwochenstunden pro Fach.

Von den *Dozenten* sollte man sich vor allem Anregung und Anleitung geben lassen; keineswegs ersetzt der Besuch ihrer Lehrveranstaltungen und das Gespräch mit ihnen die eigene Arbeit. Das Verhältnis zu den Dozenten wird sich in den einzelnen Phasen des Studiums unterschiedlich gestalten: Die Anleitung durch sie wird die frühe, zunehmend selbständiges Arbeiten die spätere Phase des Studiums bestimmen.

Der Verlauf des Studiums wird neuerdings oft geregelt durch Verpflichtungen, Empfehlungen und Hinweise von *Studienordnungen* oder *Studienplänen*. Man kann unter „Studienordnung" eine Beschreibung, unter „Studienplan" eine schematische Darstellung des Studienverlaufs verstehen. Beide sollen den Studenten über Pflichten und Möglichkeiten im Studium orientieren.

Eine *Studienordnung* nennt zunächst die *Voraussetzungen* für ein

Fachstudium, für das Lateinische und Griechische also neben dem Abitur etwa Sprachkenntnisse und elementare historische Sachkenntnisse. Sie beschreibt die *Studien- und Ausbildungs-Ziele*, d.h. die Fähigkeiten und Kenntnisse, die ein Student im Verlaufe des Studiums erwerben und bei seinem Abschluß nachweisen muß und die nach Möglichkeit auf spätere Berufstätigkeit bezogen sind; weiterhin die *Studieninhalte*, d.h. Tätigkeiten und Gegenstände, mit denen sich der Student während seines Studiums zu befassen hat. Die Studienordnung legt auch die verbindlichen und die empfohlenen *Pflicht- und Wahlpflichtveranstaltungen* nach Form, Gegenstand, Umfang und Reihenfolge fest. Schließlich nennt sie die zu erbringenden *Studienleistungen* sowie die Voraussetzungen und Anforderungen der möglichen *Prüfungen*.

Zumindest für das Grundstudium ist eine gewisse *Organisation* zum Zweck der Anleitung, Führung und begleitenden Kontrolle nötig. Deshalb ist auf dieser Stufe der Besuch bestimmter Veranstaltungen oder – was sinnvoller ist – der Nachweis bestimmter Fähigkeiten und Kenntnisse obligatorisch, wenn auch an den einzelnen Universitäten in unterschiedlichem Umfang. Vielfach müssen gewisse sprachliche Fähigkeiten, stoffliche und handwerkliche Grundkenntnisse sowie die Vertrautheit mit Texten eigener Wahl aus der Lektüre nachgewiesen oder entsprechende Lehrveranstaltungen absolviert werden.

Eine gute Studienordnung müßte zwischen allzu starrer Verfestigung und Unverbindlichkeit einen mittleren Weg finden, um wichtige Studieninhalte zu sichern und doch dem Studenten auch genügend Freiheit zu selbständiger Gestaltung des Studiums zu lassen. Als Orientierungshilfe in diesem Sinn ist der auf der folgenden Seite abgedruckte *Studienplan* für ein achtsemestriges Latein-Studium gedacht. Der Plan geht aus von der Fiktion eines durchschnittlichen Studienanfängers (ohne Griechisch-Kenntnisse) und wird im einzelnen immer zu modifizieren sein, insbesondere entsprechend den vorhandenen Sprachkenntnissen und den persönlichen Neigungen, aber auch entsprechend den übrigen oben (S. 162) genannten Faktoren.

Die Spalten gelten einzelnen Veranstaltungstypen. Die genauere Art der Veranstaltung sowie Beispiele für ihren Inhalt werden in den einzelnen Kästchen angegeben. Möglicherweise obligatorische Veranstaltungen sind kursiv gedruckt, Prüfungsleistungen groß geschrieben. Aus der Addition der Stundenzahl der Einzelveranstaltungen (in Klammer) ergibt sich die Anzahl der Semesterwochenstunden des Fachs (rechte Spalte). Fachdidaktische Veranstaltungen sind einbezogen. Dem anderen Fach sollen gleiche Wochenstundenzahlen zustehen. Es bleibt Raum für ein erziehungswissenschaftliches Begleitstudium in sinnvollem Umfang. Vor allem aber muß der Student Zeit finden für gründliches Selbststudium.

Studienplan

Sem.	Vorlesungen	Wissensch. Übungen	Sprachübungen	Griechisch	Std.
1	Vorlesung (2) Literatur	*Einführ. Übg.* (2) Textkritik, Stilistik, Textanalyse	*Gramm.-Kurs* (2–4)	Grundkurs I: Formenl. (2–4)	10
2	*Vorlesung* (2) Autor/Epoche	*Proseminar* I (2) (Text)	Lat. Lektüre (2)	Grundkurs II: Syntax (2–4)	9
3	Vorlesung (2) Epoche/Gattung	*Proseminar II* (2) (Altertumswiss.)	*Lat.-dt. Übs.* (2)	Lektüre (2) GRAECUM	8
4	*Vorlesung* (2) *Fachdidaktik*	Wiss. Übung (2) (z. B. Metrik od. Rhetorik)	Dt.-lat. Übs. (2)	Vorlesg. od. Übung (2)	8
		ZWISCHENPRÜFUNG			
5	Vorlesung (2) Autor/Problem	Hauptsem. I (2) Fachdidakt. Übg. (2)	*Lat. Lektüre* (2)		8
		SCHULPRAKTIKUM			
6	Vorlesungen (4) Fachdidaktik + Altertumswiss.	*Hauptsem. II* (2)	*Dt.-lat. Übers.* (2)		8
7		Obersem. oder Colloquium Fachwiss. oder Fachdid. (2)	Lat.-dt. Übs. od. Lektüre (2)		4
		ZULASSUNGSARBEIT			
8		Colloquium (2)	Lat.-dt. Übs. (2) Dt.-lat. Übs. (2)		6
		EXAMEN			

5.3.2. Der Erwerb von Sprachkenntnissen: Latinum und Graecum

Ausreichende Sprachkenntnisse im Sinne des „Latinums" und des „Graecums" sind erste Voraussetzung für ein Studium des Lateinischen oder des Griechischen. Traditionellerweise und mit guten Gründen lernt man als Griechisch die Sprache der attischen Prosa des 4. Jahrhunderts vor Chr. Diese Sprache ist, mit unwesentlichen Varianten, die der Redner Lysias, Isokrates und Demosthenes, der Philosophen Platon und Aristoteles sowie des Xenophon. Als lateinische Sprache lernt man zunächst die Form, in der Cicero und Caesar um die Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. geschrieben haben. (Vgl. o. Kap. 5.2.3 zu den Grundkursen und u. Kap. 6.2 zu den Hilfsmitteln.)

Da die Anforderungen für das (Große) Latinum und das Graecum (vgl. o. Kap. 5.2.3) nicht ganz einheitlich sind, ist es dringend zu empfehlen, sich bei den jeweils für einzelne Bundesländer bzw. Universitäten zuständigen Stellen zu erkundigen.

5.3.3. Das Grundstudium

Die erste Phase des Studiums, die man als Grundstudium bezeichnet, dient einer soliden Grundlegung für alle Fächer. Fehlende Sprachkenntnisse müssen spätestens im Verlauf des Grundstudiums erworben werden.

Innerhalb der philologischen Fächer ist auf dieser Stufe *Sprachbeherrschung* das oberste Ziel. Diesem Ziel dient vor allem *eigene Lektüre* (vgl. o. Kap. 5.2.4), aber auch der Besuch von Sprachübungen (vgl. o. Kap. 5.2.3).

Daneben soll sich der Student während der ersten Semester mit der *Technik philologischen Arbeitens* vertraut machen, die er vor allem im Proseminar lernen kann (vgl. o. Kap. 5.2.2). Schließlich sollte er sich einen gewissen *Überblick* über die Gegenstände und Probleme seines Fachs verschaffen, etwa durch die Lektüre einer Literaturgeschichte oder den Besuch von einführenden Vorlesungen, und sich sachliches Grundwissen auch im Bereich der antiken Mythologie, Geschichte, Kunst und Philosophie aneignen (vgl. o. Kap. 5.2.1).

Bei dem Versuch der ersten Orientierung über die Gegenstände und Probleme des Fachs stehen nicht die Einzelheiten, sondern die Grundzüge im Vordergrund. Daher ist es auf dieser Stufe oft zweckmäßig, eher knappe als ausführliche Bücher zu Rate zu ziehen. Entsprechend haben in dieser Phase Vorlesungen und Übungen den Vorrang, die nicht zu speziell gehalten sind und nicht zu viel voraussetzen.

Was die Gegenstände des Grundstudiums betrifft, so liegt es nahe, repräsentative, überschaubare und nicht allzu schwere Texte zu bevorzugen. Von Bedeutung und Sprache her empfehlen sich zunächst im Grie-

chischen die attischen Autoren des fünften und vierten Jahrhunderts, also beispielsweise Sophokles, Thukydides, Demosthenes, Platon oder Menander, für das Lateinische die Autoren des ersten Jahrhunderts vor Christus, also etwa Cicero, Catull, Sallust, Vergil, Horaz, Livius, Tibull, Ovid. Aber diese Empfehlung ist nicht als starre Regel zu verstehen. Auch mit Homer oder Plutarch, mit Plautus oder Quintilian läßt sich ein Studium sinnvoll beginnen. Sehr schwere oder voraussetzungsreiche Autoren wie Apollonios Rhodios oder Manilius empfehlen sich weniger.

5.3.4. Das Hauptstudium

Das Hauptstudium setzt gediegene sprachliche Fähigkeiten, breitere Textkenntnisse, Orientierung über Gegenstände und Probleme des Fachs sowie grundlegende handwerkliche Fertigkeiten voraus. All dies – der Inhalt des Grundstudiums – ist daher vor der Zulassung zum Hauptstudium im allgemeinen Gegenstand einer sog. „Zwischenprüfung", die innerhalb des Seminaraufbaus den Besuch des Hauptseminars, rechtlich gesehen die Fortsetzung des Studiums gestattet.

Mit dem Hauptstudium beginnt die eigentlich *wissenschaftliche Arbeit*, die Verbindung von Lernen und Forschen. Die eigene Arbeit des Studenten tritt noch mehr in den Vordergrund: Er kann sich bestimmten Interessengebieten gründlicher widmen, indem er sich in Lektüre und Seminar-Arbeit auf Gegenstände seiner Wahl konzentriert. Systematische und kontinuierliche Erweiterung der Sprachfertigkeiten und der Literaturkenntnisse ist nach wie vor nötig, gerade um die Gebiete der eigenen Wahl gründlich studieren zu können.

Auf dieser Stufe kommt es nun vor allem darauf an, *Zusammenhänge* zwischen den einzelnen Arbeitsgebieten herzustellen. Wer also etwa die Satiren des Horaz genauer studieren will, orientiert sich sinnvollerweise über den Autor Horaz, die Gattung Satire und die Epoche des Übergangs von der Republik zum Prinzipat sowie von der spätrepublikanischen zur Augusteischen Literatur. Er macht sich zweckmäßigerweise vertraut mit Erscheinungen der Dichtersprache und der Umgangssprache der betreffenden Zeit. Die gründliche Lektüre des gewählten Hauptgegenstandes sollte durch die Arbeit mit Kommentaren, Übersetzungen, Interpretationen und Monographien ergänzt, der Blick für die literarischen und stilistischen Erscheinungen an ausgewählten Beispielen geschärft, sprachliche, literarische und kulturhistorische Probleme im gewählten speziellen Bereich sollten nun selbständig methodisch durchdacht werden. Die Wege und Ergebnisse dieser Arbeit sollten stichwortartig festgehalten und gegebenenfalls – etwa in Form von Seminararbeiten – in klarer argumentierender Form dargestellt, die Fragestellungen, Ergebnisse und Probleme der bisherigen Forschung dabei einbezogen werden. Das geschieht

durch die kritische Benutzung der wissenschaftlichen Literatur, deren Voraussetzungen geklärt und deren Argumente auf ihren Inhalt und ihren Zusammenhang geprüft werden müssen.

Geeignete Vorlesungen, Hauptseminare und Übungen sollen die eigene Arbeit auf dieser Stufe ergänzen (keinesfalls jedoch ersetzen). Wer das Staatsexamen als Studienziel anstrebt, darf auch in dieser Phase des Studiums Sprach- und Stilübungen nicht vernachlässigen, sollte vielmehr das Gelernte befestigen, kontrollieren und erweitern. Lücken im Bereich der Sachkenntnisse, etwa in der Sprachgeschichte, Metrik, Mythologie, Rhetorik, Philosophie und Geschichte müssen spätestens jetzt geschlossen werden.

Fragen des *Studienabschlusses* und der späteren Berufstätigkeit treten nun zunehmend in den Blick. Man sollte also mögliche Arbeitsthemen und Spezialgebiete nicht zu spät ins Auge fassen. Für spätere Lehrer werden Fragen der Fachdidaktik in diesem Studienabschnitt einen wichtigen Platz einnehmen (vgl. o. Kap. 5.2.5).

5.4. Der Studienabschluß

5.4.1. Mögliche Studienabschlüsse

Das Studium des Lateinischen und des Griechischen läßt verschiedene Abschlüsse zu: Der häufigste ist die „Wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Gymnasien (bzw. der Sekundarstufe I/II)", das sogenannte *erste Staatsexamen.* Diese Prüfung wird von allen Kandidaten für den späteren Staatsdienst als Lehrer oder als Bibliothekar verlangt. Die für die einzelnen Bundesländer maßgeblichen Prüfungsordnungen sind im Buchhandel erhältlich; ihre Inhalte können aber auch in den zuständigen Universitätsinstituten eingesehen oder erfragt werden, z.T. auch für andere Universitäten. Verbindliche Auskünfte erteilen die Prüfungsämter der Kultusministerien.

Im allgemeinen gilt für das Staatsexamen folgendes: Voraussetzung ist ein Fachstudium von einer bestimmten Mindestdauer bei erfolgreicher Teilnahme an bestimmten Pflichtveranstaltungen und Besuch von Lehrveranstaltungen im Umfang einer festgelegten Stundenzahl. Daneben muß der Kandidat ein erziehungswissenschaftliches Grund- oder Begleitstudium (Umfang z.B. in Bayern ca. 8–12 Stunden Pädagogik und Psychologie) absolviert (evtl. abgeschlossen) sowie die vorgeschriebenen Praktika (z.B. ein studienbegleitendes und ein Blockpraktikum) geleistet haben. Vor der Prüfung muß er eine wissenschaftliche Zulassungsarbeit verfaßt und abgeliefert haben. Für die Prüfung selbst muß er über Sicherheit im Übersetzen, über gründliche Kenntnis ausgewählter Autoren,

über Kenntnisse in Literaturgeschichte, in Sachgebieten der Altertumswissenschaft sowie in Archäologie und in Fachdidaktik verfügen. Als Beispiel sei die derzeit gültige bayerische Prüfungsordnung für das Fach Latein (Lehramtsprüfungsordnung I vom 23. 7. 1985, § 75) zitiert:

Latein (Erste Staatsprüfung)

(1) Fachliche Zulassungsvoraussetzungen

1. Nachweis der erfolgreichen Teilnahme an
   a) einem Proseminar aus dem Bereich der griechischen Philologie (nur für Bewerber ohne das Prüfungsfach Griechisch),
   b) lateinischen Sprachübungen,
   c) zwei lateinischen Hauptseminaren,
   d) einer Exkursion zu Stätten der Antike; studiert der Prüfungsteilnehmer Latein und Griechisch, so genügt der Nachweis der erfolgreichen Teilnahme an einer Exkursion,
   e) einer fachdidaktischen Lehrveranstaltung.
2. Graecum.

(2) Inhaltliche Prüfungsanforderungen

1. Vertrautheit mit den Methoden und Arbeitsmitteln der lateinischen Philologie.
2. Beherrschung der Schulgrammatik; Kenntnisse auf dem Gebiet der Sprachgeschichte und der historischen Grammatik.
3. Auf eigener Lektüre bedeutender Werke beruhender Überblick über die römische Literatur in ihren Gattungen, wobei unter den gelesenen Werken ein altlateinisches und ein spät- oder mittellateinisches Werk sein soll.
4. Auf eigener Lektüre beruhende vertiefte Kenntnis je eines Prosaikers und eines Dichters, die ... anzugeben sind;
   im Zusammenhang damit
   a) Kenntnis des geschichtlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Hintergrundes,
   b) Einblick in die Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte,
   c) literaturwissenschaftliche und literarhistorische Einordnung der gewählten Autoren.
5. Sicherheit in der Bestimmung und im Vortrag der häufigsten metrischen Formen.
6. Vertiefte Kenntnisse in der Geschichte des griechisch-römischen Altertums, in antiker Philosophie und in antiker Kunst sowie in griechisch-römischer Mythologie und Religion.
7. Vertrautheit mit einem besonderen Gebiet der Archäologie ...
8. Fachdidaktische Kenntnisse ...

(3) Prüfungsteile

1. Schriftliche Prüfung
   a) Übersetzung eines lateinischen Textes aus einem Prosaiker oder Dichter ins Deutsche mit sprachlichen Erläuterungen (Bearbeitungszeit: 3 Stunden),
   b) Übersetzung eines deutschen, dem antiken Gedankenkreis zugeordneten Textes ins Lateinische (Bearbeitungszeit: 3 Stunden),
   c) Interpretation eines lateinischen Textes nach Leitfragen (Bearbeitungszeit: 4 Stunden).
2. Mündliche Prüfung
   a) Zwei mündliche Prüfungen aus den in Absatz 2 Nrn. 1 bis 6 genannten Wissensgebieten (Dauer je 45 Minuten)....
   b) Archäologie (Dauer: 15 Minuten)....
   c) Fachdidaktik (Dauer: 20 Minuten)....

Weitere Punkte betreffen die Bewertung der einzelnen Prüfungsabschnitte, die möglichen Gebiete der schriftlichen Hausarbeit und die Prüfung in Latein als Erweiterungsfach.

Zusätzlich ist Bestandteil des Staatsexamens eine Prüfung in Erziehungswissenschaften: allgemeine Pädagogik, Schulpädagogik, Psychologie. Eines dieser drei Gebiete wird schriftlich, die beiden anderen mündlich geprüft.

Neben dem Staatsexamen sind weitere Möglichkeiten, das Studium abzuschließen, der Erwerb des *Magistergrades* und die *Promotion*. In diesen Fällen handelt es sich nicht um staatliche, sondern um hochschulinterne, sog. *akademische Prüfungen*. Beide Abschlüsse setzen ein Studium von mindestens acht Semestern, die Teilnahme an mehreren Seminaren sowie die Anfertigung einer wissenschaftlichen Abhandlung, der Magisterarbeit bzw. der wissenschaftlichen Dissertation, voraus.

Für den Erwerb des Magistergrades gilt darüber hinaus im einzelnen: Die Magisterarbeit soll die Fähigkeit des Bewerbers zu wissenschaftlichem Arbeiten nachweisen (vgl. u. Kap. 5.4.2). Die *Magisterprüfung* umfaßt ein Hauptfach und zwei Nebenfächer. Latein und Griechisch sind als Haupt- oder Nebenfach wählbar und in sinnvollen Fächerkombinationen frei kombinierbar. In jedem Fall ist eine schriftliche Klausurprüfung und eine mündliche Prüfung abzulegen (vgl. dazu u. Kap. 5.4.3 und 5.4.4). Die Aufgaben der Klausurprüfung und die Gegenstände der mündlichen Prüfung betreffen Gebiete, die der Kandidat selber wählen kann. Die Klausuren bestehen in der Regel ausschließlich oder vorwiegend aus Übersetzungen.

Die *Promotion* setzt vielfach das Staatsexamen oder den Magisterabschluß voraus. Die *Dissertation* soll einen selbständigen Forschungsbeitrag zur Fachwissenschaft erbringen. Die *Doktorprüfung* im Rahmen der Promotion umfaßt ebenfalls ein Hauptfach und zwei Nebenfächer. Es handelt sich um eine ausschließlich mündliche Prüfung, wobei Gebiete, die der Kandidat selber gewählt und gründlich studiert hat, die jedoch nicht zu eng sein dürfen, im Vordergrund stehen.

Maßgebend für den Studienabschluß durch Magisterprüfung oder Promotion sind die von den Fachbereichen (Abteilungen, Fakultäten) erlassenen *Prüfungsordnungen.* Auskünfte erteilen die für das jeweilige Hauptfach zuständigen Fachbereiche. Mit den Prüfern muß man sich rechtzeitig über Voraussetzungen, Inhalte und Anforderungen der Prüfung verständigen.

Bei allen Unterschieden in den Studienabschlüssen sind doch die Einzelformen, aus denen sich die verschiedenen Abschlüsse – in unterschiedlicher Kombination und Gewichtung – zusammensetzen, untereinander ähnlich und können daher gemeinsam besprochen werden. Es handelt sich um drei Hauptformen: die *wissenschaftliche Abhandlung*, die *schriftliche Klausurarbeit* und die *mündliche Prüfung.*

5.4.2. Die wissenschaftliche Abhandlung

Wichtiger oder gar entscheidender Bestandteil von Staatsexamen, Magisterabschluß und Promotion ist eine wissenschaftliche Abhandlung. Bei der Promotion ist die *Doktordissertation* die entscheidende Leistung, was wissenschaftlichen Ertrag und Arbeitsaufwand betrifft. Auch beim Magisterexamen liegt – bei vereinfachten Anforderungen – das Hauptgewicht auf der *Magisterarbeit.* Beim Staatsexamen erfordert die *schriftliche Hausarbeit* (Zulassungsarbeit) einen beträchtlichen Arbeitsaufwand, dem jedoch noch immer nicht überall eine angemessene Berücksichtigung bei der Bewertung entspricht. Arbeitszeit (ca. drei bis sechs Monate) und Umfang (etwa 30 bis 70 Seiten) sind für diese Arbeit in manchen Prüfungsordnungen oder Studienordnungen festgelegt.

Das *Thema* einer Zulassungsarbeit oder Magisterarbeit ist in der Regel ein nach Fragestellung und Untersuchungsgebiet eng umgrenztes Problem aus einem größeren Zusammenhang im Bereich der Fachwissenschaft (bzw. Fachdidaktik). Das Thema einer Dissertation ist in der Regel umfassender und ihr Umfang größer. Das Thema der wissenschaftlichen Abhandlung kann vom Studenten vorgeschlagen oder vom Dozenten gestellt werden. Während der Arbeit berät der Dozent den Studenten und legt gemeinsam mit ihm die endgültige Formulierung des Themas fest.

Ziel der wissenschaftlichen Abhandlung ist im Rahmen des Studienabschlusses der Nachweis für die Fähigkeit zu selbständigem wissen-

schaftlichem Arbeiten unter Benutzung aller verfügbaren Quellen und Hilfsmittel, sachlich die Lösung bzw. zumindest Verdeutlichung des Themaproblems in einer nach Einzelaspekten differenzierten Darstellung im Anschluß an und in Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung.

Die Einleitung der Arbeit soll über den Stand der bisherigen Forschung knapp informieren sowie ihre wichtigsten Ergebnisse und die offenen Probleme nennen. Sie soll die Aspekte des Themas präzisieren und über das methodische Vorgehen Rechenschaft geben. Der Hauptteil bietet in beschreibender, interpretierender und argumentierender Darstellungsform die eigenen Lösungsversuche, wobei die bisherigen Forschungsergebnisse einbezogen, diskutiert und nach Möglichkeit verbessert werden. Die Voraussetzungen und Bedingungen für die Lösung des im Thema gestellten Problems sollen ermittelt, relevante Fakten beobachtet, Wege aufgezeigt und die Ergebnisse deutlich formuliert werden.

Eine wissenschaftliche Arbeit erfordert sachliche Sprache, klaren Aufbau und genaue Aussagen. Die Fachterminologie, die ja in konzentrierter Form bisherige Forschungsergebnisse repräsentiert, muß sicher beherrscht, Fremdwörter sollten maßvoll angewendet werden. In der Behauptung des Sicherheitsgrades der Ergebnisse sollte man zurückhaltend sein. Formen wie „wir", „scheint" „wohl" sind daher durchaus angemessen, wenn sie nicht zu häufig verwendet werden; doch braucht die Bescheidenheit nicht so weit zu gehen, daß alle lösbaren Fragen als offen hingestellt werden.

In jeder Form schriftlicher Abhandlungen sind wörtliche *Zitate* und sinngemäße Übernahmen als solche zu kennzeichen und ihre Herkunft in Anmerkungen anzugeben. Für Zitate aus lateinischen Texten empfiehlt sich Unterstreichung (bei Druckveröffentlichung Kursivdruck). Statt zu langer Zitate empfiehlt sich eine knappe Zusammenfassung des für die Argumentation Relevanten. Doch muß immer deutlich sein, auf welche Textstelle sich eine Äußerung bezieht. Daher muß die jeweilige Stelle in den Anmerkungen unmißverständlich angegeben sein.

Bei *Stellenangaben* aus griechischen Texten sind für Autor und Text Zitierweise und Abkürzungen des „Greek-English-Lexicon" von Liddell-Scott-Jones, für das Lateinische die Angaben im Index des „Thesaurus Linguae Latinae" zu verwenden. Moderne Autoren können in Großbuchstaben geschrieben werden. Wenn auf Vergleichbares hingewiesen wird, sollte der Vergleichsaspekt genannt werden. Die *Literaturhinweise* der Anmerkungen müssen bei ihrem ersten Vorkommen vollständig sein, d.h. es ist zu nennen: bei *Buchveröffentlichungen* der abgekürzte Vorname und der Zuname des Verfassers, der Titel des Buchs (gegebenenfalls auch der Band), Erscheinungsort und -jahr der betr. Auflage, die Seitenzahl (gegebenfalls in Klammern auch die Reihe, in der ein Buch erschie-

nen ist); bei *Zeitschriftenaufsätzen* der abgekürzte Vorname und der Zuname des Verfassers, der Titel des Aufsatzes, der Titel der Zeitschrift, Bandziffer, Jahrgang, Seitenziffer. Maßvolle Abkürzungen sind dabei erlaubt unter Berücksichtigung der Verständlichkeit für die voraussichtlichen Leser (vgl. Anhang).

Die gesamte *benutzte Literatur* ist am Ende der Arbeit zu nennen, und zwar in sinnvollen Gruppen, vor allem getrennt nach 1. Textausgaben und Kommentaren; 2. wissenschaftlicher Literatur, in alphabetischer Reihenfolge. Wichtige, aber nicht zugängliche Werke sollten als solche gekennzeichnet werden.

Für die *äußere Form* der Arbeit ist zu beachten: 1. Sie soll maschinengeschrieben sein (1 1/2-zeilig), wobei nur die Vorderseite des Blattes beschrieben wird, mit genügend großem (ca. 4–5 cm) Rand links; 2. Anmerkungen sollten, wenn möglich, am Fuß der gleichen Seite stehen; 3. Ein Inhaltsverzeichnis soll der Orientierung des Lesers, deutliche Gliederung des Textes in Teile, Kapitel, Abschnitte und Absätze der Lesbarkeit dienen. Überschriften im Text, die dem Inhaltsverzeichnis entsprechen, erhöhen die Übersichtlichkeit.

5.4.3. Die Klausurarbeit

Das zweite Element der meisten Abschlußprüfungen (und ebenso ein Hauptelement von Zwischenprüfungen bzw. Seminaraufnahmeprüfung sowie gelegentlich von Stipendienprüfungen) ist die schriftliche Klausurarbeit. Unter Klausurarbeit (bzw. kurz „Klausur") versteht man eine Arbeit, die innerhalb einer festgesetzten Zeit unter Aufsicht mit beschränkten Hilfsmitteln anzufertigen ist. In der Klassischen Philologie werden bei Klausuren vorzugsweise Übersetzungen verlangt, daneben auch die stichwortartige Beantwortung einzelner Fragen, selten die beschreibende, interpretierende oder argumentierende Abhandlung zu einem bestimmten Text oder einem begrenzten Thema.

In der Magisterprüfung wird die Übersetzung eines originalen Textes der Fremdsprache ins Deutsche verlangt, im Staatsexamen in der Regel eine Übersetzung aus der Fremdsprache ins Deutsche und eine weitere aus dem Deutschen in die Fremdsprache sowie die Analyse und Interpretation eines Textausschnitts nach Leitfragen. Bei der Übersetzung ins Deutsche ist weder eine künstlerische Leistung noch eine bloße Paraphrase, sondern eine möglichst präzise, dem Sinn genau entsprechende Übersetzung erwünscht, die das semantische, grammatische und sachgerechte Verständnis des fremdsprachlichen Textes sowie die Fähigkeit zeigen soll, seinen Inhalt durch sinngemäße Ausdrucksmittel der eigenen Sprache wiederzugeben. Entsprechendes gilt für die Übersetzung in die Fremdsprache, bei der der Text in der Regel antikem Gedankengut ent-

spricht; neuerdings wird vielfach die Rückübersetzung eines übersetzten Originaltexts verlangt (vgl. o. Kap. 3.4).

Die Leitfragen zur Analyse und Interpretation entsprechen in etwa den Schichten und Elementen, die in Kap. 4.2 erläutert wurden.

Als Beispiele sollen Texte genannt werden, die in den vier Jahren 1985–1988 im Rahmen des ersten Staatsexamens in Bayern als Übersetzungs- und Interpretationsklausuren gestellt waren:

1. Lateinisch-Deutsch:
Livius 31, 29, 1–12;
Ovid, Metamorphoses 10, 270–294;
Tacitus, Historiae 4, 1–2;
Fronto, ad Ver. imp.;
Silius Italicus 3, 466–495;
Cicero, Epistulae ad Atticum 14, 17 A;
Augustin, De civitate Dei 6, 6;
Columella, De re rustica 1, praef. 1–6;

2. Deutsch-Lateinisch:
Gellius 1, 23, 4–23;
Cicero, De legibus 1, 58–60;
Cicero, De officiis 1, 153–156;
Nepos, Atticus 9–10;
Livius 22, 7, 6–12;
Cicero, De officiis 2, 75–78;
Cicero, De finibus 2, 64–66;
Gellius 1, 19;

3. Latein-Interpretation:
Ovid, Tristien 3, 2;
Quintilian 1, 8, 4–10;
Cicero, Pro P. Sestio 96b–99;
Vergil, Aeneis 8, 608–642;
Lucretius 4, 1–25;
Livius 2, 40, 1–10;
Horatius, Epistulae 1, 18, 86–112;

4. Griechisch-Deutsch:
Alkidamas, De sophistis 18ff.;
Thukydides 5, 49–50;
Euripides, Kyklops 316–346;
Homer, Odysseia 9, 1–38;
Aristides Quintilianus 1, 1;
Platon, Ion 535d–536d;

Julian 422b–423b;
Isokrates, Panegyricus 43–50;

5. Deutsch-Griechisch:
Isokrates, Orationes 8, 18–21;
Isokrates ad Nic. 14–17;
Plutarch, Pericles 28d–e;
Aristoteles, Politica 1256a/b;
Platon, Leges 678–679c;
Platon, Politikos 369b–371d;
Dion Chrysostomos, Orationes 55, 7;
Prokop Anekdota 14, 16–23;

6. Griechisch-Interpretation:
Homer, Ilias 14, 103–132;
Platon, Symposion 185e–187a;
Thukydides 2, 37–39, 1;
Isokrates, Panath. 26–30;
Homer, Ilias 22, 131–166;
Homerischer Hymnos auf Aphrodite 6, 1–21;
Hesiod, Theogonia 1–8/22–34;
Gorgias, Helena 5–8.

5.4.4. Die mündliche Prüfung

Die *Gegenstände* der mündlichen Prüfungen und die genauen Anforderungen sind durch die Prüfungsordnungen für die verschiedenen Abschlußprüfungen festgelegt.

Im Bereich der Klassischen Philologie steht im Mittelpunkt einer mündlichen Prüfung in der Regel das Werk eines vom Prüfungskandidaten gewählten Autors. Aus diesem Autor wird in der Regel ein überschaubarer Textausschnitt vorgelegt, der gelesen, übersetzt, sprachlich und sachlich erläutert und in den Zusammenhang des jeweiligen Werks eingeordnet werden muß. Literarhistorische Fragen, die im Zusammenhang mit dem vorgelegten Text oder dem gewählten Autor stehen, bilden meist den zweiten Teil der Prüfung. Vielfach bewegt sich die Prüfung im Bereich einer bestimmten Gattung oder einer Epoche.

Die bevorzugte *Form* der mündlichen Prüfung ist das Gespräch, in dem der Prüfling relativ frei Fakten, Probleme und persönliche Ansichten entwickeln kann; daneben tritt die Frage-Antwort-Form zurück, bei der auf Einzelfragen ebenso knappe Antworten erwartet werden.

Die *Zeit* der mündlichen Prüfungen beträgt bei der Doktorprüfung insgesamt 90–180 Minuten, wobei das Hauptfach etwa die Hälfte bean-

sprucht; bei der Magisterprüfung in der Regel 30–60 Minuten für das Hauptfach, je 20–30 Minuten für die Nebenfächer; im Staatsexamen je nach Gewichtung der einzelnen mündlichen Prüfung 45, 30 oder 20 Minuten.

Bei der *Vorbereitung* auf eine mündliche Prüfung sind vor allem folgende Aspekte zu berücksichtigen: Man sollte, soweit man wählen kann, die *Gebiete* aussuchen, die man gründlich studiert hat und gut kennt; man sollte sich die wichtigsten *Fakten* und ihren Zusammenhang gedächtnismäßig einprägen; man sollte die wichtigen bzw. naheliegenden *Probleme* gründlich durchdenken; man sollte sich schließlich auf den *Prüfer* sowie seine Art des Prüfens und der Fragestellung einrichten. Auf der Seite des Prüfungskandidaten spielt neben den sachlichen Kenntnissen die Fähigkeit, sich zu artikulieren, eine große Rolle.

Die mündliche Prüfung ist sicher weniger „objektiv" als die schriftliche, auch ist sie in mancher Hinsicht eher von Zufällen abhängig, und es fragt sich, inwieweit sie ihren Funktionen (Diagnose des Studienerfolgs, Steuerung des Studiengangs, Auslese für qualifizierte Berufsaufgaben) wirklich gerecht zu werden vermag. Andererseits ist sie persönlicher und bietet eher die Möglichkeit, in Form eines Gesprächs auf Gebiete individueller Wahl und gründlichen Studiums einzugehen.

5.5. Berufsfelder und spezifische Berufsvorbereitung

5.5.1. Lehrer am Gymnasium (Lehrer der Sekundarstufe I/II)

Der Beruf, der von den meisten Studenten der Klassischen Philologie ausgeübt bzw. angestrebt wird, ist der des Lehrers am Gymnasium. Die Lehrerausbildung ist teils an der *Schulform* orientiert, teils richtet sie sich nach den *Schulstufen:* Die Sekundarstufe I umfaßt die 5.–10. Klasse, die Sekundarstufe II die 11.–13. Klasse. Für den Lehrer des Lateinischen und den des Griechischen ist nur ein Studium sinnvoll, das diese beiden Stufen umfaßt.

Voraussetzungen für den Lehrberuf sind das erste (wissenschaftliche) Staatsexamen, ein Vorbereitungsdienst von 18–24 Monaten (Referendariat) und, als sein Abschluß, das zweite (pädagogische) Staatsexamen.

Prognosen für die Aussichten auf eine Anstellung als Lehrer sind derzeit schwierig, da zwar nach wie vor Bedarf besteht, die verfügbaren Mittel jedoch zu gering sind, um alle erforderlichen Planstellen zu finanzieren. Die künftigen Aussichten sind in hohem Maß von den Schülerzahlen, von wirtschaftlichen Entwicklungen und von politischen Entscheidungen abhängig.

Das *Berufsbild* des Lehrers hat im Laufe der Zeit verschiedene Wandlungen erfahren. Gegenwärtig spricht man im Anschluß an Formulierun-

gen des Deutschen Bildungsrates im „Strukturplan für das Bildungswesen" von 1970 öfters von einer fünffachen Aufgabe des Lehrers: zu lehren, zu erziehen, zu beurteilen, zu beraten und zu innovieren. Lehren und Erziehen stehen sicherlich im Vordergrund.

Dabei muß der Lehrer ebenso den berechtigten Forderungen der Gesellschaft wie den wohlverstandenen Interessen der Schüler als Individuen gerecht zu werden versuchen. Das erfordert vielseitige Kenntnisse, offenen Blick für die Fragen der Zeit und die stete Bereitschaft, jüngeren Menschen nach Kräften zu helfen. Gute persönliche Konstitution, gründliche wissenschaftliche Ausbildung, didaktische Überlegung, methodisches Geschick und der Wille, sich stetig weiterzubilden, sind unabdingbar. Dabei wird es zumeist nicht gelingen, die wöchentliche Arbeitszeit auf vierzig Stunden zu beschränken. Doch wird dafür mancher Lehrer die Erfahrung machen, daß er eine sinnvolle und befriedigende Tätigkeit ausübt.

Die theoretisch-wissenschaftlich fundierte schulpraktische Ausbildung als Berufsvorbereitung für ein Lehramt ist Aufgabe des *Vorbereitungsdienstes* (Referendariat). Er dauert 18–24 Monate, schließt selbständige Unterrichtstätigkeit in begrenztem Umfang ein und ist im einzelnen durch die *Ausbildungsordnungen* geregelt.

Der Vorbereitungsdienst gliedert sich im allgemeinen in drei Abschnitte. Die Ausbildung des ersten Abschnitts vollzieht sich am *Pädagogischen Seminar* (bzw. Studienseminar) einer *Seminarschule* und umfaßt Fachsitzungen über Didaktik und Methodik der einzelnen Fächer, Schulkunde, Pädagogik, Psychologie und Gesellschaftswissenschaften, weiterhin Hörstunden, Lehrversuche und zusammenhängenden Unterricht, der die erste Lehrprobe einschließt. Der zweite Abschnitt dient vor allem der eigenen *Praxis:* An einer Schule erteilt der Referendar selbständigen Unterricht, legt dabei seine zweite Lehrprobe ab und fertigt die schriftliche Hausarbeit (über ein pädagogisches, didaktisches oder methodisches Thema) an. Im dritten Ausbildungsabschnitt, der wieder an der Seminarschule stattfindet, stehen die dritte Lehrprobe, eine Klausur in Pädagogik/Psychologie und die Vorbereitung auf die mündliche *Prüfung* im Vordergrund.

Das zweite Staatsexamen (Pädagogische Prüfung) umfaßt die drei Lehrproben, die schriftliche Hausarbeit, die Klausur und eine mündliche Prüfung. Bei der Note dieser Prüfung zählt weiterhin maßgeblich die allgemeine Beurteilung von Unterrichtsgestaltung, erzieherischem Wirken und dienstlichem Verhalten mit. Mit der zweiten Staatsprüfung wird die Befähigung zu einem Lehramt erworben. Die Anstellung richtet sich nach Bedarf, verfügbaren Planstellen und Prüfungsergebnis.

Während der beruflichen Tätigkeit ist eine regelmäßige *Fortbildung* des Lehrers erforderlich. Sie soll den Kontakt mit dem Entwicklungsstand

der Wissenschaften aufrechterhalten, und zwar mit der Fachwissenschaft und der Fachdidaktik wie mit der Erziehungswissenschaft bzw. den pädagogischen Aspekten weiterer Wissenschaften. Diese Fortbildung, institutionalisiert in Akademiekursen oder einem „Kontaktstudium", bietet zum Teil auch die Möglichkeit, noch nach dem Studium das Lehramt zu erweitern auf weitere Fächer und Stufen.

Begründungen, Ziele und Inhalte des Altsprachlichen Unterrichts haben sich im Verlauf der Zeiten gewandelt (vgl. Kap. 1.2). Dabei spielt das Griechische zum Teil eine andere Rolle als das Lateinische; innerhalb der Fächer selbst lassen sich als Hauptaspekte Sprachunterricht und Autorenlektüre unterscheiden. Da die Stellung der Alten Sprachen in der Schule Gegenstand fortwährender Diskussion ist, muß der Lehrer Ziele, Inhalte und Möglichkeiten seiner Fächer kennen und reflektieren. Die wichtigsten Aspekte des Pro und Contra zum Altsprachlichen Unterricht lassen sich in folgenden Fragen verdeutlichen:

1. Vermitteln Lateinisch bzw. Griechisch als *Sprachen* nur toten Ballast, oder dienen sie durch Kontrastierung der Bildung des Sprachbewußtseins, der Sachlichkeit und Disziplin des Denkens, analytischen und synthetischen Operationen der Auslegung von Erfahrung und Orientierung in der Wirklichkeit?

2. Vermittelt die lateinische bzw. griechische *Literatur* Inhalte, Probleme und Kunstformen, die für unsere Gegenwart bedeutungslos sind, oder solche, die Exemplarisches und Fremdes in günstiger Weise vereinen und durch Strukturen der *Analogie* für die Gegenwart von Interesse sind?

3. Wirkt die durch lateinische bzw. griechische Sprache und Literatur vermittelte *historische, kulturhistorische und anthropologische Erfahrung* fördernd für das Verständnis und die kritische Beurteilung von Erscheinungen der Gegenwart? Inwieweit sind solche Erfahrungen „zeitgemäß? Dabei hängt viel davon ab, ob „zeitgemäß" vor allem im Sinn reibungslosen Funktionierens innerhalb gegebener Systeme verstanden wird, oder ob auch Formen der Zeitkritik und des Unzeitgemäßen als sinnvoll und nötig anerkannt werden, insofern sie gegenüber der Gegenwart andere Möglichkeiten aufweisen und so die Einsicht in das Partikulare, Einseitige und Vorläufige jeder Gegenwart vermitteln, etwa bei Sprachstrukturen, Kunstformen, Denkweisen, politischen Institutionen und ethischen Normen.

4. Erfüllt die *Praxis* des Altsprachlichen Unterrichts die Ansprüche, die seine Vertreter theoretisch aufstellen?

5. Ist der Altsprachliche Unterricht pädagogisch und psychologisch *sinnvoll*, in seinem Beginn für zehn- oder zwölfjährige Kinder und in seinem Abschluß als Vorbereitung auf Studium oder Beruf? Oder ist er eine Überforderung in der einen, wertlos in der anderen Hinsicht?

Schließlich: Schafft der Altsprachliche Unterricht sprachliche und soziale Barrieren, oder fördert er in beiden Bereichen die „Chancengleichheit"?

Zu all diesen Fragen gibt es gerade in allerjüngster Zeit eine Fülle von stark divergierenden Äußerungen (vgl. das Literaturverzeichnis), die der Lehrer der Alten Sprachen z. T. kennen, mit denen er sich kritisch auseinandersetzen und die er vor sich, seinen Schülern und der Gesellschaft nach bestem Wissen beantworten sollte.

Wir stehen gegenwärtig in einer Zeit der Reform des Unterrichts in all seinen Formen und auf all seinen Stufen. Diese Reform betrifft nur zum Teil die Organisationsformen; wichtiger ist, gerade auch für den Altsprachlichen Unterricht, die Veränderung von *Inhalten und Zielen.* Sie verbindet sich – in Deutschland seit 1967 – mit dem Begriff der „Curriculum-Revision".[8] Er steht für eine grundlegende Neugestaltung der Lehrpläne derart, daß nicht mehr Inhalte in Form von Stoffen im Vordergrund stehen, sondern daß sich jede Unterrichtsplanung orientieren muß an begründeten, klar formulierten und erfüllbaren *Lernzielen:* Kenntnissen, Fähigkeiten und Verhaltensweisen. Über die Begründung dieser Lernziele gibt es unterschiedliche Ansichten: Werden sie durch Beobachtung aus dem Leben gewonnen, werden sie aus gesetzten obersten Leitzielen abgeleitet, oder werden sie in einem auf Konsens zielenden Diskussionsverfahren gewonnen, das in einer gegenläufigen Beziehung allgemeine Lernziele und fachliche Inhaltsangebote (Fachleistungen) miteinander konfrontiert? Curriculare Lehrpläne, die an Fachwissenschaft, Lebensbezug und Unterrichtspraxis orientiert sind, scheinen sich am ehesten aus dem zuletzt genannten Verfahren zu ergeben.[9]

Die in einem curricularen Lehrplan angegebenen *Lerninhalte* (Stoffe, Texte, Daten, Verfahrensweisen) müssen den Lernzielen zugeordnet sein und sie ermöglichen, fördern oder verstärken. Neben verbindlichen Lernzielen und Lerninhalten kann ein curricularer Lehrplan auch Hinweise auf mögliche *Unterrichtsverfahren* und *Lernzielkontrollen* enthalten. Damit ist ein curricularer Lehrplan Teil der konkreten Unterrichtsplanung, läßt aber dem Lehrer methodisch völlige Freiheit.

Als allgemeinste *Leitziele* für den Gymnasialunterricht werden gegenwärtig vor allem Studierfähigkeit, erweiterte wissenschaftliche Grundbildung als Orientierungsfähigkeit sowie Fähigkeit zu Selbstentscheidung in sozialer Verantwortung anerkannt. Unter diesen Voraussetzungen sind die Versuche entstanden, die Zielsetzung der einzelnen Fächer auf Grundkurs- und Leistungskursniveau für die Kollegstufe des Gymnasiums zu formulieren. Sie lauten beispielsweise in Bayern:

GRIECHISCH

Der Griechischunterricht der Kollegstufe will

– durch die Lektüre griechischer Texte im Original, an deren engerer

Auswahl die Kollegiaten beteiligt werden, die schon erworbenen Griechischkenntnisse festigen und die Fähigkeit zur Sprach- und Textbetrachtung vertiefen;
- durch die Auseinandersetzung mit den in der griechischen Literatur dargestellten Denkmodellen (in Philosophie, Geschichtsschreibung und Dichtung) einen Beitrag zur Persönlichkeitsbildung leisten,
- durch die Erschließung der europäischen Kultur von ihren Anfängen her dem Kollegiaten zu einer wertenden Orientierung in der Gegenwart verhelfen;
- durch Bekanntmachen mit Stoffen, Begriffen und Problemstellungen, die seit der griechischen Antike in Literatur und Wissenschaft von Bedeutung sind, die allgemeine Studierfähigkeit entwickeln.

Grundkurs
Halbjahres-Themen:
- Hellas – Leben, Kunst, Kultur
- Philosophische Grundfragen (Erkenntnistheorie, Ethik)
- Ursprünge der europäischen Dichtung (Epos, Lyrik, Drama)
- Die Entwicklung der attischen Demokratie (Aristoteles, Staat der Athener; Platon)

Der Kollegiat wird durch die Lektüre ausgewählter griechischer Texte an einigen Schwerpunkten mit den Anfängen der europäischen Geistesgeschichte vertraut gemacht. Zugleich übt er sprach- und literaturwissenschaftliche sowie philosophische Methoden.

Leistungskurs
Halbjahres-Themen:
- Das Erwachen des kritischen Bewußtseins bei den Griechen
- Der radikale Denkansatz der griechischen Sophistik und seine ethisch-politischen Konsequenzen
- Individuum und politische Ordnung – die Funktion des einzelnen innerhalb der griechischen Polis
- Griechische Staatstheorie.

Der Kollegiat dringt an entscheidenden Punkten der griechischen Geistesgeschichte in wissenschaftliche, philosophische und menschliche Problemstellungen ein. Er setzt sich mit bis in die Gegenwart wirkenden sozialethischen Wertvorstellungen und staatstheoretischen Entwürfen der Griechen auseinander. Dies erweitert seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung und Selbstentscheidung in aktuellen und grundsätzlichen Fragen. Zugleich lernt er, selbständig und in Gruppenarbeit wissenschaftliche Methoden der Texterschließung anzuwenden und auf verwandte Aufgaben zu übertragen.

LATEIN

Der Lateinunterricht hat folgende Richtziele:
1. Kenntnis der lateinischen Sprache
2. Fähigkeit zur Sprach- und Textreflexion
3. Einblick in die lateinische Literatur und in ihre Wirkungsgeschichte
4. Allgemeine Studierfähigkeit

Grundkurs
Halbjahres-Themen:
– Der Mensch in Staat und Gesellschaft (politisches Denken der Römer)
– Liebe, Lob und Lästerung (Satire, Parodie)
– Philosophie bei den Römern
– Juristisches Denken (Römisches Recht).

Leistungskurs:
Römische Kultur und ihr Fortwirken in Europa

Halbjahres-Themen:
– Satire und Lyrik
– Rede und Recht
– Staatslehre und Geschichtsdeutung
– Philosophie und Lebenspraxis

Im Leistungskurs Latein begegnet der Schüler der Gedanken- und Gefühlswelt der Antike; er soll sie in wesentlichen Ausschnitten erfassen und möglichst selbständig dazu Stellung nehmen. So wird sein historisches Verständnis gefordert und seine Urteilskraft in Grundfragen menschlicher Lebensgestaltung gefördert. An literarisch wertvollen Texten und Werken wird das Formempfinden geschult und das Verständnis für sprachlich-literarischen Formwillen vertieft. Der gewissenhaft reflektierende Umgang mit der lateinischen Sprache entwickelt das Sprach- und Denkvermögen und fördert die Fähigkeit zur Interpretation. Die Erfahrung des weitreichenden Einflusses der antiken Kultur trägt zur Erkenntnis historischer Kontinuität bei.

Der Leistungskurs Latein will für Literatur, Geistes- und Kulturgeschichte sowie für Sprachbetrachtung Interesse wecken und die Bereitschaft dafür entwickeln, den eigenen Standpunkt auch in der Auseinandersetzung mit der Antike zu bestimmen. Das Bemühen um das Verständnis geistesgeschichtlicher Zusammenhänge soll zur Wertschätzung des gemeinsamen europäischen Kulturerbes führen. . . .

Es ist hier nicht der Ort, auf weitere Einzelheiten der Didaktik, Methodik, Organisation und Praxis des Altsprachlichen Unterrichts einzugehen. Es sei dafür auf die im Literaturverzeichnis genannten Veröffentli-

chungen hingewiesen, die auf die wichtigsten Problembereiche eingehen oder weiterführende Literatur nennen.

5.5.2. Weitere Berufe

Für alle anderen Berufe – mit Ausnahme des Hochschullehrers – ist ein Studium des Griechischen oder Lateinischen nicht notwendige, wohl aber *sinnvolle Voraussetzung*, freilich vor allem dann, wenn daneben, je nach Beruf, eine der neueren Philologien, neuere deutsche Literaturwissenschaft, neuere Geschichte, Sprachwissenschaft, Pädagogik oder eine andere vom Gegenstand her in der Moderne angesiedelte Wissenschaft studiert wurde. Abgesehen davon, daß nicht alle Studenten der Klassischen Philologie Lehrer werden wollen, ist die Information über weitere Berufsmöglichkeiten umso nötiger in einer Zeit, in der die Schule nicht mehr jedem Hochschulabsolventen eine Stelle als Lehrer bieten kann. Andererseits setzt sich auch in Deutschland die etwa in Amerika längst gültige Ansicht durch, daß ein erfolgreiches Studium der Klassischen Philologie auch für andere Berufsaufgaben als die des Lehrers qualifiziert.

Gute Informationen über die für Philologen möglichen Berufe außerhalb der Schule enthält das von D. Pinkerneil herausgegebene Buch „Alternativen; Berufsaussichten des Geisteswissenschaftlers außerhalb der Schule", Kronberg, Taunus (Scriptor Verlag) 1973. Hier werden die Berufe des Journalisten und Redakteurs bei Zeitung, Rundfunk und Fernsehen, des Verlagslektors, des freien (wissenschaftlichen) Schriftstellers, des am Theater Tätigen, des Hochschullehrers, des Bibliothekars, des Kunsthistorikers am Museum, des Archivars, des Angehörigen des Diplomatischen Dienstes, des Dozenten am Goethe-Institut, des Fachmanns für Public Relations, des Dozenten in der Erwachsenenbildung und des Lektors für deutsche Sprache an ausländischen Universitäten kompetent und mit nützlichen praktischen Hinweisen behandelt. Weiterhin sei auf die „Blätter für Berufskunde" (vgl. Literaturverzeichnis) sowie auf die Auskünfte der Zentralstelle für Arbeit in Frankfurt hingewiesen.

Auf zwei dieser Berufe sei in Kürze etwas näher eingegangen, den des Hochschullehrers und den des wissenschaftlichen Bibliothekars.

Der Beruf des *Hochschullehrers* ist heute nicht mehr allein auf die sogenannte „wissenschaftliche Laufbahn" beschränkt. Diese Laufbahn besteht in der Regel aus den Stufen Wissenschaftlicher Assistent – Universitätsdozent – Hochschulprofessor. Die Aufgabe der in diesen Berufen Tätigen ist wissenschaftliche Forschung und Lehre an der Hochschule für Klassische Philologen auf den Gebieten, die im zweiten, dritten und vierten Teil dieses Buches besprochen sind. Der Begriff „Laufbahn" ist

auf die Tätigkeit in diesen Berufen nur bedingt anwendbar; die Tätigkeit als Dozent setzt in der Regel die Habilitation, die als Professor die Berufung voraus. Beides ist von wissenschaftlichen Leistungen, vor allem auf dem Gebiet der Forschung, und dem Urteil habilitierter Hochschullehrer über diese Leistungen abhängig.

Entsprechend den vermehrten Lehraufgaben der Universität gibt es in neuerer Zeit zunehmend auch in der Universität Tätigkeiten mit dem Schwerpunkt auf der Lehre. Die Lehrkapazitäten der Universität wurden seit etwa 1960 gerade in den Fächern, in denen Lehrer ausgebildet werden, infolge der steigenden Studentenzahlen stark erweitert, und zwar vor allem im sog. „Mittelbau". Abgesehen von Unterschieden nach Tätigkeitsmerkmalen und Aufgaben von Fach zu Fach, Universität zu Universität und Bundesland zu Bundesland läßt sich feststellen, daß neuerdings die Laufbahn des Höheren Dienstes an der Universität Eingang gefunden hat. Die schwerpunktmäßig mit der Lehre Betrauten sind hier nun vielfach als Akademischer Rat, Oberrat und Direktor tätig.

Tätigkeiten, Möglichkeiten, Bedarf, Stellen und Bezahlung der an der Hochschule tätigen klassischen Philologen hängen von mehreren Faktoren ab, die sich zum Teil auch gegenseitig bedingen: Von der persönlichen Leistung, von der Entwicklung der Klassischen Philologie als Wissenschaft in Beziehung zur Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Altertumswissenschaft, von den Lehraufgaben und Lehrformen an der Universität, von den Studentenzahlen, von der Stellung des Griechischen und des Lateinischen als Schulfächer, von der allgemeinen Personalstruktur und schließlich den Organisationsformen an den Hochschulen. Gegenwärtig besteht in Deutschland in der Klassischen Philologie ein Überhang an habilitierten Dozenten im Vergleich zu Professorenstellen und Studentenzahlen. „Die Nachwuchssituation ist reziprok proportional zu dem Bedarf".[10]

Neben der Verbindung von Forschung und Lehre an der Hochschule gibt es im Bereich wissenschaftlicher Tätigkeit in beschränktem Umfang die Möglichkeit, ausschließlich als *Forscher* an bestimmten Instituten oder im Rahmen bestimmter Forschungsprojekte tätig zu werden. Beispiele solcher Einrichtungen reiner Forschung sind etwa das Institut für Papyrusforschung und antike Rechtsgeschichte der Philipps-Universität Marburg; Archiv und Redaktion des „Thesaurus Linguae Latinae" bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München; die Arbeitsstätte des „Thesaurus Linguae Graecae" in Hamburg; das Franz-Joseph-Dölger-Institut zur Erforschung der Spätantike an der Universität Bonn. Anschriften solcher Institute finden sich im „Vademecum deutscher Forschungsstätten", das in Abständen von einigen Jahren jeweils in Neuauflage erscheint. Über Arbeitsvorhaben informieren Fachzeitschriften, etwa der „Gnomon".

Die *Bibliothekare im höheren Dienst* nehmen insofern eine gewisse Sonderstellung ein, als von ihnen herkömmlicherweise als Voraussetzung der speziellen Berufsvorbereitung im Vorbereitungsdienst ein *zweifacher Hochschulabschluß* gefordert wird, und zwar erstes Staatsexamen (oder Magisterexamen) und Promotion. „Die Aufgaben des Bibliothekars des höheren Dienstes an wissenschaftlichen Bibliotheken leiten sich aus den Funktionen her, die die Bibliotheken in der heutigen Gesellschaft als Informationszentren erfüllen. Sie bestehen daher zunächst aus dem Sammeln und Erschließen von Informationsträgern aller Art. Das sind Bücher und Zeitschriften und in zunehmendem Maße auch technische (audiovisuelle) Medien. Eine weitere Aufgabe ist, die Informationen an den Benutzer zu vermitteln. Der Bibliothekar des höheren Dienstes wählt aufgrund seiner Fachkenntnisse aus der Flut der Neuerscheinungen die Informationsträger aus, die nach der jeweiligen Aufgabenstellung seiner Bibliothek für eine Anschaffung in Betracht kommen. Er erschließt sie unter Berücksichtigung des Informationsbedarfs der Bibliotheksbenutzer und sorgt für eine sachgerechte Informationsvermittlung".[11]

Diese Aufgaben erfüllt der Bibliothekar an größeren *Bibliotheken* mit (auch) wissenschaftlichem Charakter: den Staatsbibliotheken (Bayerische Staatsbibliothek München, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Deutsche Bibliothek in Frankfurt am Main), den Landesbibliotheken, den Wissenschaftlichen Stadtbibliotheken, den Hochschulbibliotheken, an Spezialbibliotheken oder an sogenannten Zentralen Einrichtungen wie Zentralen Fachbibliotheken oder Hochschulbibliothekszentren.

Die spezielle Ausbildung des Bibliothekars im höheren Dienst erfolgt im zweijährigen *Vorbereitungsdienst.* Sie teilt sich in ein Jahr überwiegend praktischer und ein Jahr überwiegend theoretischer Ausbildung. Das praktische Jahr – in der Regel das erste Ausbildungsjahr – wird an einer der ca. 50 Ausbildungsbibliotheken abgeleistet; das theoretische Jahr verbringt der Referendar an einer der drei zentralen Ausbildungsbibliotheken: Bayerische Bibliotheksschule München bei der Bayerischen Staatsbibliothek München; Bibliotheksschule Frankfurt am Main; Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen, Köln. Am Ende der zweijährigen Ausbildung findet die Anstellungsprüfung für den höheren Bibliotheksdienst statt. Die Prüfungszeugnisse haben im ganzen Bundesgebiet Gültigkeit. Genauere Informationen werden mündlich oder durch Merkblätter bei allen Ausbildungsbibliotheken erteilt. Sie sind aufgezählt in dem Artikel „Bibliothekar" der „Blätter zur Berufskunde" (vgl. Literaturverzeichnis), das auch alle sonstigen wichtigen Informationen enthält.

Der Nachwuchsbedarf für wissenschaftliche Bibliothekare, und dementsprechend die Planstellen für Bibliotheksreferendare, sind begrenzt.

Die Zahl von etwa 70 pro Jahr angenommenen Bewerbern wurde nach dem „Bibliotheksplan 1973" deutlich angehoben. Wegen der zahlreichen Bewerbungen von Absolventen der Philosophischen Fakultät bzw. entsprechender Fachbereiche sind die Chancen für Philologen beschränkt. Bei breiter Studienbasis, gutem Examen und Absolvierung des Vorbereitungsdienstes bestehen gewisse Aussichten, wenn auch kein Anrecht auf eine Anstellung.

5.5.3. Anschriften der wichtigsten Fachverbände

Deutscher Altphilologenverband:

OStD Kurt Selle
Rostocker Straße 32
3300 Braunschweig

Der Deutsche Altphilologenverband (DAV) ist die Vereinigung der als Lehrer tätigen Klassischen Philologen. Als Veröffentlichungsorgan erscheint:
Mitteilungsblatt des DAV, herausgeg. von R. Nickel, Max-Planck-Gymnasium, Theaterplatz 10, 3400 Göttingen (jährlich 4 Hefte), 1958ff., jetzt Bamberg (Buchners-Verlag).

Mommsen-Gesellschaft:
Verband der deutschen Forscher auf dem Gebiet des griechisch-römischen Altertums. Derzeitige Anschrift:

Prof. Dr. Dr. Manfred Clauss
Freie Universität Berlin
Fachbereich Geschichtswissenschaften – Seminar für Alte Geschichte
Habelschwerter Allee 45
1000 Berlin 33

Die Mommsen-Gesellschaft hat derzeit über 300 Mitglieder. Sie veranstaltet alle zwei Jahre eine Tagung. Sie ist Mitglied der Fédération Internationale des Associations d' Études Classiques (FIEC), die alle fünf Jahre Tagungen veranstaltet, auf denen sich Altertumswissenschaftler der ganzen Welt treffen.

6. Hinweise zur wissenschaftlichen Literatur

6.1. Bibliographie und Bibliothek

Der Ermittlung der wissenschaftlichen Literatur dienen Fach-*Bibliographien*, d.h. Zusammenstellungen der Titel von Büchern und anderen Veröffentlichungen. Bibliographien gelten teils bestimmten Zeiträumen, teils bestimmten Fachgebieten. Die reine Bibliographie bietet nur Titel, die räsonierende auch Informationen und Urteile über den Inhalt der angezeigten Veröffentlichungen.

Wenn man einschlägige wissenschaftliche Literatur vollständig sammeln will, so helfen vor allem die Bibliographien, die die Literatur eines bestimmten Zeitraums erfassen:

J. A. Fabricius, Bibliotheca Latina, 2. Aufl. v. J. A. Ernesti, 3 Bände, Leipzig 1773–1774 [für Veröffentlichungen bis ca. 1700]

G. Ch Harles, Bibliotheca Graeca, 13 Bände, Hamburg [4]1790–1838 [bis ca. 1700]

F. L. A. Schweiger, Handbuch der klassischen Bibliographie, 2 Bde., Leipzig 1830–1834 (Nachdruck Amsterdam 1962) [bis etwa 1820]

W. Engelmann-E. Preuß, Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum, Leipzig [8]1880–1882 (Nachdruck Hildesheim 1959) [für 1700–1878]

R. Klußmann, Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum, 2 Bde., Leipzig 1909–1913 (Nachdruck Hildesheim 1961) [für 1878–1896]

S. Lambrino, Bibliographie de L'antiquité classique 1896–1914, Bd. I: Auteurs et Textes, Paris 1951

J. Marouzeau, Dix années de bibliographie classique, 1914–1924, 2 Bde., Paris 1927–1928.

Seit 1924 wird die gesamte Literatur, die auf dem Gebiet der Klassischen Philologie und darüber hinaus der Altertumswissenschaft erscheint, in der Jahresbibliographie *„L'année philologique"* verzeichnet, die das wichtigste bibliographische Arbeitsinstrument des Klassischen Philologen ist:

L'année philologique, Bibliographie critique et analytique de l'antiquité gréco-latine, begründet von J. Marouzeau, jetzt hrsg. von J. Ernst, 1924ff.

Die Jahresbände werden nach dem *Berichtsjahr* zitiert, auch wenn sie gegenwärtig erst im zweiten Jahr danach erscheinen. Das Werk verzeichnet zu den selbständigen Publikationen auch Jahr für Jahr die jeweils erscheinenden Rezensionen; für die nicht selbständig erscheinenden Veröffentlichungen bietet es kurze Inhaltsangaben in französischer oder englischer Sprache. Man muß den Aufbau dieser Bibliographie kennen oder sich im Inhaltsverzeichnis darüber informieren, um die gesuchten Veröffentlichungen auch unter benachbarten oder allgemeineren Abteilungen ausfindig zu machen. Soweit man nach Veröffentlichungen eines bestimmten Verfassers sucht, hilft der Namensindex am Ende jedes Bandes.

Der Zeitraum zwischen Erscheinen und Anzeige in „L'année philologique" kann weitgehend überbrückt werden durch die viermal jährlich erscheinende bibliographische Beilage des „*Gnomon*", die die bis jeweils etwa vor einem halben Jahr erschienene Literatur verzeichnet, allerdings weniger vollständig als „L'année philologique".

Über die allerneueste Literatur informiert man sich am besten im Buchhandel, der über Verzeichnisse der Neuerscheinungen verfügt, und in Zeitschriftensälen der Universitäts-, Fachbereichs- oder Institutsbibliotheken.

Für viele praktische Aufgaben genügt eine abgekürzte Literatursammlung. Dafür stehen als Hilfsmittel Auswahlbibliographien der verschiedensten Art bereit; meistens erstrecken sie sich über einen längeren Zeitraum, beschränken sich aber auf ein bestimmtes Sachgebiet. Sie können als Bücher selbständig, als Anhänge oder Teile von Buchveröffentlichungen oder als Beiträge in Zeitschriften erscheinen.

Selbständig erschienene Auswahlbibliographien allgemeineren Inhalts:

Catalogus dissertationum Philologicarum classicarum, ed. II u. III, Leipzig 1910–1937 (Nachdruck New York 1963)

Articles on antiquity in *Festschriften*, An index compiled by D. Rounds, Cambridge/Mass. 1962

N. I. Herescu, Bibliographie de la littérature Latine, Paris 1943 [bes. zu lateinischen Autoren]

J. Cousin, Bibliographie de la langue latine 1880–1948, Paris 1951 [zur lat. Sprache]

J. A. Nairn, Classical handlist, ed. by. B. H. Blackwell, Oxford ³1953 (Nachdruck 1960) [praktische Literaturzusammenstellung zu Autoren und Sachgebieten]

J. von Ooteghem, Bibliotheca Graeca et Latina, Namur ²1946; dazu Supplement, Namur 1961 [bes. zu den Schulautoren]

V. Pöschl-H. Gärtner-W. Heyke, Bibliographie zur antiken Bildersprache, Heidelberg 1964

Bibliographien in Literaturgeschichten
Unter den Auswahlbibliographien sind vor allem zu Autoren, Epochen oder Gattungen die Literaturzusammenstellungen in den Geschichten der griechischen und der römischen Literatur wichtig, insbesondere in den Literaturgeschichten innerhalb des „Handbuchs der Altertumswissenschaft" (*W. Schmid* für die griechische, *Schanz-Hosius* für die lateinische Literatur, die für ihre Entstehungszeit gute Zusammenfassungen des Wichtigen bieten), sowie innerhalb des „Neuen Handbuchs der Literaturwissenschaft" (Bd. II: Griechische Literatur, hrsg. von *E. Vogt;* Bd. III: Römische Literatur, hrsg. von *M. Fuhrmann* [auf aktuellem Stand und besonders für die Gattungen wichtig], weiterhin für das Griechische *A. Leskys* Literaturgeschichte (³1971), für das Lateinische der bibliographische Anhang von *H. Fuchs* mit Nachträgen von *B. Doer* in der sechsten Auflage von *E. Norden,* Die römische Literatur, Leipzig 1961. Aber auch andere Literaturgeschichten bieten Literaturangaben (vgl. u. die bibliographischen Hinweise zu Kapitel 4.4).

Bibliographien in Reallexika und Sachwörterbüchern
Im Anschluß an ihre Artikel bringen die großen Reallexika Literaturhinweise. Wichtig sind vor allem die „Realenzyklopädie" (RE), das „Reallexikon für Antike und Christentum" (RAC), der „Kleine Pauly" (Neubearbeitung in verkürzter Form der RE) und das „Lexikon der Alten Welt" (LAW; vgl. die bibliographischen Hinweise zu Kap. 4.5).

Manche *Monographien* enthalten für ihren Gegenstand ausführliche Literaturverzeichnisse (Beispiel: *J. Cousin,* Études sur Quintilien, Paris 1936), ebenso manche Textausgaben, z.B. die neueren in der Serie „Bibliotheca Teubneriana".

Forschungsberichte und Literaturberichte
Forschungsberichte nennen nicht nur Titel, sondern bieten Inhaltsreferate und z.T. kritische Urteile über bestimmte Gebiete. Sie erscheinen gelegentlich als Einzelveröffentlichungen, häufiger im Rahmen von Reihen oder in Zeitschriften. Die wichtigsten sind folgende:

Bursians Jahresberichte über die Fortschritte der classischen Altertumswissenschaft, 285 Bände, 1873–1955 [praktisch 1943 abgebrochen, danach nur Band 285, 1944/55]

Lustrum, Internationale Forschungsberichte aus dem Bereich des klass. Altertums, 1956ff. [als Fortsetzung des Bursian gedacht, aber die einzelnen Artikel in größeren Abständen und umfangreicher]

Anzeiger für die Altertumswissenschaft, 1948ff. [jedes Heft mit Forschungsberichten; seit 1981 auch mit „Didaktischen Informationen"]

Knappere Überblicke über die Forschung bieten folgende Veröffentlichungen:

H. Fuchs, Rückschau und Ausblick im Arbeitsbereich der lateinischen Philologie, Museum Helveticum 4, 1947, 147–198

K. Büchner-J. B. Hofmann, Lateinische Literatur und Sprache in der Forschung seit 1937, Bern 1951

M. Platnauer (Hrsg.), Fifty years of classical scholarship, Oxford 1954; 2. Auflage unter dem Titel: Fifty years (and twelve) of classical scholarship, Oxford 1968

Für *Lehrer* wichtig sind die Literaturberichte in folgenden Zeitschriften:

Gymnasium (gelegentliche Forschungsberichte)

Anregung (für Latein und Griechisch Literaturberichte in regelmäßigen Abständen (alle zwei Jahre)

The Classical World (häufig „Bibliographical Surveys")

Ianus (regelmäßige Buchbesprechungen)

Mitteilungsblatt des DAV (mit Zeitschriftenschau und Buchbesprechungen)

Bibliotheken

Wer studiert, wissenschaftlich arbeitet oder Unterricht vorbereitet, ist auf Bücher aus Bibliotheken angewiesen.

Die wichtigsten Texte, Kommentare, Lexika, Grammatiken, Monographien und Nachschlagewerke sollte man sich nach Möglichkeit selbst anschaffen und in einer kleinen *Handbibliothek* sammeln. Daneben wird man jedoch immer auf die öffentlichen Bibliotheken angewiesen sein. Die wichtigsten davon sind die *Institutsbibliothek* des Seminars (Instituts) für Klassische Philologie, Institutsbibliotheken der Nachbarfächer (Alte Geschichte, Sprachwissenschaft u. a.), Studenten- oder Lehrerbücherei, Universitätsbibliothek, u. U. Stadt- oder Staatsbibliothek.

Die Institutsbibliothek ist in der Regel eine *Präsenzbibliothek*, d. h. die Bücher und Zeitschriften werden an Ort und Stelle benützt, sind aber frei zugänglich, oft auch kurzfristig ausleihbar. Die Institutsbibliothek enthält alle Texte und Kommentare, Lexika und Grammatiken, Handbücher und Sachwörterbücher des Fachgebiets, weiterhin alle wichtigen Monographien, Sammelwerke und wissenschaftlichen Zeitschriften. Die Institutsbibliothek ist in jedem Fall durch einen Autorenkatalog, oft auch durch einen Schlagwortkatalog erschlossen. Sie bietet in unmittelbarer Nähe der Bücherregale Arbeitsplätze. Über die Bibliotheksbestände und die Bibliotheksordnung sollte man sich frühzeitig durch Führungen und schriftliches Informationsmaterial unterrichten.

Die Universitätsbibliothek (ähnlich auch Stadt- und Staatsbibliotheken) dienen in erster Linie dem *Leihverkehr*. Sie leihen Bücher zur Benutzung nach Hause aus, was in der Regel einen Bestellungsprozeß von einem Tag erfordert. In dringenden Fällen erhält man bei der *Sofortleihe* greifbare Bücher innerhalb einer Viertelstunde. Von diesen Bibliotheken werden auch schwerer greifbare Bücher durch die *Fernleihe* von auswärts besorgt, wofür man etwa 14 Tage in Anschlag bringen muß.

Neben der Ausleihe besteht an den großen Bibliotheken auch die Möglichkeit, in *Lesesälen* zu arbeiten, deren Bücherbestand als Präsenzbibliothek zur Verfügung steht. Weitere kann man für den Lesesaal bestellen, auch mitgebrachte benutzen. Manche Bibliotheken erledigen für den Lesesaal Sofortbestellungen. Neben dem allgemeinen Lesesaal gibt es bei den großen Bibliotheken spezielle Lesesäle für bestimmte Fachgebiete, für Handschriften und für Zeitschriften. Hier können Fach-Sammlungen, Handschriften und die neuesten Zeitschriften benutzt werden. Die großen Bibliotheken sind in der Regel durch mehrere Kataloge erschlossen: einen Verfasserkatalog, einen Schlagwortkatalog und einen systematischen Katalog.

Bei den Bibliotheken kann man zumeist auch spezielle *Auskünfte* in bibliographischen Fragen erhalten, z.T. mündlich, z.T. durch die Benutzung umfassender Bibliographien und Nachschlagewerke. Heute sind den großen Bibliotheken vielfach *Studentenbüchereien* oder *Lehrbuchsammlungen* angeschlossen. Hier sind den praktischen Bedürfnissen der Benutzer entsprechend alle wichtigen Lehr- und Lesewerke sowie Texte mehrfach vorhanden und leichter zu bekommen als bei der Hauptabteilung, die die meisten Bücher nur in einem Exemplar besitzt.

Neuerdings sind den meisten Bibliotheken auch *Photokopierstellen* angeschlossen, wo wichtige Literatur für wissenschaftliche und unterrichtliche Zwecke photokopiert werden kann.

Auch bei den großen Bibliotheken empfiehlt sich eine frühzeitige Orientierung über Bücherbestand, Benutzungs- und Arbeitsmöglichkeiten sowie Ausleihbedingungen. Führungen werden überall angeboten, Merkblätter und Benutzungsanleitungen sind erhältlich.

Seit einiger Zeit bestehen vielfach neben oder statt Institutsbibliotheken und Universitätsbibliotheken an den Hochschulen sog. *Zentralbibliotheken*, z.B. Fachbereichsbibliotheken, die sowohl nach Umfang als auch nach Benutzungsmöglichkeiten eine Mittelstellung zwischen den genannten Formen einnehmen, oft deren Vorteile verbinden, so daß sie häufig als Präsenz- und Ausleihbibliotheken zugleich benutzbar sind und die Literatur der Nachbarfächer in Reichweite bereithalten.

6.2. Ausgewählte Literaturhinweise

1. Klassische Philologie: Begriff, Geschichte, Situation

1.1. Begriff der Klassischen Philologie

A. Böckh, Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften, hrg. von E. Bratuscheck, Leipzig ²1886 (Nachdruck des 1. Teils, Darmstadt 1966), 3–33 [„Die Idee der Philologie, ihr Begriff, Umfang und höchster Zweck"]

W. Jaeger, Philologie und Historie, Antrittsvorlesung Basel 1914, in: Humanismus, Darmstadt 1970 (Wege der Forschung 17), 1–17 [Abgrenzung Philologie – Geschichte]

R. Pfeiffer, Philologia Perennis, München 1961 [Kontinuität der Philologie]

W. Jaeger (Hrsg.), Das Problem des Klassischen und die Antike, Leipzig ¹1931, Nachdruck Darmstadt 1961 [Vorträge der Fachtagung Naumburg 1930]

K. Reinhardt, Die klassische Philologie und das Klassische, Vortrag 1941, in: Vermächtnis der Antike, Göttingen ²1966 = *H. O. Burger* (Hrsg.): Begriffsbestimmung der Klassik und des Klassischen, Darmstadt 1972 (Wege der Forschung 210), 66–97.

E. R. Curtius, Klassik, in: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern ¹⁰1984, 253–276 = *H. O. Burger* (Hrsg.): Begriffsbestimmung der Klassik ..., 17–33. [zur Rolle von „Klassikern" bei der Bildung des Lektürekanons]

M. Fuhrmann-H. Tränkle, Wie klassisch ist die klassische Antike? Zürich und Stuttgart 1970 (Schriften zur Zeit 35) [gegenwärtige Situation der Philologie]

E. Schmalzriedt, Inhumane Klassik, München 1971 [das „Klassische" als mehrfach historisch bedingtes Rezeptionsphänomen; vgl. dazu *W. Marg*, in: Gymnasium 1972, 377–380; *Schmalzriedt*, in: Gymnasium 1973, 457–460]

Th. Gelzer, Klassik und Klassizismus, in: Gymnasium 1975, 147–173

E. Vogt, Der Begriff der Klassik in der Klassischen Philologie (Résumé), in: Klassische Antike und Gegenwart, Dialog Schule-Wissenschaft 19, 1985, 85–88

R. Warning, Zur Hermeneutik des Klassischen, in: R. Bockholdt (Hrsg.), Über das Klassische, Frankfurt 1987, 77–100

1.2. Geschichte der Klassischen Philologie

W. Pökel, Philologisches Schriftstellerlexikon, Leipzig 1882 (Nachdruck 1966)

C. Bursian, Geschichte der Klassischen Philologie, München 1882/83

J. E. Sandys, A History of Classical Scholarship, 3 Bde., Cambridge ¹·²1906–1908

U. von Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie, Leipzig 1921 (Nachdruck 1959) [kurzer Abriß aus altertumswissenschaftlicher Sicht]

A. Hentschke-U. Muhlack, Einführung in die Geschichte der klassischen Philologie, Darmstadt 1972 [Stellung der Philologie im Verhältnis zu Tendenzen der jeweiligen Zeit und Wissenschaft, bes. der Geschichtswissenschaft]

R. Pfeiffer, Geschichte der Klassischen Philologie von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus, dt. München 1978.

R. Pfeiffer, Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen, dt. München 1982.

W. den Boer, K. J. Dover u. a., Les études classiques aux XIXe et XXe siècles: leur place dans l'histoire des Idées, Vandœuvre-Genève 1980 (Entretiens Fondation Hardt 26)
K. von Fritz, Die neue Interpretationsmethode in der Klassischen Philologie, Neue Jahrbücher 1932, 337–354 und: Rezension der Acta Congressus Madvigiani II (= Grundprobleme der Geschichte der antiken Wissenschaft, Berlin 1971, 509–544) [zur Situation um 1930 bzw. 1950; Nähe und Fremdheit der Antike]
W. M. Calder III/H. Flashar/Th. Lindken (Hrsg.), Wilamowitz nach 50 Jahren, Darmstadt 1985
H. Fuchs, Ruckschau und Ausblick im Arbeitsbereich der lateinischen Philologie, Museum Helveticum 1947, 147–198 [zur Arbeit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts]
H. J. Mette, Nekrolog einer Epoche: H. Usener und seine Schule. Ein wirkungsgeschichtlicher Rückblick auf die Jahre 1856–1979. In: Lustrum 22, 1979–80, 5–106.
C. J. Classen (Hrsg.), Die klassische Altertumswissenschaft an der Universität Göttingen. Göttingen 1988 (Göttinger Univ. Schriften A 14)
F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, Berlin-Leipzig ³1921
E. Lefèvre, Geschichte der humanistischen Bildung, in: Die Erziehung und Bildung des Menschen, Ludwigshafen 1979 (Württemb. Verein der Freunde des hum. Gymnasiums).
H. Cancik-R. Nickel (Hrsg.): Zur Geschichte der Klassischen Philologie und des altsprachlichen Unterrichts I, II, III (= AU 25, 3, 1982; 27, 4, 1984; 30, 3, 1987)
M. Landfester, Humanismus und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Darmstadt 1988.

1.3. Gegenwärtige Situation der Klassischen Philologie

W. Schadewaldt, Die gegenwärtige Situation der Klassischen Philologie, Rundfunkvortrag 1955 (= Hellas und Hesperien, Zürich ²1970, II 589–598)
B. Snell, Die alten Griechen und wir, Gottingen 1962
U. Hölscher, Die Chance des Unbehagens, Göttingen 1965 (darin: 3. Selbstgespräch über den Humanismus) [Antike als „das nächste Fremde"]
M. Fuhrmann, Die Antike und ihre Vermittler, Konstanz 1969 [vgl. W. Schmid, Gnomon 1970, 507ff.]
W. Jens, Antiquierte Antike?, Münsterdorf 1972
R. Kannicht, Philologia perennis? In: *R. Nickel* (Hrsg.), Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts (s. u. 5.5.1) 353–385.
E. Heitsch, Klassische Philologie zwischen Anpassung und Widerspruch, Gymnasium 1974, 369ff.
H. J. Krämer, Zur Ortsbestimmung der historischen Wissenschaften, in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 5, 1974, 74–93
M. Fuhrmann, Alte Sprachen in der Krise? Stuttgart 1976
K. Stierle, Klassische Literatur, moderne Literaturwissenschaft und die Rolle der Klassischen Philologie, Gymnasium 85, 1978, 285ff.
R. Bubner u. a. (Hrsg.), Aktualität der Antike, Göttingen 1979 (8 Beitrage von J. Bollack u. a.)
A. B. Neschke, Noch einmal: Klassische Philologie und Geschichte, Gymnasium 88, 1981, 409–429.
E. Heitsch, Klassische Philologie und Philologen, Gymnasium 93, 1986, 417–434.

2. Der Wortlaut der Texte

2.1. Die Handschriften

2.1.1. Ermittlung und Beschaffung des Materials

W. Weinberger, Wegweiser durch die Sammlungen altphilologischer Handschriften, Sitz. Berlin-Wien 1930

E. C. Richardson, A list of printed cataloges of manuscript books, New York 1933 (A union world catalogue of manuscript books, Band 2)

L. Bieler, Les catalogues de manuscripts, Ier supplement aux listes de Weinberger et Richardson. In: Scriptorium III 1948, 303–327

M. Richard, Répertoire des bibliothèques et des catalogues des manuscrits grecs, Paris ²1958 [Fachgebiete/Länder/Orte]. Supplément I (1958–1963), Paris 1964

P. O. Kristeller, Latin manuscript books before 1600. A list of the printed and unpublished inventories of extant collections, New York ³1965

A. Dain, Les manuscrits, Paris ¹1949, ²1964 [vgl. G. Pasquali, Gnomon 1951, 233–242]

R. A. Pack, The Greek and Latin Literary Texts from Greco-Roman Egypt, Ann Arbor ²1965

H. Maehler, Sammlungen griechischer Papyri, Lexikon der Alten Welt, Sp. 3389–3402

2.1.2. Beschreibstoff und Buchform

Th. Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Literatur. Berlin 1882. Neudruck Aalen 1959

W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter, Leipzig ³1896 (Nachdruck Graz 1958) [für den lateinischen Bereich]

V. Gardthausen, Griechische Paläographie, I: Das Buchwesen im Altertum und im byzantinischen Mittelalter, Leipzig ²1911 (Nachdruck 1977)

H. Hunger, Antikes und mittelalterliches Buch- und Schriftwesen, in: Geschichte der Textüberlieferung I, Zürich 1961. Nachdruck München 1975 (dtv wr 4176)

W. Schubart, Das Buch bei den Griechen und Römern, Berlin 1921; Nachdruck Heidelberg 1962

T. Kleberg, Buchhandel und Verlagswesen in der Antike, Darmstadt ²1969

E. G. Turner, Greek papyri. An introduction, Oxford ²1980; Nachdruck 1988

N. Lewis, Papyrus in Classical Antiquity, Oxford 1974

F. G. Kenyon, Books and Readers in Ancient Greece and Rome, Repr. 1980.

2.2. Das Lesen von Handschriften

J. Friedrich, Geschichte der Schrift, Heidelberg 1966

H. Jensen, Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart, ³1969. Nachdr. Darmstadt 1984

K. Földes-Papp, Vom Felsbild zum Alphabet, Stuttgart/Zürich 1987

A. Heubeck, Schrift, Göttingen 1979 (Archaeologia Homerica, Bd. III, Kap. 10)

2.2.1. Griechische Paläographie

Tafelwerke

P. Franchi de Cavalieri – J. Lietzmann, Specimina codicum Graecorum Vaticanorum, Bonn 1910, Berlin-Leipzig ²1929

W. Schubart, Papyri Graecae Berolinenses, Berlin 1911

C. H. Roberts, Greek literary hands 350 BC-AD 400, Oxford 1956 [Entwicklung der Schrift]

R. Merkelbach-H. van Thiel, Griechisches Leseheft zur Einführung in Paläographie und Textkritik, Göttingen 1965 (Stud. Hefte z. Altert. Wiss. 10) [längere Textausschnitte]

E. Follieri, Codices Graeci Bibliothecae Vaticanae selecti, Vatikan 1969 [gute Auswahl]

R. Seider, Paläographie der griech. Papyri, I-III, Stuttgart 1967–1970 [mit Transkription]

E. G. Turner, Greek manuscripts of the ancient world, Oxford 1971 [Papyri]

R. Barbour, Greek literary hands A. D. 400–1600, Oxford ²1982

Darstellungen

V. Gardthausen, Griechische Paläographie II, Die Schrift, Leipzig ²1913; Nachdruck 1979 [wichtig, guter Index, Abkürzungen, Schrifttafeln im Anhang]

P. Maas, Griechische Paläographie, in: Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, I 9, Leipzig-Berlin ³1927, 69–81 [vorzüglich und knapp]

R. Devreesse, Introduction à l'étude des manuscrits grecs, Paris 1954 [darin ein Verzeichnis datierter Handschriften S. 286–320]

B. A. van Groningen, Short manual of greek paleography, Leiden ²1955 [Einführung]

A. H. R. E. Paap, Nomina sacra in the greek papyri of the first five centuries A. D., Leiden 1959

H. Hunger, Griechische Paläographie, in: H. Hunger u. a., Geschichte der Textüberlieferung, I, Zürich 1961, S. 72–107 [mit Literaturhinweisen S. 146f.]

H. Hunger, Schreiben und Lesen in Byzanz. Die byzantinische Buchkultur. München 1989

2.2.2. Lateinische Paläographie

Tafelwerke

J. Mallon-R. Marichal-Ch. Perrat, L'écriture latine de la capitale Romaine à la minuscule, Paris 1939 [zu den antiken Schriften]

E. A. Lowe, Codices Latini Antiquiores, 12 Bde., Oxford 1934ff. [ein „Schatzhaus": Abbildung und Beschreibung aller lateinischen Handschriften von 79–800 n. Chr.; spätere Teile unter Mitwirkung von B. Bischoff; Indices von R. Mynors]

F. Ehrle-P. Liebaert, Specimina Codicum Latinorum Vaticanorum, Berlin-Leipzig 1927 (Nachdruck 1967) (= tabulae in usum scholarum 3) [gute Auswahl]

F. Steffens, Lateinische Paläographie, Berlin-Leipzig ²1929 (Nachdruck 1964) [gut als Studienwerk bzw. Lehrwerk geeignet]

E. Chatelain, Paléographie des classiques Latins, Paris 1884–1900, Nachdruck 1980 (2 Mappen) [Beispiele wichtiger Handschriften antiker Autoren]

R. Merkelbach-H. van Thiel, Lateinisches Leseheft zur Einführung in Palaographie und Textkritik, Göttingen 1969 [längere Textausschnitte]

Darstellungen

B. Bischoff, Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters, Berlin ²1986 (Grundlagen der Germanistik 24) [maßgebende Darstellung; reiche Literaturhinweise]

J. L. Walther, Lexicon diplomaticum, 1747 [für die Abkürzungen noch heute wichtig]

L. Traube, Nomina sacra, München 1907 [zu den Abkurzungen]

2.3. Textkritik und Überlieferungsgeschichte

P. Maas, Textkritik, ¹1927, [Standarddarstellung der stemmatischen Theorie; vgl. G. Pasquali, Gnomon 1929, 417ff. und 498ff.], ³1956 [vgl. H. Erbse, Gnomon 1959, 97–103] Leipzig ⁴1960

G. Pasquali, Storia della tradizione e critica del testo, Florenz ¹1934, ²1952 (Nachdruck 1964) [vgl. O. Seel, Gnomon 1936, 13–30; Standardwerk: Diskussion der stemmatischen Theorie unter Berücksichtigung von Kontamination und Überlieferungsgeschichte]

W. H. Friedrich, Artikel „Textkritik", in: Fischer Lexikon der Lit., II 2, 1965

M. L. West, Textual criticism and editorial technique, Stuttgart 1973 (Teubner Studienbücher: Philologie) [Einführung; bes. griechische Beispiele]

H. Hunger (Hrsg.) Geschichte der Textüberlieferung, I, Zürich 1961 [H. Erbse, M. Imhof zur Überlieferung der griechischen Literatur; K. Büchner, zur lateinischen Literatur; Überblicke über die einzelnen Autoren]

L. D. Reynolds-N. G. Wilson, Scribes and scholars. A guide to the transmission of Greek and Latin literature, Oxford ²1974 [gute Einführung; Zusammenhang Überlieferung-Philologie]

D. Harlfinger (Hrsg.), Griechische Kodikologie und Textüberlieferung, Darmstadt 1980

L. D. Reynolds, Texts and Transmission. A Survey of the Latin Classics. Oxford 1983.

2.4. Die kritische Ausgabe

Zur Editionstechnik

H. Fränkel, Einleitung zur kritischen Ausgabe der Argonautica des Apollonios, Abhandlungen Gottingen, 3. F., Nr. 55, Göttingen 1964 [gute Einführung]

St. Dow, Conventions in editing. A suggested reformulation of the Leiden system. Durham 1969 (Greek, Roman and Byzantine scholarly aids, 2)

M. L. West, Textual criticism and editorial technique (s. o. 2.3) [gute Einführung, auch zu speziellen Formen von Ausgaben (Papyri, Inschriften, Fragmente, Scholien) sowie zum Gebrauch von Computern als Hilfsmittel der Edition]

E. J. Kenney, The Classical Text. Aspects of editing in the age of the printed book, Berkeley-Los Angeles 1974

Ausgaben mit wichtiger Praefatio und lehrreichem textkritischem Apparat

R. Pfeiffer, Callimachus, Oxford 1950/1952

H. Fränkel, Apollonius Rhodius, Argonautica, Oxford 1961 [s.o.]

W. M. Barrett, Euripides, Hippolytus, Oxford 1964 [vgl. H. Strohm, Gnomon 1966, 746–752]

A. E. Housman, Lucanus, Bellum Civile, Oxford 1926 („Editorum in usum") [vgl. E. Fraenkel, Gnomon 1926, 497ff.; gute Einführung in Fragen der kontaminierten Überlieferung]

F. Solmsen, Hesiodi Theogonia, Opera et Dies..., Oxford 1970

Wichtige Textreihen, Serienausgaben und Fragmentsammlungen
Texte [Standardreihen]

Bibliotheca Teubneriana (Leipzig; seit 1953 auch: Stuttgart; BT)
Bibliotheca Oxoniensis: Oxford Classical Texts (Oxford; OCT)
Corpus Scriptorum Latinorum Paravianum (Turin; CPar)

Texte mit Übersetzung

Bibliothek der Alten Welt (Zürich) [mit deutscher Übers.]
Collection des Universités de France („Collection Budé", Paris) [mit franz. Übers.]
dtv-zweisprachig (München) [mit deutscher Übers.]
Loeb Classical Library (London/Cambridge Mass.) [mit engl. Übers.]
Reclam zweisprachig (Stuttgart) [mit deutscher Übersetzung]
Sammlung Tusculum (München) [mit deutscher Übers.]
Schriften und Quellen der Alten Welt (Berlin) [mit deutscher Übersetzung]

Beispiele für Serienausgaben

Grammatici Latini, ed. H. Keil, 7 Bde. u. 1 Suppl.-Band, Leipzig 1855–80 (Nachdr. Hildesheim 1961)
Corpus Inscriptionum Latinarum, ed. Th. Mommsen u.a., Berlin 1869ff.
Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, versch. Hrsg., Wien

Beispiele für Fragmentsammlungen
Griechisch

Die Fragmente der Vorsokratiker, ed. H. Diels-W. Kranz, 3 Bde. Berlin[18] 1985
Die Fragmente der griechischen Historiker, ed. F. Jacoby, Bd. 1ff., Berlin 1923ff.
Iambi et Elegi Graeci ante Alexandrum cantati, ed. M. L. West, Bd 1ff., Oxford 1971ff.
Poetarum Lesbiorum fragmenta, ed. E. Lobel et D. Page, Oxford 1955, [2]1963 (mit Addenda)
Poetae Melici Graeci, ed. D. L. Page, Oxford 1962, [2]1967
Tragicorum Graecorum Fragmenta, ed. B. Snell-R. Kannicht-S. Radt, 5 Bde., Göttingen 1971ff.
Poetae Comici Graeci, ed. R. Kassel-C. Austin, 9 Bde., Berlin-New York 1983ff.

Lateinisch

Historicorum Romanorum Reliquiae, ed. H. Peter, 2 Bde., Leipzig, I [2]1914, II [1]1906
Comicorum Romanorum praeter Plautum et Terentium Fragmenta, ed O. Ribbeck, Leipzig 1873 (Nachdr. Hildesheim 1962)
Fragmenta Poetarum Epicorum et Lyricorum praeter Ennium et Lucilium, ed. W. Morel, Leipzig [2]1927 (Nachdr. Stuttgart 1963)

3. Die Sprache der Texte

3.1. Theoretische Voraussetzungen

J. Lyons, Die Sprache, dt. München ²1987 [Zusammenfassung des Wissens uber Sprache]

J. Lyons, Einführung in die moderne Linguistik, dt. Munchen ⁴1975 (engl. Orig. Ausg. 1968) [beste Einführung]

A. Martinet, Grundzuge der allgemeinen Sprachwissenschaft, dt. Stuttgart ⁵1971 (Urban TB 69)

H. Happ, Zur funktionalen Grammatik, AU 16, 1, 1973, 64–87

J. Latacz, Klassische Philologie und moderne Linguistik, Gymnasium 1974, 65 ff.

G. Helbig, Geschichte der neueren Sprachwissenschaft unter dem besonderen Aspekt der Grammatiktheorie. München 1971/Hamburg 1974 [gute Einführung]

A. Bammesberger, Lateinische Sprachwissenschaft, Regensburg 1984 (Eichstätter Materialien, Abt. Sprache und Literatur 6)

3.1.3. Grammatik

F. Palmer, Grammatik und Grammatiktheorie, dt. München 1974 (Beck'sche Elementarbücher) [gute Einführung]

W. Brandenstein, Griechische Sprachwissenschaft, 3 Bände, Berlin 1954–1966 [Systematik und Darstellung; Band 1 problematisch, Band II und III gut]

M. Leumann-J. B. Hofmann-A. Szantyr, Lateinische Grammatik (s.u.), Allgemeiner Teil, 2. Band, 51* ff. [Aufgaben der lateinischen Grammatik und ihre Einzelgebiete]

K. Strunk (Hrsg.), Probleme der lateinischen Grammatik, Darmstadt 1973 (Wege der Forschung 93) [Ausgewählte Arbeiten zu Problemen der Einzelgebiete]

T. Vennemann-J. Jacobs, Sprache und Grammatik, Darmstadt 1982 (EdF 176)

G. Calboli, Problemi di grammatica latina. In: ANRW (s.u. 4.5) II 29, 1, 3–177

R. Pfister, Lateinische Grammatik in Geschichte und Gegenwart, Gesammelte Beiträge, Bamberg 1988 (Auxilia 17)

Grammatiken

Griechisch

R. Kühner-F. Blass-B. Gerth, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, 2 Bde. in je 2 Teilen, Hannover ³1890–1904 (Nachdruck Bd. II Darmstadt 1962) [reiche Materialsammlung]

E. Schwyzer-A. Debrunner, Griechische Grammatik, 3 Bände ¹1939–1950, ³/⁴1966–1968 (HdA) [maßgebendes wissenschaftliches Handbuch] Nachdruck 1977/1975

H. Zinsmeister-H. Lindemann, Griechische Grammatik, 2 Bände (Griechisches Unterrichtswerk, hrsg. v. H. Färber), München 1954/1955 u.ö. [für Studenten sehr empfehlenswert]

E. Bornemann-E. Risch, Griechische Grammatik, Frankfurt 1973 [gründliche und wissenschaftlich selbständige neue Darstellung]

Lateinisch

R. Kühner-F. Holzweissig-C. Stegmann-A. Thierfelder, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache, 2 Bde. in je 2 Teilen, Hannover ²1912 (Nachdruck Darmstadt 1982 = ⁵1976, durchges. von A. Thierfelder) [reiche Materialsammlung]

M. Leumann-J. B. Hofmann-A Szantyr, Lateinische Grammatik, 2 Bände; Band 1: M. Leumann, Lat. Laut- und Formenlehre, München ²1977; Band 2: J. B. Hofmann-A. Szantyr, Lateinische Syntax und Stilistik, München 1965 (Nachdruck 1972) [maßgebendes wissenschaftliches Handbuch]

K. Bayer-J. Lindauer, Lateinische Grammatik, Bamberg ²1987 [Gründliche und übersichtliche Neubearbeitung der Grammatik von Landgraf-Leitschuh]

E. Bornemann. Lateinische Sprachlehre, in: Lat. Unterrichtswerk, Frankfurt ⁸1970 [gründliche Darstellung mit wissenschaftlichem Anspruch]

H. Rubenbauer-J. B. Hofmann-J. R. Heine, Lateinische Grammatik, Bamberg-München ¹⁰1984 [für das Universitätsstudium bearbeitet]

H. J. Hillen, Lateinische Grammatik, Frankfurt/M., 1971 [Darstellung von der Einzelform und vom Satzganzen aus auf der Basis der Dependenzgrammatik]

R. Pfister, Lateinische Grammatik, Bamberg ⁷1987 [Bewährte Schulgrammatik]

H. J. Glücklich-R. Nickel-P. Petersen, INTERPRETATIO. Neue lateinische Textgrammatik. Würzburg-Freiburg 1980 [Syntax an Dependenzgrammatik orientiert; Einbeziehung von Semantik, Texterschließung und Interpretation]

3.2. Elemente der Sprache und ihre Funktionen

3.2.1. Die Laute

Aussprache (Prosodie)

W. S. Allen, Vox Graeca, Cambridge ³1987 [Aussprache des Griechischen]

W. S. Allen, Vox Latina, Cambridge ²1978 [Aussprache des Lateinischen]

W. S. Allen, Accent and rhythm. Prosodic features of Latin and Greek: A study in theory and reconstruction, Cambridge 1973 [Behandlung aller Fragen der Prosodie: Quantität der Laute und Silben, Akzent, Rhythmus, Phonetische Grundlagen]

E. H. Sturtevant, The Pronunciation of Greek and Latin. Nachdruck Westport 1977

M. Mangold, De pronuntiatu Latino, Saarbrücken 1987 (Latinitas viva 9; Phonokassette und Textheft)

Phonetik und Phonematik

O. von Essen, Allgemeine und angewandte Phonetik, Berlin 1962

N. S. Trubetzkoj, Grundzüge der Phonologie, Göttingen ³1962

M. Leumann, Phonologie der toten Sprachen, Kleine Schriften 398ff.

Einige Beiträge in: *K. Strunk,* Probleme der lateinischen Grammatik (s.o. 3.1.3)

S. T. Teodorsson, The Phonemic System of the Attic Dialect, 400–340 BC, Göteborg 1974

S. T. Teodorsson, The Phonology of Attic in the Hellenistic Period, Göteborg 1978

Historische Lautlehre

O. Szemerenyi, Einführung in die Vergleichende Sprachwissenschaft, Darmstadt ³1989 [nicht unumstritten]

E. Schwyzer, Griechische Grammatik (s.o. 3.1.3), Band 1, 169–414
H. Rix, Historische Grammatik des Griechischen. Laut- und Formenlehre. Darmstadt 1976 [A. Lautlehre]
F. Sommer-R. Pfister, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre, 3 Bande, Heidelberg 1914, Bd I vollig neu bearbeitet von *R. Pfister*, Heidelberg [4]1977 [Einl. u. Lautlehre]

3.2.2. Die Wörter

Wortbildung und Wortart

A. Debrunner, Griechische Wortbildungslehre, Heidelberg 1917
E. Schwyzer, Griechische Grammatik (s.o. 3.1.3), Band 2, 14ff.: Die Wortarten [gründliche Erörterung der Problematik; Literatur]
E. Bornemann-E. Risch, Griechische Grammatik (s.o. 3.1.3) [zur Wortbildung relativ ausführlich]
F. Skutsch, Einführung in die Problematik der lateinischen Lautgesetzlichkeit und Wortbildung, Nachdruck Darmstadt 1968 (aus: Stowasser, Lat.-dt. Schul- und Handwörterbuch, Wien [3]1910)
W. P. Schmid, Skizze einer allgemeinen Theorie der Wortarten. Abhandlungen Mainz 1970, 5, 257–280.

Wortbedeutung/Semantik

R. Heinze, Auctoritas. In: R. H., Vom Geist des Römertums. Darmstadt [3]1960
H. Kronasser, Handbuch der Semasiologie, Heidelberg [2]1968 [Historisch]
E. Struck, Bedeutungslehre, Grundzüge einer lateinischen und griechischen Semasiologie, Stuttgart [2]1954. Nachdruck Darmstadt 1972
S. Ullmann, Grundzüge der Semantik, dt. Berlin [2]1972 [Systematisch]
H. E. Brekle, Semantik, München [3]1982 (UTB 102) [gute Einführung]
J. Lyons, Semantik, 2 Bände, München 1980, 1983
J. Latacz, Zum Wortfeld Freude in der Sprache Homers, Heidelberg 1966 [gute Wortfelduntersuchung]
D. Lau, Der lateinische Begriff LABOR, München 1975 [vorzügliche Begriffsuntersuchung]

Etymologie

M. Leumann, Zur Etymologie, Kl. Schriften 182–195 (= Gnomon 1933, 225–242)
O. Szemerenyi, Principles of etymological research, Innsbrucker Beiträge z. Kulturwiss., Sonderheft 13, Innsbruck 1962, 175–212 [bes. mit lat. Beispielen]
V. Pisani, Die Etymologie. München 1975 (Internat. Bibliothek für Allgem. Linguistik 26)

Etymologische Wörterbücher

H. Frisk, Griechisches etymologisches Wörterbuch, 2 Bde., Heidelberg 1960–1970 [neuester wisschenschaftlicher Stand; bes. indogermanische Parallelen]
P. Chantraine, Dictionnaire étymologique de la langue grecque. Histoire des mots. 4 Bde Paris 1968–1980, [bes. innersprachliche Entwicklung]
A. Ernout-A. Meillet-J. André, Dictionnaire étymologique de la langue latine, Histoire des mots, Paris [4]1980 [bes. zur innersprachlichen Entwicklung]

A. Walde-J. B. Hofmann, Lateinisches etymologisches Wörterbuch, 2 Bde., Heidelberg [4]1965 [bes. indogermanische Parallelen]

Wörterbuch (Lexikographie)

B. Snell-U. Fleischer-H. J. Mette, Einleitung zum Lexikon des frühgriechischen Epos, Göttingen 1955

A. Szantyr, Lexikographie, Etymologie, Wortforschung, in: Hofmann-Szantyr, Lateinische Grammatik (s.o. 3.1.3), Band 2, 74[x] ff.

Griechische Wörterbücher (vgl. u. 5.3.1)

Menge-Güthling, Enzyklopädisches Wörterbuch der griechischen und deutschen Sprache, Teil I: Gr.–Dt. Teil II Dt.–Gr. Berlin [19]1965

W. Pape, Griechisch-deutsches Handwörterbuch, 2 Bde., [3]1884 (Nachdruck Graz 1954)

F. Passow, Handwörterbuch der griechischen Sprache, 4 Bde., Leipzig [5]1841 (Nachdruck 1971)

Liddell-Scott-Jones, Greek-English-Lexikon Oxford [9]1940, Nachdr. 1966 (with Supplement 1968)

Index Hippocraticus, Göttingen 1988.

Lexikon des frühgriechischen Epos, Band I (α), Göttingen 1979; Band II (β–λ) 1990.

Lateinische Wörterbücher (vgl. u. 5.3.1)

Thesaurus linguae Latinae, Leipzig 1900ff.; bisher (1989) erschienen: a–o; p bis pastor sowie porta bis praepotens (mit Supplement: Onomasticon, Vol. I [A/B] in den Hauptbänden, Vol. II/III [C/D] 1909–1923; Index librorum scriptorum inscriptionum und Praemonenda de rationibus et usu (in mehreren Sprachen) in Vorb. für 1990

E. Forcellini, Lexicon totius Latinitatis, 6 Bde., [1]1771; hrsg. von de Vit, Prato [4]1858 bis 1857; hrsg. von Fr. Corradini-J. Perin, Padua 1864–1887, Nachdruck 1940; dazu Onomasticon, 2 Bde., von J. Perin, Padua 1913–1924, Nachdr. Bologna 1965

Oxford Latin Dictionary (OLD), ed. by *P. W. Glare*, Oxford [3]1984 [von den Anfangen bis ca. 200 n. Chr.; selbständig und neu erarbeitet]

R. Klotz, Handworterbuch der lat. Sprache, 2 Bde., Braunschweig [1]1858, 1879 (Abdruck unverändert nach der 3. Auflage 1862; Nachdruck Graz 1963)

K. E. Georges, Ausführl. lateinisch-deutsches Handwörterbuch, 2 Bde, 8. Aufl. von H. Georges, 1913 (Nachdruck Darmstadt [14]1988)

Menge-Güthling, Langenscheidts Großwörterbuch der lat. und dt. Sprache, 1. Teil L–D, 2. Teil D–L [der zweite Teil wichtig wegen seiner Angaben zu Synonyma]

Flexion (Formenlehre)

Darstellungen der Formenlehre bilden einen Hauptbestandteil aller vollständigen Grammatiken

F. Neue-C. Wagener, Formenlehre der lateinischen Sprache, Leipzig [3]1892–1905 (N. 1985)

P. Chantraine, Morphologie historique du Grec, Paris 1961

A. Ernout, Morphologie historique du latin, Paris [3]1953

F. Sommer, Handbuch der lateinischen Laut- und Formenlehre, Heidelberg [3]1914; Neubearbeitung in Vorber. [unentbehrliches Handbuch]

H. Rix, Historische Grammatik des Griechischen, Darmstadt 1976 [Laut- und Formenlehre]

F. Kieckers, Historische lateinische Grammatik, 2 Bände, München 1930/1931 (Nachdruck 1960) [Laut- und Formenlehre]

3.2.3. Die Sätze (Syntax)

J. Wackernagel, Vorlesungen uber Syntax, 2 Bände, Basel ²1926–1928

R. Kühner-B. Gerth, Satzlehre (Band 2 der Ausführl. Grammatik der griechischen Sprache von Kühner-Blass-Gerth), 2 Teile, Hannover-Leipzig 1904, Nachdr. Darmstadt 1962 [ausfuhrliche Materialsammlung; Grundlage der Darstellung ist das erweiterte Becker-Herlingsche System]

E. Schwyzer-A. Debrunner, Griechische Grammatik (s.o. 3.1.3), Band 2 [neueste wissenschaftliche Darstellung, die Systematik und Entwicklung berücksichtigt]

R. Kühner-C. Stegmann, Satzlehre (Band 2 der Ausführl. Grammatik der lat. Sprache von Kühner-Holzweissig-Stegmann-Thierfelder) 2 Teile, Darmstadt ⁴1962 (durchgesehen von A. Thierfelder) [ausführliche Materialsammlung; Grundlage der Darstellung ist das erweiterte System von Becker-Herling]

J. B. Hofmann-A. Szantyr, Lateinische Syntax und Stilistik (s.o. 3.1.3) [wissenschaftliches Standardwerk: Darstellung der Entwicklung der Einzelelemente der Syntax; reiche Literaturhinweise; unentbehrliches Nachlagewerk]

A. Ernout-F. Thomas, Syntaxe latine, Paris ²1953 (Nachdruck 1959) [wichtige, übersichtliche Darstellung]

H. Krahe, Grundzüge der vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen, Innsbruck 1972

F. Sommer, Vergleichende Syntax der Schulsprachen, Leipzig ³1921 (Nachdruck Stuttgart 1971) [zu Griechisch, Latein, Deutsch, Englisch, Französisch; noch immer brauchbar, wenn auch nicht auf neuestem Stand]

E. Löfstedt, Syntactica, 2 Bände, Band 1, Lund ²1942, Band 2, ¹1933 (Nachdruck Malmö 1956) [u.a. histor. Untersuchung von Einzelerscheinungen]

W. Kroll, Die wissenschaftliche Syntax im lateinischen Unterricht, Berlin ⁴1962 (besorgt von H. Happ)

A. Scherer, Handbuch der lateinischen Syntax, Heidelberg 1975 [gute Darstellung unter Berucksichtigung neuerer Fragestellungen]

H. Happ, Grundfragen einer Dependenzgrammatik des Lateinischen, Göttingen 1976 [Weit über das Titelthema hinaus zu Grundfragen der lateinischen Syntax überhaupt. Beste Grundlegung unter Berücksichtigung moderner Fragestellungen]

H. Pinkster, Lateinische Syntax und Semantik, dt. Tübingen 1987 (utb 1462) [wichtig]

Allgemeine Voraussetzungen

J. Ries, Was ist Syntax? Marburg ¹1894, Prag ²1927 [zur Stellung der Syntax innerhalb der Grammatik: Syntax als Wortformenlehre und Satzlehre]

H. Seiler, Relativsatz, Attribut und Apposition, Wiesbaden 1960 [Kapitel 5 (Zur Methodik syntaktischer Forschung) grundlegend]

J. Lyons, Einführung (s.o. 3.1), Kap. 6; 7; 8

Satzglieder, Flexionsformen und Wortarten im Satz

H. Glinz, Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern, Bern 1947

M. Regula, Grundlegung und Grundprobleme der Syntax, Heidelberg 1951 [Sprache und Satz, Wortarten und ihre Funktionen]

G. Helbig, Geschichte der neueren Sprachwissenschaft (s.o. 3.1) [an den im Index s.v. „Satzglieder" genannten Stellen]

Konzeptionen und Probleme

Geschichte der lat. Syntax

J. Golling, Einleitung in die Geschichte der lateinischen Syntax, in: Histor. Gramm. d. lat. Sprache, hrsg. v. G. Landgraf, III 1, Leipzig 1903, 1–87

H. Happ, Zur Erneuerung der lateinischen Schulgrammatiken, Frankfurt 1977

R. Pfister, Lateinische Grammatik in Geschichte und Gegenwart (s.o. 3.1.3)

Strukturalistische Grammatik

Sweet-Craig-Seligson, Latin, A structural approach, Ann Arbor [1]1957, [2]1966, [vgl. R. Pfister, Gymnasium 1969, 457–472]

Generative Transformationsgrammatik

G. Calboli, La linguistica moderna e il latino. I casi, Bologna 1972 [vgl. R. Pfister, Gnomon 1975, 349–354]

J. Klowski, Was ist die generative Transformationsgrammatik und welche Bedeutung könnte sie für den Altsprachlichen Unterricht haben? AU 14, 2, 1971, 5ff.

W. Heilmann, Generative Transformationsgrammatik im Lateinunterricht, AU 16, 5, 1973, 46ff.

Dependenzgrammatik

L. Tesnière, Grundzüge der strukturalen Syntax, dt. Stuttgart 1980 [maßgebendes Werk der Dependenzgrammatik: u.a. lat. Beispiele; vgl. H. Wissemann, Indog. Forsch. 1961, 176–185]

U. Dönnges-H. Happ, Dependenzgrammatik und Lateinunterricht, Göttingen 1977 [Systematische Erörterung aller das Thema betreffenden Fragen]

3.3. Sprachschichten, Dialekte, Sprachstufen

3.3.1. Sprachschichten

O. Hoffmann-A. Scherer, Geschichte der griechischen Sprache, I, Berlin 1969, 53–59

J. B. Hofmann-A. Szantyr, Lateinische Syntax und Stilistik (s.o. 3.1.3), 46[x]ff.

J. B. Hofmann, Lateinische Umgangssprache, Heidelberg [4]1978 [Standardwerk]

V. Väänänen, Introduction au Latin vulgaire, Paris [3]1981 [gut als Einführung wie als Handbuch]

E. Löfstedt, Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae, Uppsala und Leipzig 1911, [2]1936 (Nachdruck Darmstadt 1962 und 1970) [bezieht Sprachschichten und Sprachgeschichte ein]

H. Happ, Die lateinische Umgangssprache und die Kunstssprache des Plautus, Glotta 45, 1967, 60–104

B. Löfstedt, Rückschau und Ausblick auf die vulgärlateinische Forschung. Quellen und Methoden. In: ANRW (s. u. 4.5) II 29, 1, 453–479.
E. Norden, Die antike Kunstprosa, Leipzig ²1909 (Nachdruck Stuttgart ⁹1983)
M. Leumann, Die lateinische Dichtersprache, Museum Helveticum 1947, 116ff. (= Kl. Schriften, 131ff.)
J. Marouzeau, Quelques aspects de la formation du latin littéraire, Paris 1949
V. Pisani, Storia della lingua Latina, I: Le origini e la lingua letteraria fino a Virgilio e Orazio, Turin 1962
W. Ax, Probleme des Sprachstils als Gegenstand der Sprach- und Literaturwissenschaft, Göttingen 1978
M. Erren, Einführung in die römische Kunstprosa, Darmstadt 1983
G. Maurach, Enchiridion Poeticum. Hilfsbuch zur lateinischen Dichtersprache, Darmstadt ²1989
A. Otto, Die Sprichworter der Römer, Leipzig 1890 (Nachdruck Hildesheim 1962)

3.3.2. Dialekte

C. D. Buck, The Greek Dialects, Chicago 1955 [für Anfänger sehr zu empfehlen]
A. Thumb, Handbuch der griechischen Dialekte, 2. Auflge, 1. Teil von E. Kieckers, Heidelberg 1932, 2. Teil von A. Scherer, Heidelberg 1959
O. Hoffmann-A. Scherer, Geschichte der griechischen Sprache, I, Berlin 1969, 29–52
R. Schmitt, Einführung in die griechischen Dialekte. Darmstadt 1977.
W. Haase (Hrsg.), ANRW (s. u. 4.5) II 29.2 und 3: Sprache und Literatur [zum Lateinischen der Kaiserzeit unter regionalen Gesichtspunkten].

Linear-B (Mykenologie)

J. Chadwick, Linear B. Die Entzifferung der mykenischen Schrift, dt. Gottingen 1959 [Darstellung der Entzifferung]
A. Heubeck, Aus der Welt der frühgriechischen Lineartafeln. Göttingen 1966 (Studienhefte zur Altertumswissenschaft 12) [gute Einführung in die Mykenologie]
J. Kerschensteiner, Die mykenische Welt in ihren schriftlichen Zeugnissen, München 1970 (Tusculum Schriften) [gute Einführung in Schrift, Sprache und Inhalt der Linear-B-Tafeln]
S. Hiller-O. Panagl, Die frühgriechischen Texte aus mykenischer Zeit. Darmstadt 1976 (Erträge der Forschung 49)

3.3.3. Sprachgeschichte

V. Pisani, Storia della lingua, greca, Turin 1959
O. Hoffmann-A. Debrunner-A. Scherer, Geschichte der griechischen Sprache, 2 Bde., Berlin ⁴ (²) 1969 (Goschen 111/111a und 114/114a)
R. Hiersche, Grundzüge der griechischen Sprachgeschichte bis zur klassischen Zeit, Wiesbaden 1970
G. Devoto, Geschichte der Sprache Roms, dt. Heidelberg 1968

V. Pisani, Manuale storico della lingua Latina, I 1: Storia della lingua Latina, 1962; II: Grammatica Latina storica e comparativa ³1962; III: Testi Latini arcaici e volgari, ²1960; IV: Le lingue dell'Italia antica oltre il Latino, ²1964 [Handbuch, Arbeitsbuch und Nachschlagewerk; Texte in Bd. III kommentiert]

F. Stolz-A. Debrunner-W. P. Schmid, Geschichte der lateinischen Sprache, Berlin 1966 (Goschen 492/492a) [mit reichen Literaturangaben]

E. Löfstedt, Late Latin, Oslo 1959

G. Radke, Archaisches Latein, Darmstadt 1981 (EdF 150)

C. Vossen, Mutter Latein und ihre Töchter, Weltsprachen und ihr Ahnenpaß, Dusseldorf ¹²1984

W. Haase (Hrsg.). ANRW (s.u. 4.5) II 29, 1: Sprache und Literatur [Zum Lateinischen der Kaiserzeit: Grammatik, Wortschatz, Sprachgeschichte, Sprachschichten]

3.4. Die Übersetzung

Zum Problem des Übersetzens allgemein

F. Güttinger, Zielsprache, Zürich ³1977 [gründliche Diskussion aller Aspekte des Übersetzens unter theoretischem und praktischem Gesichtspunkt]

H. J. Störig (Hrsg.), Das Problem des Übersetzens, Darmstadt ²1969 (Wege der Forschung) [Sammlung von wichtigen Texten zur Theorie des Übersetzens von Hieronymus bis zur Gegenwart (u.a. Luther, Schleiermacher, Grimm, Wilamowitz, Benjamin, Ortega y Gasset, Schadewaldt)]

W. Wilss (Hrsg.), Übersetzungswissenschaft, Darmstadt 1981

Zu Übersetzen und Übersetzung in der Klassischen Philologie

J. Marouzeau, La traduction du latin, Conseils pratiques, Paris ⁴1951

R. Nickel, Die Alten Sprachen im Unterricht, Frankfurt ²1978, 87–147

4. Die Texte als Literatur

4.1. Allgemeine Voraussetzungen

W. Kayser, Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft, Bern ¹⁷1976 (¹1948) [gute Einführung in die Textanalyse]

R. Wellek-A. Warren, Theorie der Literatur, dt. Bad Homburg 1959; 1963 als Taschenbuch [Einführung in die Literaturwissenschaft]

Das Fischer Lexikon: Literatur, 2 Bände, Frankfurt 1964/65 u.o. [längere Artikel zu Gegenständen, Problemen und Verfahrensweisen der Philologie und der Literaturwissenschaft]

Lexikon der Alten Welt (s.u. 4.5) [längere Artikel zu Autoren und Gattungen]

W. Schadewaldt, Der Umfang des Begriffs Literatur in der Antike. In: Hellas und Hesperien, Zürich-Stuttgart ²1970, Band I, 782–796.

L. Arnold-V. Sinemus, Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Band 1: Literaturwissenschaft, München 1973 (dtv WR 4226)

4.1.1. Hermeneutik als Theorie der Interpretation

A. Böckh, Enzyklopädie und Methodenlehre ... (s.o. 1.1)
U. Ricklefs, Hermeneutik, in: Fischer Lexikon Literatur (s.o.) [systematisch]
P. Rusterholz, Hermeneutik, in: Grundzüge (s.o.) [historisch]
H. Jonas, Wandel und Bestand. Vom Grund der Verstehbarkeit des Geschichtlichen, Frankfurt/M. 1970.
E. Betti, Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften, dt. Tübingen 1967 (ursprgl. Mailand 1955)
H. G. Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen [5]1986 ([1]1960; [3]1973)
E. D. Hirsch jun., Prinzipien der Interpretation, dt. München 1972 (utb 104)
P. Szondi, Einführung in die literarische Hermeneutik, Frankfurt 1975 (Studienausgabe der Vorlesungen 5; stw 124)
M. Frank, Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schleiermacher. Frankfurt 1977
H. Flashar-K. Gründer-A. Horstmann (Hrsg.), Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert. Zur Geschichte und Methodologie der Wissenschaften. Göttingen 1979
E. Leibfried, Literarische Hermeneutik, Tübingen 1980
St. Kresic (Hrsg.), Contemporary Literary Hermeneutics and Interpretation of Classical Texts. Ottawa 1981 [ca. 20 Beiträge; vgl. Gnomon 1982, 334]
U. Nassen (Hrsg.), Klassiker der Hermeneutik, Paderborn 1982
M. Bollack-H. Wismann (Hrsg.), Philologie und Hermeneutik im 19. Jahrhundert II, Gottingen 1983
H. Seiffert, Einfuhrung in die Wissenschaftstheorie. Bd. II: Geisteswissensch. Methoden: Phänomenologie, Hermeneutik und historische Methode, Dialektik. München [8]1983.

4.1.2. Philologie, Literaturwissensachft, Literaturkritik

W. H. Friedrich, Philologische Methode, in: Fischer Lexikon Literatur (s.o. 4.1)
K. von Fritz, Ziele, Aufgaben und Methoden der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft, Deutsche Vierteljahresschrift 1959, 507ff. = Schriften zur griech. und röm. Verfassungsgeschichte und Verfassungstheorie, Berlin 1976, 1–23
M. Maren-Grisebach, Methoden der Literaturwissenschaft, Bern und München [7]1979
G. R. Kaiser, Einführung in die vergleichende Literaturwissenschaft, Darmstadt 1980
W. Müller-Seidel, Probleme der literarischen Wertung, Stuttgart [2]1969
R. Leimbach, Zur Logik philologischer Interpretation. In: Dialogos, Festschrift H. Patzer, Wiesbaden 1976, 273–288

4.2. Das einzelne literarische Werk

4.2.1. und 4.2.2. Schichten des Werks und Elemente der Textanalyse

F. Belzner, Textanalyse, in: Fischer Kolleg Band 6 (Deutsch), Frankfurt ²1982, 185 ff.
G. Priesemann, Stoff und Form, in: Fischer Lexikon Literatur (s.o. 4.1)
B. Asmuth u.a., Bauelemente von Textarten, in: *Arnold-Sinemus*, Grundzüge (s.o. 4.1.), 208–257
G. von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart ⁵1969
E. Lämmert, Bauformen des Erzählens, Stuttgart ⁶1975
W. Killy, Elemente der Lyrik, München 1972
W. Jens, (Hrsg.), Die Bauformen der griechischen Tragödie, München 1971
G. E. Duckworth, The nature of Roman comedy, Princeton 1952
H. Lausberg, Elemente der literarischen Rhetorik, München ³1967
H. A. Gärtner, Beobachtungen zu Bauelementen in der antiken Historiographie, bes. bei Livius und Caesar, Wiesbaden 1975 (Historia Einzelschriften 25)
K. Abel, Bauformen in Senecas Dialogen, Heidelberg 1967
Hofmann-Szantyr, Lateinische Grammatik (s.o. 3.1.3), Band 2, 685–842 [Stilistik]

Metrik und Rhythmus

U. v. Wilamowitz, Griechische Verskunst , Darmstadt ³1975 (¹1921)
P. Maas, Griechische Metrik. In: Gercke-Norden, Einleitung in die Alterstumswissenschaft I 7, ³1929
B. Snell, Griechische Metrik, Göttingen ⁴1982 (Studienhefte zur Altertumswissenschaft 1)
D. Korzeniewski, Griechische Metrik. Einführung in Gegenstand, Methoden und Ergebnisse der Forschung, Darmstadt ²1989 [gute einführende Darstellung; aber vgl. Kannicht, Gnomon 1973, 113 ff.]
J. Soubiran, L'élision dans la poésie latine. Paris 1966
J. W. Halporn-M. Ostwald, Lateinische Metrik, dt. Göttingen ³1983 (Studienhefte zur Altertumswissenschaft 8) [klar; didaktisch geschickt dargeboten]
H. Drexler, Einführung in die römische Metrik, Darmstadt ⁴1987 [für Anfänger zu schwierig]
W. Ott, Metrische Analysen zu Vergil. Mehrere Bände. Tübingen 1972 ff. (Analysen zu Metrik und Stilistik) [EDV-Analysen; vgl. Gnomon 1975, 514 f.]
W. Stroh, Der deutsche Vers und die Lateinschule. Antike und Abendland 25, 1979, 1–19
W. Stroh, Proben lateinischer Verskunst, München 1981 (Kassette und Begleitheft)

Prosarhythmus

T. Zielinski, Das Clauselgesetz in Ciceros Reden, Leipzig 1904
L. P. Wilkinson, Golden Latin artistry, Cambridge 1963, 135–188 und 237–242
A. Primmer, Cicero numerosus, Studien zum antiken Prosarhythmus, Wien 1968

4.2.3. Funktion und Zusammenwirken der Elemente

Synthese

W. Kayser (s.o. 4.1)
F. Belzner (s.o. 4.2.1)
R. Heinze, Virgils epische Technik, ³1915 (Nachdruck Darmstadt 1989)
G. A. Seeck, Gnomon 1969, 16–29 (Rezension zu D. J. Conacher, Euripidean drama, Toronto 1968) [methodisch sehr lehrreich]

Schichtenanalyse

A. Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik, Neue Jahrbücher 1901, 1ff.; 81ff.; 185ff.
A. Heubeck, Die Homerische Frage, Darmstadt ²1988
K. Büchner, Das Theater des Terenz, Heidelberg 1974

Werkinterpretation

W. Eisenhut (Hrsg.): Antike Lyrik, Darmstadt 1970 (Ars interpretandi 2) [26 Einzelinterpretationen]
F. Klingner, Virgil, Zürich 1967
K. Büchner, Werkanalysen, Wiesbaden 1970 (Studien, Band VIII)
H. P. Syndikus, Die Lyrik des Horaz. Eine Interpretation der Oden, 2 Bde., Darmstadt 1972/73
M. von Albrecht, Römische Poesie. Texte und Interpretationen, Heidelberg 1977
M. von Albrecht, Meister römischer Prosa von Cato bis Apuleius, Heidelberg ²1983
H. P. Syndikus, Catull. Eine Interpretation. 3 Bände, Darmstadt 1984–1990

Buchkomposition

W. Port, Die Anordnung in Gedichtbüchern augusteischer Zeit. In: Philologus 81 (1926) 280ff. und 427ff.

4.3. Literaturgeschichtliche Zusammenhänge

K. O. Conrady, Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Reinbek 1966 (rde 252/253)
C. Zintzen, Abhängigkeit und Emanzipation der römischen Literatur, in: Gymnasium 82, 1975, 173–193

4.3.1. Autor, Situation, Publikum

A. Bockh, Enzyklopädie (s.o. 1.1), 111ff., 124ff. (hist. u. indiv. Interpret.)

Autor

E. Fraenkel, Horaz, dt. Darmstadt 1963 [C. Becker, Gnomon 1959, 592ff.]
B. Kytzler, Horaz, Munchen 1985 (Artemis Einführungen)
D. Kienast, Cato der Zensor, Darmstadt ²1979

P. Grimal, Vergil, dt. Zürich 1987
M. Fuhrmann, Cicero. Eine Biographie, München 1989

Datierung/Priorität

C. Becker, Das Spatwerk des Horaz, Gottingen 1963
K. von Fritz, Die Orestes-Sage bei den drei großen griechischen Tragikern, in: Antike und moderne Tragödie, Berlin 1962, 113ff.
C. Becker, Tertullians Apologeticum. Werden und Leistung, München 1954
C. Becker, Der Oktavius des Minucius Felix, Abhdl. München 1967

Echtheitsfragen

W. H. Friedrich, Philologische Methode, in: Fischer Lexikon Literatur (s.o. 4.1)
W. Speyer, Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum, Munchen 1971 (HdA)

Situation und Publikum

K. von Fritz, Aufgaben und Methoden (s.o. 4.1.2)
F. G. Kenyon, Books and Readers in Ancient Greece and Rome. Oxford ²1951
B. Snell, Dichtung und Gesellschaft. Hamburg 1965 [Einfluß der Dichter auf das soziale Denken und Verhalten in Griechenland]
W. Rösler, Dichter und Gruppe. Eine Untersuchung zu den Bedingungen und zur historischen Funktion frühgriechischer Lyrik am Beispiel Alkaios. München 1980.
W. Rösler, Polis und Tragödie. Funktionsgeschichtliche Betrachtungen zu einer antiken Literaturgattung. Konstanz 1980
E. Vogt, Die griechische Literatur und ihr Publikum. In: Griechische Literatur, Wiesbaden 1981, 12–16 (s.u. 4.4)
Ch. Meier, Die politische Kunst der griechischen Tragödie. München 1988
E. Auerbach, Das abendländische Publikum und seine Sprache, in: E. Auerbach, Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter, Bern 1958, 177ff.
R. Warning (Hrsg.), Rezeptionsästhetik. München 1975 (utb 303)
K. Quinn, Texts and Contexts. The Roman writers and their audience. 1979
U. Frings, Antike-Rezeption im altsprachlichen Unterricht, Bamberg 1984 (Auxilia 9)

4.3.2. Die Epoche

H. Fränkel, Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums. München ³1969. Nachdruck 1976.
R. Kassel, Die Abgrenzung des Hellenismus in der griechischen Literaturgeschichte. Berlin-New York 1988.
F. Leo, Geschichte der Römischen Literatur. Bd. I: Die archaische Literatur. Zürich ³1967 (¹1913)
H. Diller-F. Schalk, Studien zur Periodisierung und zum Epochebegriff, Abhandlungen Mainz 1972 [darin: *H. Diller*, Zur Periodisierung des geschichtlichen Ablaufs in der griechischen Antike]
M. Fuhrmann, Römische Literatur, Frankfurt 1974 (s.u. 4.4), 14–21: Die Epochen der römischen Literatur

M. Fuhrmann, Die Epochen der griechischen und römischen Literatur, in: B. Cerquilini-H. Gumbrecht (Hrsg.): Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie; Frankfurt a.M. 1983, 537–555.

4.3.3. Die Gattung

M. Fuhrmann, Einführung in die antike Dichtungstheorie, Darmstadt 1973

Artikel uber Gattungen, in: Fischer Lexikon Literatur (s.o. 4.1.): W. Müller-Seidel, Dramatische Gattungen; W. Killy, Lyrik; V. Lange, Epische Gattungen; R. Sühnel, Satire/Parodie; G. Priesemann, Gattungen

E. R. Schwinge, Griechische Poesie und die Lehre von der Gattungstrinität in der Moderne. Zur gattungstheoretischen Problematik antiker Literatur. AuA 27, 1981, 130–162

Gattungsgeschichte (Beispiele)

Artikel „Drama", „Epos", „Komödie", „Lyrik", „Satire", „Tragödie" in: LAW

A. Lesky, Die tragische Dichtung der Hellenen. Göttingen ³1972

B. Zimmermann, Die griechische Tragodie, München 1986 (Artemis Einführungen)

E. Lefèvre (Hrsg.), Das römische Drama, Darmstadt 1978 (Grundriß der Literaturgeschichte nach Gattungen)

G. A. Seeck (Hrsg.): Das griechische Drama, Darmstadt 1979

E. Burck (Hrsg.): Das römische Epos, Darmstadt 1979

U. Knoche, Die Römische Satire, Göttingen ⁴1982

D. Flach, Einführung in die römische Geschichtsschreibung, Darmstadt 1985

J. Adamietz (Hrsg.), Die römische Satire, Darmstadt 1986

N. Holzberg, Der antike Roman, Munchen 1986 (Artemis Einführungen)

B. Effe-G. Binder, Die antike Bukolik, München 1989 (Artemis Einführungen)

Rhetorik

R. Volkmann, Rhetorik der Griechen und Römer, München ³1901

W. Jens, Rhetorik, in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 3. Band, Berlin ²1971, 432–456 [systemat. Darstellung unter Berücksichtigung der antiken Theorie]

H. Hommel, Artikel „Rhetorik" in: LAW, Sp. 2611–2626 [guter knapper Überblick]

H. Lausberg, Handbuch der literarischen Rhetorik, 2 Bände, München ²1973 [System der Begriffe auf antiker Grundlage]

J. Martin, Antike Rhetorik (Technik und Methode), München 1974 (HdA) [Nachschlagewerk; vgl. aber H. Wankel, Gnomon 1976, 641 ff.]

G. Kennedy, Classical Rhetoric, Croom Helm 1980

W. Eisenhut, Einführung in die antike Rhetorik und ihre Geschichte, Darmstadt ³1982

M. Fuhrmann, Die antike Rhetorik, München ²1987 (Artemis Einführungen)

G. Kennedy, The art of persuasion in Greece, Princeton N. J. 1963

G. Kennedy, The Art of Rhetoric in the Roman World. Princeton N. J. 1972

M. L. Clark, Die Rhetorik bei den Römern, dt. Göttingen 1968

4.4. Darstellungsformen philologischer Untersuchung

Kommentar

U. von Wilamowitz, Euripides Herakles, Nachdruck Darmstadt I 1979, II, III 1959

A. Kiessling-R. Heinze, Q. Horatius Flaccus (Ausgabe und Kommentar), 3 Bde., Berlin I (Oden) [9]1958, II (Satiren) [7]1959, III (Briefe) [6]1959, mit Nachwort und bibliographischen Nachträgen von E. Burck

E. Norden, Kommentar zu: Vergil Aeneis Buch 6, Stuttgart [8]1984

E. Fraenkel, Aeschylus, Agamemnon, ed. with a commentary by E. Fraenkel; Oxford 1950 [wichtig: Preface in Bd. I zu Aufgaben und Möglichkeiten eines Kommentars]

E. Koestermann, Kommentar zu: Tacitus, Annalen, 4 Bde. Heidelberg 1963–1968

R. Kannicht, Kommentar zu: Euripides, Helena, Heidelberg 1969

Ch. O. Brink, Horace on poetry, II: The Ars Poetica, Cambridge 1971

F. Bömer, Kommentar zu: P. Ovidius Naso, Metamorphosen. 7 Bde. Heidelberg 1969–1986

Literaturgeschichtliche Gesamtdarstellung

H. R. Jauß, Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft, Konstanz [2]1969

E. Marsch (Hrsg.), Über Literaturgeschichtsschreibung, Darmstadt 1975 (WdF 382)

Griechische Literaturgeschichten (in deutscher Sprache)

M. Bissinger, Griechische Literatur, in: Fischer Kolleg Band 8 (Literatur), Frankfurt [2]1982, 171–195 [zur Einführung für Schüler und Studenten]

W. Nestle-W. Liebich, Geschichte der griechischen Literatur, 2 Bände, Berlin [3]1961/63 (Sammlung Göschen 70 und 557) [Informationen über die nötigen Daten]

A. Dihle, Griechische Literaturgeschichte, Stuttgart 1967 [gut lesbar; ausgewählte Schwerpunkte der Interpretation]

A. Lesky, Geschichte der griechischen Literatur, Bern [3]1971 [Standardwerk; vgl. W. Jens, Gnomon 1961, 321–327]

W. Christ-W. Schmid, Geschichte der griechischen Literatur, 7 Bände, München 1929–1948 Nachdruck 1961–1974 (HdA) [Nachschlagewerk, reiche Literaturangaben]

E. Vogt (Hrsg.), Griechische Literatur, Wiesbaden-Darmstadt 1981 (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. 2) [Vorzügliche Einleitung, meisterhafte Gattungsdarstellungen]

A. Dihle, Geschichte der griechischen und lateinischen Literatur der Kaiserzeit, München 1989

Römische Literaturgeschichten (in deutscher Sprache)

E. Norden, Die römische Literatur, [6]Leipzig 1961 ([1]1923) (mit „Quellen und Materialien") [noch nicht veraltet; bes. wichtig der bibliograph. Anhang von H. Fuchs]

E. Bickel, Lehrbuch der Geschichte der Romischen Literatur, Heidelberg [1]1937, [2]1961 [Teil 1: Epochen; Teil 2: Gattungen und Autoren]

E. Höricht, Römische Literatur, in: Fischer Kolleg Band 8 (Literatur), Frankfurt [2]1982 196–215 [für Schüler und Studenten zur Einführung]

L. Bieler, Geschichte der römischen Literatur, Berlin [4]1980 (Göschen Band 2215/16) [Informationen über die nötigsten Daten]

K. Büchner, Römische Literaturgeschichte. Ihre Grundzüge in interpretierender Darstellung, Stuttgart [5]1980 [ausgewählte Schwerpunkte der Interpretation]

M. Fuhrmann (Hrsg.), Römische Literatur, Frankfurt 1974 (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Band 3) [Gattungen als Einteilungsprinzip; überindividuelle Bezüge und Konstanten als Schwerpunkt]

R. Senoner (Hrsg.), Die römische Literatur, München 1981

Schanz-Hosius-Krüger, Geschichte der romischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian, 5 Bände, 1914–1935 (HdA) [unentbehrliches Nachschlagewerk mit reichen Literaturhinweisen]

R. Herzog-P. L. Schmidt (Hrsg.), Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, 8 Bände, München, Band V 1989; weitere Bde. i. Vb. (HdA)

F. Brunhölzl, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters,
Band 1: Von Cassiodor bis zur Karolingischen Erneuerung, München 1975;
Band 2: vom späteren neunten bis zur Mitte des 11. Jh., im Ersch.

4.5. *Klassische Philologie als Teil der Altertumswisschenschaft*

Darstellungen einzelner Gebiete im Handbuch der Altertumswissenschaft

I. Abteilung: Einleitende und Hilfsdisziplinen

I. 2.: *W. Speyer*, Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung, 1971

I, 4, 1: *W. Schubart*, Griechische Paläographie, 1925 (Nachdr. 1966)

I, 7: *A. E. Samuel*, Greek and Roman Chronology, Calendars and Years in Classical Antiquity, 1972

II. Abteilung, 1. Teil

E. Schwyzer, Griechische Grammatik

II, 1, 1: Allgemeiner Teil. Lautlehre. Wortbildung, Flexion, 1934 (Nachdr. 1977)

II, 1, 2: Syntax und syntaktische Stilistik. Vervollstandigt und hrsg. von A. Debrunner, 1950 (Nachdr. 1975)

II, 1, 3: Register. Hrsg. von D. J. Georgacas, [3]1968

II, 1, 4: Stellenregister zu Band 1 und 2. Bearb. von F. Radt, hrsg. von St. Radt, 1971

II. Abteilung, 2. Teil

M. Leumann, J. B. Hofmann, u. *A. Szantyr*, Lateinische Grammatik. Auf der Grundlage des Werkes von F. Stolz u. J. H. Schmalz

II, 2, 1: Laut- und Formenlehre, [5]1926 Neuausgabe 1977

II, 2, 2: Lateinische Syntax und Stilistik. Mit dem Allgemeinen Teil der lateinischen Grammatik, 1965 (verbess. Nachdr. 1972)

II. Abteilung, 3. Teil

II, 3: *J. Martin*, Antike Rhetorik. Technik und Methode, 1974

III. Abteilung

III, 1: *A. Grohmann*, Arabien, 1963

III, 2: *A. Goetze*, Kulturgeschichte Kleinasiens, [2]1957 (Nachdr. 1974)

III, 4: *H. Bengtson,* Griechische Geschichte. Von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit, [7]1986

III, 5. 1: *H. Bengtson,* Grundriß der Römischen Geschichte mit Quellenkunde, Republik und Kaiserzeit bis 284 n. Chr., [3]1979

III, 6: *A. Demandt,* Die Spätantike. Romische Geschichte von Diocletian bis Justinian 284–565 n. Chr., 1989

III, 7: *R. N. Frye,* The History of Ancient Iran, 1984

III, 8: *W. Huß,* Geschichte der Karthager, 1985

IV. Abteilung

IV, 1. 1: *G. Busolt,* Griechische Staatskunde. 1. Hälfte: Allgemeine Darstellung des griechischen Staates, [3]1920 (Nachdr. 1963)

IV, 1, 1. 2.: *G. Busolt,* Griechische Staatskunde. 2. Hälfte: Darstellung einzelner Staaten und der zwischenstaatlichen Beziehungen. Bearb. von H. Swoboda. Mit Register für beide Hälften, [3]1926 (Nachdr. 1972)

IV, 3, 2: *J. Kromeyer* und *G. Veith,* Heerwesen und Kriegsführung der Griechen und Römer, 1928 (Nachdr. 1963)

V. Abteilung

V. 1, 1: *W. Windelband,* Geschichte der abendländischen Philosophie im Altertum. Bearb. von A. Goedeckemeyer, [4]1923 (Nachdr. 1963)

V, 1, 2: *J. L. Heiberg,* Geschichte der Mathematik und Naturwissenschaften im Altertum, 1925 (Nachdr. 1961)

V. 2, 1: *M. P. Nilsson,* Geschichte der griechischen Religion, 1. Band: Die Religion Griechenlands bis auf die griechische Weltherrschaft, [3]1967 (Nachdr. 1976)

V. 2, 2: *M. P. Nilsson,* Geschichte der griechischen Religion. 2. Band: Die hellenistische und römische Zeit, [3]1974

V, 4: *K. Latte,* Römische Religionsgeschichte, [2]1967 (Nachdr. 1976)

VII. Abteilung

W. Schmid u. *O. Stählin,* Geschichte der griechischen Literatur. Hervorgegangen aus W. von Christ's Griechischer Literaturgeschichte

VII, 1: *W. Schmid,* Die klassische Periode der griechischen Literatur

VII, 1, 1: Die griechische Literatur vor der attischen Hegemonie, 1929 (Nachdr. 1974)

VII, 1, 2: Die griechische Literatur in der Zeit der attischen Hegemonie vor dem Eingreifen der Sophistik, 1934 (Nachdr. 1974)

VII, 1, 3: Die griechische Literatur in der Zeit der attischen Hegemonie nach dem Eingreifen der Sophistik, 1. Hälfte, 1940 (Nachdr. 1961)

VII 1, 4: Die griechische Literatur in der Zeit der attischen Hegemonie nach dem Eingreifen der Sophistik, 2. Hälfte, 1. Abschnitt, 1946 (Nachdr. 1959)

VII, 1, 5: Die griechische Literatur in der Zeit der attischen Hegemonie nach dem Eingreifen der Sophistik, 2. Hälfte, 2. Abschnitt, 1948 (Nachdr. 1964)

VII, 2: *W. Schmid* u. *O. Stählin,* Die nachklassische Periode der griechischen Literatur

VII, 2, 1: Die nachklassische Periode der griechischen Literatur von 320 v. Chr. bis 100 n. Chr., [6]1920 (Nachdr. 1974)

VII, 2, 2: Die nachklassische Periode der griechischen Literatur von 100 bis 530 n. Chr., [8]1924 (Nachdr. 1961)

VIII. Abteilung

M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian

VIII, 1: Die römische Literatur in der Zeit der Republik, [4]1927 v.C. Hosius (Nachdr. 1966)

VIII, 2: Die römische Literatur in der Zeit der Monarchie bis auf Hadrian, [4]1935 v.C. Hosius (Nachdr. 1967)

VIII, 3: Die römische Literatur von Hadrian bis auf Constantin (324 n.Chr.), [3]1922 v.C. Hosius u. G. Krüger (Nachdr. 1969)

VIII, 4, 1: Die Literatur des 4. Jahrhunderts, [2]1914 (Nachdr. 1970)

VIII, 4, 2: *M. Schanz, C. Hosius* u. *G. Krüger,* Die Literatur des 5. und 6. Jahrhunderts. Mit einem Generalregister des Gesamtwerkes, 1920 (Nachdr. 1971)

VIII, 5: *R. Herzog/P. L. Schmidt:* Restauration und Erneuerung. Die lateinische Literatur von 284–374 n. Chr., 1989

IX. Abteilung

M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters

IX, 2, 1: Von Justinian bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts, 1921 (Nachdr. 1974)

IX, 2, 2: Von der Mitte des 10. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Kampfes zwischen Kirche und Staat, 1923 (Nachdr. 1965)

IX, 2, 3: Vom Ausbruch des Kirchenstreites bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Unter Mitw. von P. Lehmann, 1931 (Nachdr. 1973)

X. Abteilung: Rechtsgeschichte des Altertums

X, 3, 1, 1: *F. Wieacker,* Römische Rechtsgeschichte. 1. Abschnitt: Einleitung, Quellenkunde, Frühzeit und Republik, 1989

X, 3, 3, 1: *M. Kaser,* Das römische Privatrecht. 1. Abschnitt: Das altrömische, das vorklassische und das klassische Recht, [2]1971

X, 3, 3, 2: *M. Kaser,* Das römische Privatrecht. 2. Abschnitt. Die nachklassischen Entwicklungen, [2]1975

X, 3, 4. *M. Kaser,* Das römische Zivilprozeßrecht, 1966

X, 4, 2: *A. Steinwenter,* Das Recht der koptischen Urkunden, 1955

X, 5, 2: *H. J. Wolff,* Das Recht der griechischen Papyri Ägyptens in der Zeit der Ptolemäer und des Prinzipats. 2. Band: Organisation und Kontrolle des privaten Rechtsverkehrs, 1978

XII. Abteilung: Byzantinisches Handbuch

XII, 1, 2: *G. Ostrogorsky,* Geschichte des byzantinischen Staates, [3]1963

XII, 2, 1: *H. G. Beck,* Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich, [2]1977

XII, 2, 3: *H.-G. Beck,* Geschichte der byzantinischen Volksliteratur, 1971

XII, 3, 1, 1: *F. Dölger* und *J. Karayannopulos,* Byzantinische Urkundenlehre. 1. Abschnitt: Die Kaiserurkunden, 1968

XII, 4, 1: *E. Schilbach,* Byzantinische Metrologie, 1970

XII, 5, 1: *H. Hunger,* Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner, 2 Bände, 1978.

Weitere Darstellungen (systematisch oder historisch) und Einführungen auf Gebieten der Altertumswissenschaft

Allgemein

H. Temporini-W. Haase. (Hrsg.), Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt (ANRW). Geschichte und Kultur Roms im Spiegel der neueren Forschung. 3 Teile in mehreren Einzelbänden und 1 Registerband [für Sprache und Literatur bes. wichtig die Bände I 2–4; II 29, 1–2; 30, 1–5; 31, 1–4]

Geschichte

H. Bengtson, Einführung in die Alte Geschichte, München [8]1979 (Beck'sche Elementarbücher) [bewährte Einführung; reiche Literaturangaben]

S. Lauffer, Abriß der antiken Geschichte, München [2]1964

J. Boardman u.a., The Oxford History of the Classical World, Oxford 1986

E. Bayer, Griechische Geschichte, Stuttgart 1968

I. Weiler, Griechische Geschichte, Einführung, Quellenkunde, Bibliographie, Darmstadt 1976

K. Christ, Römische Geschichte, Einführung, Quellenkunde, Bibliographie, Darmstadt 1972

A. Heuß, Römische Geschichte, Braunschweig [4]1976

J. Bleicken, Geschichte der römischen Republik, München [3]1988

K. Christ, Geschichte der römischen Kaiserzeit, München 1988

H. Bengtson-V. Milojčić, Großer historischer Weltatlas, I: Vorgeschichte und Altertum, München 1953 u.ö.

H. Stier-E. Kirsten, Atlas zur Weltgeschichte I, Braunschweig 1967

Kulturgeschichte

O. Gigon-A. Wotschitzky, Die Kultur des klassischen Altertums, Frankfurt 1970

R. Müller (Hrsg.), Kulturgeschichte der Antike. Bd. I Griechenland, Berlin [3]1980. Bd. II Rom, Berlin [2]1980 (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie 6)

J. Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, 4 Bande hrsg. v. *W. Kaegi,* München 1977

H. D. F. Kitto, Die Griechen, dt. Stuttgart 1957; [2]1978

R. Harder, Eigenart der Griechen. Einführung in die griechische Kultur. Freiburg 1962 (Herder-Bücherei 120)

W. Krause, Die Griechen. Von Mykene bis Byzanz. Wien 1969

M. I. Finley, Die Griechen, dt. München 1976

E. Friedell, Kulturgeschichte Griechenlands, München 1981 (dtv)

K. Dover, The Greeks and their legacy, Oxford 1988

K. Christ, Die Römer, München [2]1984

L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 4 Bände, Leipzig [10]1921–1923 (Nachdruck Aalen 1964)

W. Kroll, Die Kultur der Ciceronischen Zeit, Darmstadt [2]1963

L. P. Wilkinson, Rom und die Römer. Porträt einer Kultur. Dt. Bergisch-Gladbach 1979

Mythologie/Religion

L. Preller-C. Robert, Griechische Mythologie, 2 Bände, Zürich [5]1967 (ursprgl. 1984)

K. Kerényi, Mythologie der Griechen, 2 Bände, Zürich 1951/1958, München 1966 (dtv) 392–397

W. F. Otto, Die Götter Griechenlands, Bonn 1929, Darmstadt [3]1960, [6]1970

H. J. Rose, Griechische Mythologie. Ein Handbuch, München [4]1974

F. Graf, Die Griechische Mythologie, München 1985 (Artemis Einführungen)

W. Burkert, Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche, Stuttgart-Berlin 1977 (Die Religionen der Menschheit 15)

L. Preller-H. Jordan, Romische Mythologie, 2 Bande, Berlin [3]1881–1883. Zürich [4]1978

G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer. München [2]1912 (Nachdruck 1971)

G. Radke, Zur Entwicklung der Gottesvorstellung und der Gottesverehrung in Rom, Darmstadt 1987

Philosophie

E. Zeller, Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 6 Bde. Leipzig [7]1923 (ursprgl. 1844–1852) [bis heute grundlegend]

F. Überweg-K. Praechter, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Teil I: Altertum, 1926 (Neubearbeitung i. Vb.)

K. Vorländer, Philosophie des Altertums, Reinbek 1963

W. Totok, Handbuch der Geschichte der Philosophie, I: Altertum, Frankfurt 1964

W. Kranz, Die griechische Philosophie, München 1971 (dtv WR 4098)

W. K. C. Guthrie, A history of Greek philosophy, 6 Bde. Cambridge 1962–1981

W. Röd, Die Philosophie der Antike. Bd. I: *W. Röd*, Von Thales bis Demokrit. München 1976

Bd. II: *A. Graeser*, Sophistik, Sokratik, Platon und Aristoteles, 1983

Bd. III: *M. Hossenfelder*, Stoa, Epikureismus und Skepsis, München 1986 (Beck'sche Elementarbücher)

C. F. Geyer, Einführung in die Philosophie der Antike, Darmstadt 1978

F. Ricken, Die Philosophie der Antike, Stuttgart 1988

G. Maurach, Geschichte der römischen Philosophie. Eine Einführung. Darmstadt 1989

Wissenschaft/Technik

G. Sarton, A History of Science, London 1952

K. von Fritz, Grundprobleme der Geschichte der antiken Wissenschaft, Berlin 1971

O. Becker, Das mathematische Denken der Antike, Göttingen [2]1966 (Studienhefte zur Altert. Wiss. 3)

F. Krafft, Geschichte der Naturwissenschaft, 1: Die Begründung einer Wissenschaft von der Natur durch die Griechen, Freiburg 1971

B. L. van der Waerden, Die Astronomie der Griechen. Eine Einführung Darmstadt 1988

A. Stückelberger, Einführung in die antiken Naturwissenschaften, Darmstadt 1988

J. G. Landels, Die Technik in der antiken Welt, dt. München [3]1988

Kunst/Archäologie

H. G. Niemeyer, Einführung in die Archäologie, Darmstadt [2]1978

R. Bianchi-Bandinelli, Klassische Archäologie. Eine krit. Einführung. München 1978 (Beck'sche Schwarze Reihe)

G. Richter, Handbuch der griechischen Kunst, dt. Köln 1966
W. H. Schuchardt, Geschichte der griechischen Kunst, Stuttgart 1972
J. Boardmann-J. Dörig-W. Fuchs-M. Hirmer, Griechische Kunst, München ³1976
P. Demargne u.a., Die griechische Kunst, 4 Bande, München ²1977
H. G. Buchholz (Hrsg.), Archaeologia Homerica, 3 Bände Göttingen 1967–1988
B. Andreae, Römische Kunst, Freiburg-Basel-Wien 1973
R. Bianchi-Bandinelli, Die römische Kunst, München 1975

Theater

A. W. Pickard-Cambridge, The Theatre of Dionysus in Athens, Oxford ²1968 [Standardwerk zu Theaterbauten]
A. W. Pickard-Cambridge, The Dramatic Festivals of Athens, rev. by J. Gould and D. M. Lewis, Oxford 1984
M. Bieber, The history of the Greek and Roman theatre, Princeton 1961
T. B. L. Webster, Griechische Bühnenaltertümer, Gottingen 1963 (Studienhefte zur Altert. Wiss. 9)
W. Beare, The Roman stage, London ³1964
S. Melchinger, Das Theater der Tragödie, München 1974
H. D. Blume, Einführung in das antike Theaterwesen, Darmstadt ²1984

Musik

A. Riethmüller-F. Zaminer (Hrsg.), Die Musik des Altertums, Laaber 1989 (Neues Handbuch der Musikwissenschaft, Bd. 1)
Th. Georgiades, Musik und Rhythmus bei den Griechen, Hamburg 1958 u.ö.
G. Wille, Musik, in: LAW, Sp. 2006–2023
E. Pöhlmann, Denkmäler altgriechischer Musik. Sammlung, Übertragung und Erläuterung aller Fragmente und Fälschungen. Nürnberg 1970 (Erlanger Beiträge 31)
A. Neubecker, Altgriechische Musik. Eine Einführung. Darmstadt 1977
G. Wille, Einführung in das römische Musikleben. Darmstadt 1977

Privatleben

J. Marquardt-A. Mau, Das Privatleben der Römer, 2 Bände, ²1886, Nachdruck Darmstadt 1980
H. Blanck, Einführung in das Privatleben der Griechen und Römer, Darmstadt 1976

Staatskunde

E. Meyer, Einführung in die antike Staatskunde, Darmstadt ⁴1980
V. Ehrenberg, Der Staat der Griechen, Zürich-Stuttgart ²1965
F. Gschnitzer (Hrsg.), Zur griechischen Staatskunde, Darmstadt 1969 (WdF 96)
Th. Mommsen, Abriß des römischen Staatsrechts. ²1907, Nachdruck Darmstadt 1982
J. Bleicken, Die Verfassung der römischen Republik. Grundlagen und Entwicklung. Paderborn ³1982 (utb 460)
P. Weber-Schäfer, Einführung in die antike politische Theorie, 2 Bde, Darmstadt 1976
M. T. Finley, Das politische Leben in der antiken Welt, München 1986

Recht

Th. Mommsen, Römisches Strafrecht, Nachdruck Darmstadt 1961 (ursprl. 1899) [z.T. veraltet, aber noch nicht ersetzt]

W. Kunkel, Entwicklung des römischen Kriminalverfahrens in vorsullanischer Zeit. Abhandlungen der Akad. München 1962
W. Kunkel, Römische Rechtsgeschichte. Eine Einführung. Köln-Graz [6]1972
D. Liebs, Romisches Recht. Ein Studienbuch. Gottingen 1975 (utb 465)
A. Söllner, Einführung in die romische Rechtsgeschichte, Munchen [2]1980

Schulwesen und Erziehung

H. I. Marrou, Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum, dt. Freiburg/München 1957 (frz. Paris [2]1950); als Taschenbuch München 1978 (dtv WR 4275)
M. P. Nilsson, Die hellenistische Schule, München 1955
J. Christes, Bildung und Gesellschaft, Darmstadt 1975 (EdF 37)
H. Th. Johann (Hrsg.), Erziehung und Bildung in der heidnischen und christlichen Antike, Darmstadt 1976 (Wege der Forschung 377)
S. F. Bonner, Education in Ancient Rome, London 1977
J. Dolch, Lehrplan des Abendlandes, Nachdruck Darmstadt 1982 [Antike bis 19. Jahrhundert]

Medizin

W. Müri, Der Arzt im Altertum, München [5]1986 [Sammlung und Übertragung von Quellentexten]

Etruskologie

M. Pallottino, Die Etrusker, dt. Frankfurt 1965
J. Heurgon, Die Etrusker, dt. Stuttgart 1971
A. J. Pfiffig, Einführung in die Etruskologie, Darmstadt 1972

Allgemeine Nachschlagewerke in Lexikonform

Pauly's Realencyklopädie der classischen Altertumswissenschaften (RE), 68 Halbbände (in zwei Reihen), 15 Supplementbände und ein Registerband Stuttgart 1893–1978 [das wichtigste Nachschlagewerk für alle Realien (Autoren, Gattungen, Erscheinungen). Gestaltung der Artikel unterschiedlich; am Anfang knapper und neutraler, später z. T. ausführlicher und persönlicher.]
Der kleine Pauly (KP), Lexikon der Antike, hrsg. und bearb. v. K. Ziegler u. a., 5 Bände, München-Zürich 1964–1976 [derzeit maßgebendes Lexikon als gekürzte Neubearbeitung der RE]. Taschenbuchausgabe 1979 (dtv 5963)
Oxford Classical Dictionary (OCD), [2]1970 [gutes und preiswertes Nachschlagewerk]
Lexikon der Alten Welt (LAW), Zürich 1965 [vielseitige, gute Übersichten und Modelle]; auch als Taschenbuchreihe: dtv-Lexikon der Antike (13 Bände in 5 Abteilungen; Geschichte, Kulturgeschichte, Kunst, Literatur, Religion)
J. Irmscher-R. Jahne (Hrsg.) Lexikon der Antike. Leipzig [6]1985 [gründlich und reichhaltig]
O. Hiltbrunner, Kleines Lexikon der Antike, Bern-München [4]1964 [bei knappem Raum sehr reichhaltig und zuverlässig]
H. Lamer u. a., Wörterbuch der Antike, Stuttgart [8]1976
H. H. Schmitt/E. Vogt (Hrsg.), Kleines Wörterbuch des Hellenismus, Wiesbaden 1988
Reallexikon für Antike und Christentum (RAC), bisher 14 Bände: bis Hexe [ausgezeichnetes Nachschlagewerk zur Antike und ihrer Rezeption im Christentum]

W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und romischen Mythologie, Leipzig 1884–1937 (Nachdr. 1965 in 9 Bd. und einem Suppl.-Band)
H. Hunger, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, Wien [7]1975
H. W. Haussig, Das Wörterbuch der Mythologie, 2 Bde. Stuttgart 1965/1973
E. Tripp, Lexikon der antiken Mythologie, dt. Stuttgart [2]1975
M. Grant-L. Hazel (Hrsg.), Lexikon der antiken Mythen und Gestalten, Munchen 1976
H. Gärtner, Kleines Lexikon der griech. und röm. Mythologie, Leipzig 1989
Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG), Tubingen [3]1957–1962

P. Harvey, The Oxford companion to classical literature, Oxford 1937 u.ö.
P. Kroh, Lexikon der antiken Autoren, Stuttgart [2]1976
W. Buchwald-A. Hohlweg-O. Prinz, Tusculum-Lexikon griechischer und lateinischer Autoren des Altertums und des Mittelalters, Munchen [3]1982
E. Frenzel, Stoffe der Weltliteratur, Stuttgart [2]1970
E. Frenzel, Motive der Weltliteratur, Stuttgart 1976
G. von Wilpert, Lexikon der Weltliteratur, 2 Bande, Band 1: Verfasser, Stuttgart 1963; Band 2: Werke, Stuttgart 1968
Kindlers Literatur Lexikon, 12 Bände, München [2]1974; auch als Taschenbuchausgabe, 25 Bde., München 1974 (Neuausgabe 1982)
E. Schmalzriedt (Hrsg.), Hauptwerke der antiken Literaturen. München 1976 [Sammlung der die Antike betreffenden Artikel aus Kindlers Literatur Lexikon mit einführenden Essays von W. Jens, W. Schmidt und F. Dölger]

5. *Das Studium des Griechischen und des Lateinischen*

5.1. *Die Wahl des Studienfachs*

Fischer Kolleg Band 1 (Schule-Studium-Berufswahl), Frankfurt [2]1982
H. W. Schmidt, Klassische Philologie, in: Hochschulführer, hrsg. v. P. Kipphoff u.a., Hamburg 1965 u.ö. (Die Zeit Bücher), 254–258
P. L. Schmidt, Studieneinführung Griechische und Lateinische Philologie (Klassische Philologie), in: Abi 3, 4 (1979), 30–32

Mögliche Studienabschlüsse

Staatsexamen: Man vergleiche die Prüfungsordnungen der einzelnen Bundesländer
Promotion, Magister: Man vergleiche die Prüfungsordnungen der zuständigen Abteilung (Fachbereich) der einzelnen Universitäten (Promotionsordnung; Ordnung für die akademische Abschlußprüfung: Magister)

Berufsmöglichkeiten

E. Burck, Klassischer Philologe, Blätter zur Berufskunde, Band 3–X H 02 Bielefeld [5]1979 [Berufsentwicklung, Aufgaben, Neigung, Studienaufbau, Literaturhinweise; auch einzeln beziehbar]
W. Krieg Wissenschaftlicher Bibliothekar, ebda. 3–X B 01, [4]1974
D. Pinkerneil, Alternativen. Die Berufsaussichten des Geiteswissenschaftlers außerhalb der Schule, Kronberg/Taunus 1973 (Scriptor Taschenbücher)

Studieninhalt

J. Marouzeau, Das Latein, dt. München 1969 (dtv WR 4029) [ursprünglich an französische Schüler gerichtet; gute Einführung in einzelne Aspekte der lateinischen Philologie; nützliche Literaturhinweise]

P. Grimal, Guide de l'étudiant latiniste, Paris 1971 [gute Einführung in den (französischen) Studiengang; reiche Literaturhinweise]

C. J. Classen, Das Studium der lateinischen Literatur, AU 1976 (1), 47–63

G. Viansino, Introduzione allo studio critico della letteratura latina, Salerno 1977 (Libreria internazionale: Aggiornamenti critici)

A. Traina-G. Bernardi-Perini, Propedeutica al Latino universitario, Bologna ²1977

5.2. Akademische Lehrveranstaltungen

P. R. Schulz, Alte Sprachen auf neuen Wegen? Gymnasium 1973, 518–520

5.2.3. Sprachkurse (Stilübungen)

A. Kleinlogel, Die Stilübungen im Rahmen der sprachlichen Ausbildung, AU 16, 1 1973, 5–17

H. Happ, Kontrastive Grammatik und lateinische Stilübungen, AU 16, 1 (1973), 32–63

W. Burnikel, Die lateinischen Stilübungen an der Universität, in MDAV 21, 4 (1979), 4–11

G. Binder (Hrsg.), Lateinunterricht in Universitätskursen I, II (= AU 27, 3/4, 1984)

Übungsmaterial und Hilfsmittel

I. von Müller, Lateinische und griechische Stilübungen, München ³1954 [schwierig: für Fortgeschrittene]

H. Menge, Repetitorium der griechischen Syntax, 9. Aufl. von A. Thierfelder u. U. Gebhardt, München 1961; Nachdruck Darmstadt 1989

F. Maier, Stilübungen und Interpretation im Griechischen, München 1967

O. Schönberger, Übungsbuch der griechischen Sprache, Heidelberg ²1957

J. Ph. Krebs-J. H. Schmalz, Antibarbarus der lateinischen Sprache, Basel ⁷1905 (Nachdr. Darmstadt 1984)

H. Menge-O. Schönberger, Lateinische Synonymik, Heidelberg ⁵1959

O. Schönberger, Lateinische Phraseologie, Heidelberg ²1958

H. Menge, Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik, bearb. v. A. Thierfelder, München Nachdruck ¹⁷1979

O. Schönberger, Übungsbuch des lateinischen Stils, Heidelberg ³1970

H. Fingerle, Lateinische Stilübungen, München 1965

H. Menge, Materialien zur Erlernung und Wiederholung der lat. Grammatik, 6. Aufl. von E. Krause, Nachdruck Darmstadt 1974

K. F. Nägelsbach, Lateinische Stilistik für Deutsche, Nürnberg ⁹1905 (Nachdr. Darmstadt 1980) [Elemente einer kontrastiven dt.-lat. Grammatik]

5.3. Verlauf des Studiums

Studienpläne für die Fächer Griechisch und Latein der einzelnen Universitaten
Hilfsbüchlein für die Latein-Studenten der Freien Universität Berlin (nicht im Handel, aber in den meisten Seminarbibliotheken vorhanden), Berlin ³1968

5.3.2. Der Erwerb von Sprachkenntnissen; Latinum und Graecum

A. Zeller-M. Weiss, Organon, Griechisches Unterrichtswerk, München-Bamberg ³1985 [Lehrbuch, Grammatik Wortkunde]
W. Heilmann-K. Roeske-R. Walther, LEXIS. Einfuhrung in die griechische Sprache, Neubearbeitung Frankfurt 1988
J. Ysebaert-K. I. Leip, HISTOREO, Lehrgang des Griechischen, Frankfurt 1977–79 [Textband, Lernbuch, Grammatik]
W. Elliger-G. Fink-G. Keil-Th. Meyer, KANTHAROS. Griechisches Unterrichtswerk. Stuttgart 1982/83 [Textband, Beiheft, Lehrerheft, Kurzgramm.]
G. Zuntz, Griechischer Lehrgang I–III, Göttingen 1983
E. Bornemann, Lateinisches Unterrichtswerk, Ausgabe B, Frankfurt ⁸1970 [Lehrbuch und Grammatik]
M. Fuhrmann u.a., NOTA. Lehrgang für Latein als dritte Fremdsprache. Stuttgart 1976
H. J. Glücklich-H. Holtermann-W. Zapfe, Fontes. Lehrgang für Latein als dritte Fremdsprache und für späteren Beginn. Göttingen 1979
R. Nickel. Litterae. Unterrichtswerk für spätbeginnendes Latein. Bamberg 1982 [2 Bände und Lehrerheft]
G. Fink, Die griechische Sprache. Einführung und kurze Grammatik. München 1986
W. Eisenhut, Die lateinische Sprache, Lehrgang für deren Liebhaber, München ⁶1989
W. Gemoll, Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch mit einer Einführg. in die Sprachgeschichte von H. Kronasser, München-Stuttgart ⁹1965
J. M. Stowasser-M. Petschenig, Der kleine Stowasser. Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, Einleitung und Etymologie von F. Skutsch, Neubearbeitung von R. Pichl, Stuttgart 1979
K. H. Schäfer-B. Zimmermann, Langenscheidts Taschenwörterbuch Altgriechisch-Deutsch. Neubearbeitung Berlin 1986
E. Pertsch, Langenscheidts Großes Schulwörterbuch Lateinisch-Deutsch. Erweiterte Neuausgabe 1983. [Gute Angaben zu Quantitäten, Etymologie, Bedeutungen und Kontexten]
R. Hau, PONS, Globalwörterbuch Lateinisch, Stuttgart ²1986
Th. Meyer-H. Steinthal, Grund- und Aufbauwortschatz Griechisch, Stuttgart 1973
J. Michel-M. Gester, Lexique de base du Latin, Paris 1967
E. Habenstein-E. Hermes-H. Zimmermann, Grund- und Aufbauwortschatz Latein, Stuttgart 1978
G. Fink, Langenscheidts Grundwortschatz Latein (nach Sachgruppen geordnet), Berlin-München 1987
E. Hermes-H. Meusel, Grundwortschatz Latein nach Sachgruppen, Stuttgart 1988

R. Vischer, Lateinische Wortkunde, Stuttgart 1977 [Differenzierung nach Autoren]
R. Willer, Latein, in: Fischer-Kolleg, Band 7 (Sprachen), Frankfurt [2]1982, 209–290
R. Eikeboom-H. Holtermann, Programmierte Lateinische Grammatik, Gottingen [6]1975

5.4. Der Studienabschluß

E. Standop, Die Form der wissenschaftlichen Arbeit, Bochum [8]1979 (UTB 272)
J. W. Scheer-H. Zenz, Studenten in der Prufung, Frankfurt 1973
K. Poenicke, Die schriftliche Arbeit, Mannheim-Wien-Zurich 1985

5.5. Berufsfelder und spezifische Berufsvorbereitung

5.5.1. Lehrer am Gymnasium

Berufsvorbereitung

Ausbildungsordnung für Lehrer an Gymnasien (der Sekundarstufe I und II) des jeweiligen Bundeslandes
E. Ahrens, Lateinausbildung im Studienseminar, Frankfurt [2]1966
A. Klinz, Griechischausbildung im Studienseminar, Frankfurt 1963

Unterricht (Didaktik und Methodik)

M. Krüger-H. Hornig, Methodik des altsprachlichen Unterrichts, Frankfurt [2]1963
W. Jakel, Methodik des Altsprachlichen Unterrichts, Heidelberg [2]1966
N. Wilsing, Die Praxis des Latein-Unterrichts, 2 Bande, Stuttgart [2]1968/1964 (Nachdruck 1972).
H. Heusinger, Altsprachlicher Unterricht, Weinheim 1967 (Quellen zur Unterrichtslehre Bd. 12)
E. Römisch (Hrsg.), Griechisch in der Schule, Frankfurt 1972
R. Nickel, Altsprachlicher Unterricht, Darmstadt 1973 (Ertrage der Forschung 15)
R. Nickel (Hrsg.), Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts, Darmstadt 1974 (WdF 461)
H. J. Fischer, Der altsprachliche Unterricht in der DDR – Entwicklung, Funktion und Probleme des Latein- und Griechischunterrichts von 1945–1973, Paderborn 1975
K. Bayer (Hrsg.), Leistungsmessung im altsprachlichen Unterricht, Donauwörth 1976
M. Fuhrmann, Alte Sprachen in der Krise? Stuttgart 1976
J. E. Sharwood-Smith, On Teaching Classics, London 1977
R. Nickel, Die Alten Sprachen in der Schule, Frankfurt [2]1978
H. J. Glücklich, Lateinunterricht. Didaktik und Methodik, Göttingen 1978 (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1446)
M. Fuhrmann-J. Klowski (Hrsg.): Bielefelder Kolloqium – Didaktische Grundprobleme des altsprachlichen Unterrichts I und II (= Der altsprachliche Unterricht XXII 1979, Heft 1 und 2) [u.a. Klowski, Versuch einer Didaktik des Griechischen, S. 35–42]
J. Gruber-F. Maier (Hrsg.), Fachdidaktisches Studium in der Lehrerbildung. Alte Sprachen I/II, München 1979/82

F. Maier, Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt, 3 Bde., Bamberg 1979–1985
P. Hohnen, Zur Didaktik-Diskussion des Altsprachlichen Unterrichts, Gymnasium 87, 1980, 327–344
U. Frings-H. Keulen-R. Nickel, Lexikon zum Latein-Unterricht. Freiburg-Würzburg 1981
K. Westphalen, Der Beitrag der Alten Sprachen zur gymnasialen Bildung, in: AU 24, 2 (1981), 48–63 (= DSW 15, 1981, 155–179)
R. Nickel, Einführung in die Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts, Darmstadt 1982
F. Maier, Technologische Herausforderung und humanistische Bildung, Bamberg 1986
J. Gruber, Altsprachlicher Unterricht. In: H. Hierdeis (Hrsg.), Taschenbuch der Pädagogik, Baltmannsweiler ²1986, I 1–7

Curriculum

K. Bayer (Hrsg.), Lernziele und Fachleistungen. Ein empirischer Ansatz zum Latein-Curriculum, Stuttgart 1973 (Altsprachl. Unterr. XVI, Beih. 1)
K. Westphalen (Hrsg.), Curriculum-Diskussion, Altsprachl. Unterr. 1973, Heft 4
K. Westphalen, Praxisnahe Curriculumentwicklung, Donauworth ⁸1980
M. Fuhrmann, Curriculum-Probleme der gymnasialen Oberstufe (Latein), in: Gymnasium 84, 1977, 260–278
R. Kannicht, Curriculum-Probleme der gymnasialen Oberstufe (Griechisch), in: Gymnasium 84, 1977, 241–258

Sprachunterricht der Unter- und Mittelstufe (Sekundarstufe I)

H. Steinthal, Principia Latinitatis, Grundsatzliches zum lateinischen Anfangsunterricht. Stuttgart 1966 (Der Altsprachl. Unterr., Beiheft zu Reihe IX).
H. von Hentig, Platonisches Lehren, Band 1, Stuttgart 1966 [Lat. Sprachunterricht]
R. Nickel, Didaktik (s.o.; mehrere Beitrage)
U. Dönnges-H. Happ, Zur Anwendung der Dependenz-Grammatik auf den Latein- und Griechisch-Unterricht. Vier Aufsatze. Heidelberg 1977 (Gymnasium Beihefte 8) [Gute Einführung; unterrichtspraktische Überlegungen und Versuche]
H. Bick, Zur Aussprache des Lateinischen, Munchen 1982 (Kassette und Begleitheft)
R. Pfister, Lateinische Grammatik in Geschichte und Gegenwart (s.o. 3.1.3) [mehrere Beiträge]
ISB München, Handreichungen fur den Griechischunterricht in der 9.–10. Jahrgangsstufe, 7. Folge, 2 Halbbande, München 1988/89

Lektüre (Ziele, Kanon, Didaktik und Methodik)

W. Ludwig, Die lateinischen Schulautoren, in: Mitteilungsblatt des DAV 11, 1968, 1–12
H. Krefeld (Hrsg.), Interpretationen lateinischer Schulautoren, Frankfurt ²1970
E. Römisch (Hrsg.), Lernziel und Lateinlektüre, Stuttgart 1974 (AU XVII, Beih.)
K. Westphalen, Latein ohne Richtschnur, Anregung 1975, Heft 1, 18–28
R. Nickel (Hrsg.), Übergangslektüre. Der Altsprachliche Unterricht XVIII 1975 H. 5
H. Krefeld (Hrsg.), Impulse fur die lateinische Lektüre, Frankfurt 1979
W. Stroh, Kann man es lernen, lateinische Verse zu sprechen? In: DSW 15, 1981, 62–89

ISB München, Handreichungen für den Lateinunterricht in den Jahrgangsstufen 8–11, Band I: Prosa, Band II: Dichtung, München 1984

W. Höhn-W. Zink, Handbuch für den Lateinunterricht. Sekundarstufe I, Frankfurt 1987

H. J. Glücklich (Hrsg.), Lateinische Literatur, heute wirkend, 2 Bände, Göttingen 1987

Oberstufe/Kollegstufe/Studienstufe/Sekundarstufe II

ISB München, Handreichungen für den Griechischunterricht in der Kollegstufe des Gymnasiums, 6. Folge, 1983

H. Meyerhöfer, Das Erwachen des kritischen Bewußtseins bei den Griechen, Donauwörth 1976 [Leistungskurs: Ilias, Frühgriechische Lyrik, Vorsokratiker]

H. Meyerhöfer, Der radikale Denkansatz in der Sophistik, Donauwörth 1978 [Zum Leistungskurs Griechisch]

P. Bergmann, Individuum und politische Ordnung Donauwörth 1978 (Didaktische Reihe für den Sekundarbereich) [Zum Leistungskurs Griechisch]

K. Büchner (Hrsg.): Latein und Europa, Stuttgart 1978

W. Höhn-N. Zink (Hrsg.): Handbuch Latein-Sekundarstufe II, Frankfurt 1979.

ISB München, Handreichungen für den Lateinunterricht in der Kursphase der Oberstufe, Leistungskurs, München/Donauwörth 1984

H. W. Schmidt-P. Wülfing, Antikes Denken – Moderne Schule, Heidelberg 1988 (= Gymnasium Beih. 9) [zur griech.-röm. Philosophie]

Fachzeitschriften für den Altsprachlichen Unterricht

Anregung. Zeitschrift für Gymnasialpädagogik, München (Bayerischer Schulbuchverlag), 1955 ff. [mit Literaturberichten]

Der altsprachliche Unterricht (AU) Stuttgart (Klett-Verlag), 1951 ff.

Die Alten Sprachen im Unterricht (DASIU), Bamberg (Buchners Verlag)

Gymnasium, Zeitschrift für Kultur der Antike und humanistische Bildung, Heidelberg (Winter-Verlag) 1949 ff.

IANUS (bisher: Informationen zum Altsprachlichen Unterricht), Graz 1987 ff. (Ak d. Druck- und Verlagsanstalt)

Mitteilungen des Deutschen Altphilologenverbandes (MDAV), Bamberg (Buchners Verlag)

Reihen von kommentierten Textausgaben für die griechische und lateinische Lektüre:

Altsprachliche Texte (Klett-Verlag, Stuttgart)

Exempla (Vandenhoeck- und Ruprecht-Verlag, Göttingen) [mit Lehrerheften unter dem Titel Consilia]

Fructus (Ploetz-Verlag, Freiburg/Wurzburg) [mit Lehrerheften]

Fundus (Auer-Verlag, Donauwörth)

Griechische und lateinische Klassiker (Schöningh-Verlag, Paderborn)

Modelle (Diesterweg-Verlag, Frankfurt/Main) [z. T. mit Lehrerheft]

Mythos und Logos (Buchners Verlag, Bamberg)

Ratio (Buchners-Verlag, Bamberg) [z. T. mit Lehrerheft]

Sammlung lateinischer und griechischer Klassiker (Aschendorff-Verlag, Munster)

Testimonia (Bayrische Verlagsanstalt, Bamberg)

Wichtige Buchreihen, die Hilfen für den Unterricht bieten:

Auxilia. Unterrichtshilfen fur den Lateinlehrer, hrsg. von F. Maier, Bamberg 1ff., 1980ff. (bisher 19 Bände)

Dialog Schule-Wissenschaft. Klassische Sprachen und Literaturen. Band 1–9 hrsg. von F. Hörmann, München 1967–1975. Band 10ff. hrsg. von P. Neukam, München 1976ff. (bisher 22 Bände; zitiert als DSW)

Heidelberger Texte, Didaktische Reihe, hrsg. von S. Heß, E. Romisch, H. Vester, Heidelberg-Würzburg 1970ff. (bisher 13 Bände)

Schule und Forschung, Diesterweg-Verlag, Frankfurt

5.5.2. Weitere Berufe

D. Pinkerneil (s.o. 5.1)

W. Krieg, Einführung in die Bibliothekskunde, Darmstadt 1982

Bundesarbeitsgemeinschaft der Referendare und Studienräte im Deutschen Philologenverband: Ratgeber für arbeitslose Lehrer 4, 1986

–, Alternative Arbeitsmärkte für Lehrer, [2]1986

7. Anhang

7.1. Abkürzungen im textkritischen Apparat

acc.	accedente, accedit
adscr.	adscripsit (-tum)
add.	addunt, addidit
ad l., ad loc.	ad locum
al.	alii, alios locos, alibi
al. al.	alii aliter
ap.	apud
a. r.	ante rasuram
cet., cett.	ceteri
cf.	confer
cod., codd.	codex, codices
coll.	collato
coni. (ci.)	coniecit, coniecerunt
cont.	contulit, contulerunt
corr.	correxit, correxerunt, correctum
defend.	defendit, defenderunt
del.	delevit, deleverunt
dist.	distinxit, distinxerunt
ed.; edd.	editio, editor; editiones, editores
em.	emendavit, emendaverunt
exp.	expunxit, expunxerunt
fort.	fortasse
i e.	id est
i. m.	in margine
i. r.	in rasura
ins.	inseruit
it.	iteravit
lac. (ind.; stat.)	lacuna (lacunam indicavit, statuit)
lect.	lectio, lectionem
loc.	locavit
m.	manus
m. 1	manus prima
mg., i(n) m(arg.)	in margine
m. r.	manus recentior
mut.	mutavit
n. l.	non liquet
om.	omisit, omiserunt
prob.	probante, probantibus

ra., i(n) r(as.)	in rasura
rec(c).	recens, recentior (recentiores)
reli.	reliqui
s.	sive
saec.	saeculum, saeculi, saeculo
Schol, Σ, σχ	Scholium, Scholia
secl., scl.	seclusit
sim.	similia, similiter
sp(at).	spatium, spatio
sq., sqq.	sequentem, sequentes
sup., ss.	superscripsit, superscriptum/-pto
suppl.	supplevit, -erunt
i.t.	in textu
transpos.	transposuit
v. (vv.)	versum s. versus (versūs)
vd. (v.)	vide
v(ar.) l(ect.)	varia lectio

7.2. Zeitschriften für Klassische Philologie

(mit Erscheinungsort u. üblicher Abkürzung;
kursiv gedruckte Abkürzungen = in der APh gebräuchlich)

L'Année Philologique (Paris) [Bibliogr.] – *APh* („Marouzeau")
L'Antiquité Classique (Louvain) – AntCl, *AC*
Acta Classica (Cape Town) – *AClass*
Der altsprachliche Unterricht (Velber/Stuttgart) – Altspr. Unterr., *AU*
American Journal of Philology (Baltimore) – *AJPh*
Antike und Abendland (Berlin) *AA*
Anzeiger fur die Altertumswissenschaft (Wien) [Forsch.ber.; Rez.] – AnzAW, *AAHG*
Classical Philology (Chicago) – ClPh, *CPh*
Classical Quarterly (Oxford) – ClQu, *CQ*
Classical Review (Oxford) [Rez.] – ClRev, *CR*
Classical World (Bethlehem/USA) – ClW, *CW*
Estudios Clasicos (Madrid) – EstCl, *EClas*
Emerita (Madrid)
Eranos (Uppsala)
Glotta (Göttingen)
Gnomon (München) [Rez.]
Grazer Beiträge (Graz) – *GB*
Gymnasium (Heidelberg)
Hermes (Wiesbaden)
Indogermanische Forschungen (Berlin) – *Idg. Forsch*
Journal of Hellenic Studies (London) – *JHS*
Journal of Roman Studies (London) – *JRS*
Jahrbuch für Antike und Christentum (Munster) – *JbAC*

Les Études Classiques (Namur) – EtCl, *LEC*
Latomus (Brüssel)
Lustrum (Göttingen) [Forschungsberichte]
Museum Helveticum (Basel) – MusHelv, *MH*
Maia (Bologna)
Mnemosyne (Leiden)
La Parola del Passato (Neapel) – *PP*
Philologus (Berlin/Wiesbaden)
Phoenix (Toronto)
Poetica (Amsterdam)
Revue Belge de Philologie et d'histoire (Anvers) – *RBPh*
Revue des Études Latines (Paris) – *REL*
Revue de Philologie (Paris) – RevPhil, *RPh*
Rheinisches Museum für Philologie (Frankfurt) – *RhM*
Rivista di Filologia e di istruzione classica (Turin) – RivFil, *RFiC*
Studi Italiani di filologia classica (Florenz) – *SIFC*
Symbolae Osloenses (Oslo) – SOslo, *SO*
Transactions and Proceedings of the American Philological Association (Ithaka/Oxf.) – *TAPhA*
Vigiliae Christianae (Amsterdam) – *VChr*
Wiener Studien (Wien) – WSt, *WS*
Yale Classical Studies (New Haven USA) – *YClS*
Zeitschrift fur Papyrologie und Epigraphik (Bonn) – *ZPE*

7.3. Hinweise zu weiteren gebräuchlichen Abkürzungen

Hinweise und Erklarungen finden sich an folgenden Orten:

1. Abkürzungen beim Zitieren antiker Autoren und Werke:
   Autorenliste des Greek-English Lexicon von Liddell-Scott-Jones;
   Zitierliste des Thesaurus Linguae Latinae (eigener Band)
2. Abkürzungen für Bücher und Zeitschriften:
   L'Année Philologique [am Anfang jedes Bandes; diese Abkürzungen sind sehr knapp und nicht allgemein verbindlich]
   Lexikon der Alten Welt, Sp. 3463 (= dtv-Ausgabe I 40ff.)
   T. Ulving, Periodica Philologica abbreviata, Stockholm 1963 [für Zeitschriften und sonstige regelmäßige Veröffentlichungen]
   Gnomon, beim Inhaltsverzeichnis jedes Bandes

8. Anmerkungen

1. *Klassische Philologie: Begriff, Geschichte, Situation*

1. Vgl. R. Pfeiffer, Geschichte der klass. Philologie I, München ²1978, 18; W. H. Friedrich, Artikel Philologische Methode, in: Fischer Lexikon Literatur, II 2, 408ff.
2. Z.B. Platon, Laches 188 C; Theaetet 146 A.
3. H. Friedrich, in: Die Werkinterpretation (Wege der Forschung 36), Darmstadt 1967, 299.
4. O. Conrady, Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Hamburg 1966, 27.
5. Den Begriff „Text" verwenden wir im traditionellen Sinn für *schriftlich fixierte* Sprachäußerungen, obwohl er in der neueren Linguistik z.T. in weiterem Sinn gebraucht wird. Vgl. z.B. H. Glinz, Textanalyse und Verstehenstheorie, I, Frankfurt 1973, 20ff.
6. R. Pfeiffer, Philologia perennis, 18.
7. H. Patzer, Der Humanismus als Methodenproblem der klassischen Philologie, in: Humanismus (Wege der Forschung 17), Darmstadt 1970, 270.
8. A. Böckh, Enzyklopädie und Methodenlehre der Philologischen Wissenschaften, Darmstadt 1966, 10.
9. H. G. Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen ²1965, 170.
10. Böckh 10; H. Usener, Philologie und Geschichte, passim.
11. H. Tränkle, in: Fuhrmann/Tränkle, Wie klassisch ist die klassische Antike? Zürich 1971, 24.
12. J. Irmscher, Praktische Einführung in das Studium der Altertumswissenschaft, Berlin 1954, 4.
13. M. L. West, Textual criticism and editiorial technique, Stuttgart 1973, 1.
14. U. von Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie, Leipzig 1921, 1.
15. F. A. Wolf, zitiert nach R. Pfister, Linguistik für Latinisten, Dillingen 1972, 5.
16. Vgl. Cicero, Academica II 73 über Demokrit; Gellius, Noctes Atticae 19, 8, 15.
17. Vgl. R. Pfeiffer, Geschichte der Klassischen Philologie I, 254.
18. E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern ⁴1963, 256 (Kap. 14: „Klassik").
19. U. von Wilamowitz-Moellendorff, Geschichte der Philologie, Leipzig 1921, 1.
20. Philologie und Historie, Basler Antrittsvorlesung 1914; auch in: Humanistische Reden und Vorträge Berlin ²1960, 1–16; sowie in: Humanismus (Wege der Forschung 17), Darmstadt 1970, 1–17; Zeitschrift „Die Antike" seit 1925; Paideia I 1934 (⁴1959), ^{II}1944 (²1954); ^{III}1947 (²1955).
21. W. Jaeger (Hrsg.), Das Problem des Klassischen und die Antike, Leipzig 1933 (Nachdruck Darmstadt 1961).
22. K. Reinhardt, Die klassische Philologie und das Klassische, in: Von Werken und Formen, Godesberg 1948, 419–457.

23. Der Humanismus als Methodenproblem der klassischen Philologie, in: Humanismus (Wege der Forschung 17), Darmstadt 1970, 259ff.
24. Zum „Klassischen" als einem mehrfach historisch bedingten Rezeptionsphänomen vgl. E. Schmalzriedt, „Vom Unklassischen der Klassik", Antrittsvorlesung Tubingen 1970; in: Inhumane Klassik, München 1971, 9–28.
25. W. Marg, Gymnasium 1972, 379.
26. E. Hermes, in: R. Nickel (Hrsg.), Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts (Wege der Forschung 461), Darmstadt 1974, 107f.; J. A. Mayer, ebenda 288f.
27. E. Vogt, Der Begriff der Klassik ...; R. Warning, Zur Hermeneutik des Klassischen (vgl. Hinweise zur Literatur 1.2).
28. W. Jaeger, Philologie und Historie (s. o. Anm. 20); vgl. auch W. Schadewaldt, Hellas und Hesperien, ²1970, II, 606f.
29. L. Traube, Ges. Vorlesungen und Abhandlungen, I, München 1909, 13.
30. R. Pfeiffer, Geschichte der klass. Philologie, I/II München 1978/1982. An Pfeiffers Darstellung schließt sich das vorliegende Kapitel weitgehend an.
31. Vgl. S. Timpanaro, La genesi del metodo del Lachmann, Florenz 1964.
32. Vgl. dazu J. Latacz, Klassische Philologie und moderne Sprachwissenschaft, Gymnasium 1974, 67ff.; R. Pfister, Zur Geschichte der lateinischen Grammatik, in: Linguistik für Latinisten, Dillingen 1972, S. 13–38.
33. W. von Humboldt, Bildung und Sprache, bes. von C. Menze, Paderborn 1959.
34. R. Pfister, Grammatik als Denkschulung ..., in: Der Altsprachliche Unterricht 1961, Heft 2, 128 (= Lateinische Grammatik ... 54).
35. Vgl. u. Kap. 2.3.
36. Vgl. H. Fuchs, Rückschau und Ausblick im Arbeitsbereich der lateinischen Philologie, Museum Helvetium 1947, 147–198.
37. Vgl. K. von Fritz, Die neue Interpretationsmethode in der klassischen Philologie, Neue Jahrb. f. Wissensch. und Jugendbildung 8, 1932, 337–354.
38. Insbesondere gilt dies aus deutscher Sicht, jedoch auch für andere europäische Länder, weniger deutlich vielleicht für Amerika. Vgl. H. Fuchs, Ruckschau und Ausblick im Arbeitsbereich der lateinischen Philologie, Museum Helveticum 1947, 147–198; A. B. Hentschke-U. Muhlack, Einführung in die Geschichte der klassischen Philologie, Darmstadt 1972, 136–142.
39. Zur Unterscheidung dieser Aspekte vgl. etwa F. Maier, Fachdidaktik in der Berufsausbildung für die Lehrer der Alten Sprachen, in: Zur Didaktik der Alten Sprachen in Universität und Schule, 9–31.
40. Vgl. u. Teil 2–4.
41. Vgl. M. Fuhrmann, Die Antike und ihre Vermittler 14ff.
42. W. Schulz, Philosophie in der veranderten Welt, Pfullingen 1972, 574.
43. E. Heitsch, Klassische Philologie zwischen Anpassung und Widerspruch, Gymnasium 1974, 369ff.
44. M. Fuhrmann, in Fuhrmann/Tränkle 51.
45. W. Schulz, Philosophie in der veränderten Welt, Pfullingen 1972, 543.
46. W. Schulz, Philosophie 544ff.
47. W. Schadewaldt, Sinn und Wert der humanistischen Bildung im Leben unserer Zeit, Hellas und Hesperien, Zürich ²1970, II, 528ff.; kritisch dazu Witteilmann, Anregung 28, 1982, 36–44.
48. U. Hölscher, Die Chance des Unbehagens, Göttingen 1965.

49. H. Patzer, Aktuelle Bildungsziele und altsprachlicher Unterricht, in: Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts (Wege der Forschung 461), Darmstadt 1974, 46–65.
50. K. von Fritz, Philologische und philosophische Interpretation, in: Die Interpretation in der Altertumswissenschaft (5. FIEC-Kongreß Bonn 1969), Bonn 1971, 55–74, und K. von Fritz, Rückblick, ebda. 83–86.
51. R. Kannicht, Philologia perennis? In: Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts (Wege der Forschung 461), Darmstadt 1974, 353–385.
52. H. G. Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen [2]1965, 271; W. Müller-Seidel, in: Das bürgerliche Trauerspiel (Band 15 der Reihe: Klassische deutsche Dichtung, hrsg. von F. Martini und W. Müller-Seidel), Freiburg/Basel/Wien 1964, 537.
53. E. Heitsch, Klassische Philologie und Philologen, in: Gymnasium 93, 1986, 417–434.

2. *Der Wortlaut der Texte*

1. Zur Bedeutung der lateinischen Bezeichnungen von Handschriften vgl. Lexikon der Alten Welt, Sp. 3375ff.
2. Vgl. H. Hunger, Geschichte der Textüberlieferung, I, Zürich 1961, 61.
3. Vgl. E. A. Lowe, Codices rescripti, Mélanges Tisserant V, Rom 1964.
4. F. Brunhölzl, Die Lukrezüberlieferung, Hermes 1962, 97–104.
5. Die drei genannten Schritte entsprechen der Theorie von P. Maas. Lachmann hatte den ersten und dritten gefordert. Pasquali zeigt ihr ständiges Ineinandergreifen.
6. Der Ausdruck „Leitfehler" wird jedoch auch zur Bezeichnung von „Bindefehlern" (s.u. S. 44) verwendet.
7. P. Maas, Textkritik ([1]1927, in: Gercke-Norden, Einleitung in die Altert.-Wiss. I 2) [4]1960, S. 26.
8. P. Maas 5. Dieses Verfahren wurde bereits von Politian angewandt. Auf Vorsichtsmaßnahmen weist Pasquali hin (Storia della tradizione e critica del testo, [2]1952, 23–40).
9. Vorlaufer dieses Ausdrucks ist der von J. A. Bengel ca. 1730 bei Untersuchungen zur Überlieferung des Neuen Testaments geprägte Ausdruck „tabula genealogica". Ihn hatte Lachmann zunächst bei seinen Untersuchungen zum gleichen Problem übernommen. Den Ausdruck „Stemma" führte 1831 C. Zumpt in seiner Ausgabe von Ciceros Verrinen ein. Er wurde von Ritschl, Madvig und 1847 von Bernays in seinem Lukrez-Stemma übernommen, bevor Lachmann 1850 in seinem Lukrez-Kommentar Begriff und Vorgehen theoretisch erklarte. Sein methodisches Vorgehen bedeutete einen großen Fortschritt gegenüber dem früher vielfach üblichen willkürlichen Auswählen von Handschriften als Grundlage einer Ausgabe. Vgl. S. Timpanaro, La genesi del metodo del Lachmann, Florenz 1964.
10. O. Seel, Gnomon 1936, 20.
11. Dieser Meinung ist u.a. A. Dain. Dementsprechend definiert er den Archetypus als „le plus ancien témoin de la tradition, où le texte d'un auteur se trouve consigné dans la forme, qui nous a été transmise".
12. Diese Ansicht vertritt u.a. G. Pasquali; vgl. O. Seel, Gnomon 1936, 20.
13. P. Maas, Textkritik [1]1927, [3]1957. Vgl. H. Erbse, Gnomon 1959, 97–103.
14. H. Erbse, LAW Sp. 3022; vgl. Maas 8.
15. Vgl. Reynolds-Wilson, Scribes and Scholars, Oxford 1968, [2]1974.

16. Vgl. K. Dover, Aristophanes Clouds, Oxford 1968; C. Becker, Tertullians Apologeticum, Werden und Leistung, München 1954. Allgemein: G. Pasquali, Storia della tradizione e critica del testo, Florenz ²1952 (¹1934) und H. Emonds, Zweite Auflage im Altertum (Klassisch-philologische Studien 14).
17. Vgl. F. Brunholzl, Zur Lukrez-Überlieferung, Hermes 1962, 97ff.
18. Vgl. o. Kap. 2.1 und 2.2.
19. Vgl. dazu A. Heubeck, Die homerische Frage, Darmstadt 1974 (EdF 27).
20. Vgl. o. Kap. 2.1 und 2.2.
21. Vgl. o. S. 45f.
22. Vgl. F. Klingner, Über die Rezension der Horaz-Handschriften, Hermes 1935, 249–268 u. 361–403 (= Studien z. griech. u. röm. Literatur, Zürich 1964, 455–518); Ch. O. Brink, Horace on Poetry, Band 2: The Ars Poetica, Cambridge 1971, 1–54 (wegweisend!); I. Borzsák, Zur Überlieferungsgeschichte des Horaz, Acta Antiqua 1972, 77–93; Q. Horati Flacci opera. Edidit St. Borzsák. Leipzig 1984; Q. Horati Flacci opera. Edidit D. R. Shackleton Bailey. Stuttgart 1985; dazu Rez. v. J. Delz, Gnomon 60, 1988, 495–501.
23. Ein instruktives Beispiel bietet H. Frankel, Einleitung zur kritischen Ausgabe der Argonautika des Apollonios, Göttingen 1964, 23–25.
24. Vgl. M. L. West, Textual criticism and editorial technique, Stuttgart 1973, 53ff.
25. West 53ff.
26. Vgl. Reynolds 162, mit Zitaten aus Autoritäten wie Haupt und Housman.
27. P. Maas, Textkritik, 22.
28. Zur Tätigkeit des Herausgebers vgl. West 61ff.; Fränkel 123ff.
29. Vgl. o. Kap. 2.1.
30. Vgl. u. Kap. 6.
31. Vgl. z.B. Euripides, Helena, ed. Alt, Leipzig 1963; Cicero, De Oratore, ed. Kumaniecki, Leipzig 1969.
32. Dies ist z.B. der Fall bei der Zählung von Menanders „Samia", wo zunächst die 1905 entdeckten Fragmente nach Zeilen durchgezählt wurden, dann 1969 die neuerdings insgesamt bekannten Zeilen durchgezählt wurden in der editio pinceps und in der Ausgabe von Austin, schließlich 1971 von Jacques ohne Not die mutmaßlichen Zeilen des ganzen Stücks seiner Ausgabe zugrunde gelegt wurden.
33. Dieses Problem bieten z.B. der Text des Quintilian und der des Tacitus.
34. Vgl. die Literaturhinweise in Teil 6.

3. *Die Sprache der Texte*

1. „Stil" bedeutet die *jeweils* individuell*eren* Züge einer bestimmten Sprache, die für einen Bereich charakteristisch sind: Individualstil, Gattungsstil, Epochenstil, Sprachstil sind *relative* Größen in bezug auf das außerhalb dieses Bereichs Übliche. (Vgl. dazu u. Kap. 4.2 und 4.3.)
2. F. Palmer, Grammatik und Grammatiktheorie, München 1974, 38.
3. Zu den Funktionen und ihrer möglichen Differenzierung vgl. H. Happ, Zur funktionalen Grammatik, Altsprachlicher Unterricht 1973, Heft 1, 64ff.
4. Lyons, Einführung in die moderne Linguistik, 136.
5. F. Palmer, Grammatik, 12.

6. R. Vischer, Probekapitel zu einer kontrastiven Syntax des Lateinischen und Deutschen, AU 1973, Heft 1, 18–31; H. Happ, Kontrastive Grammatik und lateinische Stilübungen, AU 1973, Heft 1, 32–63.
7. Folgende Schreibweisen sind üblich: s steht für die Schreibeinheit (das Graphem) s, [s] für den gesprochenen Laut (das Phon) s,/s/für das Phonem s (vgl. u. S. 68f.).
8. Um eindeutiger, als es z.B. durch Zeichen wie [t] möglich ist, bestimmte Laute bezeichnen zu können, hat man aufgrund einer Konvention das Internationale Phonetische Alphabet (IPA) entwickelt, dessen Schriftzeichen für artikulatorisch und akustisch möglichst genau umschriebene Laute stehen. Diese genaue Umschreibung wird durch Beschreibung ihrer Artikulation oder ihrer akustischen Erscheinung geleistet. In vielen Fällen genügt aber praktisch für einen bestimmten Benutzerkreis der Hinweis auf diesem Kreis bekannte Laute, in unserem Fall auf deutsche.
9. Vgl. W. S. Allen, Accent and rhythm, Cambridge 1974.
10. So nahmen im Griechischen bereits in hellenistischer Zeit (3.–1.Jh. v.Chr.) und dann im Mittelalter immer mehr Zeichen den Lautwert [i] an (im heutigen Griechischen sind es ς: ι, η, υ, ει, οι); das lateinische c (= [k]) wurde spätlateinisch [ts], romanisch u.a. [tsch] oder [s] ausgesprochen.
11. Solche Silben sind wohl deshalb lang, weil ihre Aussprache relativ lang dauert. Die griechischen Grammatiker nahmen an, diese Silben seien aufgrund von „Festsetzung" (θέσει) lang. „positione" ist eine lat. Fehlübersetzung von θέσει.
12. Die wichtigsten griechischen Lautregeln sind übersichtlich zusammengestellt bei H. Zinsmeister, Griechische Grammatik, I. Teil, München 1954, 32–38; die lateinischen z.B. bei K. Bayer-J. Lindauer, Lateinische Grammatik, München 1974, 6–11.
13. Zu den Quellen und Methoden der historischen Lautlehre (Bezeugung älterer Wortformen in Texten, Nachrichten oder durch Lehnwörter; innersprachliche Vergleichung; zwischensprachliche Vergleichung) vgl. Hofmann-Szantyr 54×ff.
14. Über Definitionsversuche vgl. Lyons, Einführung, Kap. 5.4; Palmer, Grammatik, 39ff.
15. Für Homer hat das gezeigt M. Leumann, Homerische Wörter, München 1950.
16. Dionysios Thrax 11 p. 23, 1f. Uhlig. Der Artikel fiel im Lateinischen weg, die Interjektion kam hinzu. Die Aufteilung der Nomina in Substantiv und Adjektiv (und z.T. Zahlwort) ist späteren Ursprungs.
17. Vgl. Schwyzer/Debrunner, Griech. Grammatik II 14ff. mit Lit.
18. Vgl. etwa Bayer-Lindauer, Lat. Grammatik, § 11, S. 12.
19. Vgl. Ullmann, Semantik, 57.
20. Vgl. A. Lesky, Tragische Dichtung der Hellenen, Göttingen ³1972, 324.
21. C. E. von Erffa, αἰδώς und verwandte Begriffe in ihrer Entwicklung von Homer bis Demokrit, 1937 (Philologus Suppl. XXX 2), 166ff.
22. Eine genauere Erörterung des Problems gebe ich an anderer Stelle.
23. Die beiden Bezeichnungen stammen aus dem 19.Jahrhundert: C. Reisig, Lat. Semasiologie, 1839; M. Bréal, Essai de sémantique, Paris 1897.
24. Vgl. J. Lyons, Einführung, Kap. 9 und 10; H. Brekle, Semantik, 31ff.
25. Genauer ist dies ausgeführt in G. Jäger, Nus in Platons Dialogen, Göttingen 1967 (Hypomnemata 17).
26. Vgl. J. Latacz, Gnomon 1969, 350.
27. Vgl. A. Böckh, Enzyklopadie, 95.

28. D. Lau, Der lateinische Begriff LABOR, München 1975.
29. Die Untersuchung von Wörtern mit ähnlicher und gegensätzlicher Bedeutung (*Synonyma* und *Antonyma*) diente vielfach auch als Hilfe für ihre richtige Anwendung bei der Abfassung von Texten an Schule und Universität. Vgl. etwa H. Menge, Lateinische Synonymik, Heidelberg [5]1959.
30. Vgl. z.B. A. Böckh, Enzyklopädie, 96.
31. Vgl. bes. J. Lyons, Structural Semantics, 1963 (zu τέχνη, ἐπιστήμη u.a. bei Platon).
32. Die Bezeichnung erstmals bei A. Zauner, Die romanischen Namen der Körperteile. Eine onomasiologische Studie, Erlangen 1902.
33. B. Snell, Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie, Berlin 1924 (Philolog. Unters. Bd. 29). Ähnliche Fragestellungen verfolgen B. Snell, Die Entdeckung des Geistes, Göttingen [4]1975; M. Treu, Von Homer zur Lyrik, München [2]1968; W. Luther, Weltansicht und Geistesleben, Göttingen 1954.
34. Vgl. L. Schmidt (Hrsg.), Wortfeldtheorie, Darmstadt 1973 (Wege der Forschung 250).
35. J. Latacz, Zum Wortfeld Freude in der Sprache Homers, Heidelberg 1966 (dazu Besprechung v. M. Bissinger, Indog. Forschungen 1968). Ferner zum Methodischen J. Latacz, Gnomon 1969, 347–353; Gnomon 1970, 143–147; ders., Die klassische Philologie und die moderne Linguistik, Gymnasium 1974, 67ff.
36. Vgl. dazu vor allem H. Kronasser, Handbuch der Semasiologie, Heidelberg [2]1968.
37. Die Bezeichnung entstand in der Antike als Ausdruck der Meinung, man könne die „wahre" (= ἔτυμος) Gestalt und damit die wahre Bedeutung eines Wortes ergründen. Die „Etymologica" als Ergebnis solcher Bemühungen enthalten auch sachliche und grammatische Erklärungen zu den Wörtern, weil sie u.a. der Schriftstellererklärung und der Sprachverwendung dienen sollten.
38. März 1989 ist der Stand: a–m; o; p (bis *pastor* sowie von *porta* bis *praepotens*) liegen vor. Es fehlen noch: n ganz; Rest von p; r–z.
39. Vgl. „Beiträge aus der Thesaurusarbeit", hrsg. vom Thesaurus linguae Latinae mit einem Vorwort von H. Haffter, Leiden 1979, sowie weitere in lockerer Folge im „Museum Helveticum", zuletzt: „Beiträge ... XXIV" MH 45, 1988, 111–128.
40. Methodisch lehrreich ist der Vergleich von Wortuntersuchungen und Lexikonartikeln; vgl. zu *fides:* R. Heinze, Fides (1929), jetzt in: Vom Geist des Römertums, Darmstadt 1960, 59–81; E. Fraenkel, Artikel „fides" im ThLL; C. Becker, Artikel „fides" im Reallex. f. Antike u. Christentum; zu *labor:* D. Lau, Der lateinische Begriff LABOR, München 1975; Artikel im ThLL von A. Lumpe.
41. Vgl. J. Lyons, Einführung, Kap. 5.3.8; F. Palmer, Grammatik, 103ff.; P. Barié, Altsprachlicher Unterricht 1973, Heft 5, 69.
42. Zur Problematik dieser und ähnlicher Einteilungen und Benennungen vgl. H. Frankel, Grammatik und Sprachwirklichkeit, München 1974.
43. Das zugrundeliegende griechische Wort σύνταξις (die lateinische Entsprechung ist *constructio*) wurde zunächst im militärischen Bereich als strategischer Begriff, später als *„Konstruktion"* beim ordnungsgemäßen Aufbau der gestalteten Rede im rhetorischen, schließlich im grammatischen Bereich für das Zusammenfügen (Konstruieren) von Sätzen (λόγος, *sententia*) aus Wörtern (λέξις, *dictio*) verwendet.
44. Zur Syntax als Wortformenlehre und Satzlehre vgl. J. Ries, Was ist Syntax? Marburg 1894, Prag [2]1927. Um die übersatzmäßigen Formen kümmert sich neuerdings die *Textlinguistik*, jedoch noch wenig im Bereich der Klassischen Philologie (vgl.

R. Pfister, Gymnasium 1962, 373 zu einer Forderung Priesemanns). Andererseits sind ubersatzmaßige Formen in ihrer konkreten Erscheinung seit je Gegenstand der syntaktischen *Stilistik*. Vgl. auch: Der Altsprachliche Unterricht 1975, Heft 2 („Textlinguistik"); W. Dressler (Hrsg.): Textlinguistik, Darmstadt 1978.

45. Lyons, Einfuhrung, Kap. 5.5. Happ, Grundfragen, Kap. 1.3113.
46. Schwyzer/Debrunner, II, 8. Vgl. R. Pfister, Gymnasium 1962, 369f.
47. In dieser Reihenfolge werden die *quod*-Sätze bei Hofmann-Szantyr sowie u.a. von R. Pfister, Lateinische Grammatik (= Instrumentum-Grammatik), dargeboten.
48. Vgl. z.B. Kuhner-Stegmann, Bornemann, Bayer-Lindauer.
49. Vgl. z.B. Bayer-Lindauer § 211, S. 252f.
50. Hofmann-Szantyr 84; vgl. R. Pfister, Prädikationsbezogene Satzbetrachtung, in: Lat. Grammatik in Geschichte und Gegenwart, 110ff., hier 111.
51. Ausnahmen von dieser Grundstruktur sind – nach Hofmann-Szantyr – selten und erklarbar. Dabei spielen vor allem sprachliche und Situations-Kontexte eine Rolle, besonders in der mündlichen Rede („Gut!" – „Feuer!" – evtl. für griechisches und lateinisches Empfinden auch „ambulat", je nach dem, ob man annehmen soll, ein Subjekt sei hier vom Kontext her vorausgesetzt oder es werde durch die Flexionsform des Verbums reprasentiert).
52. Vgl. F. Sommer, Syntax der Schulsprachen, und Leumann-Hofmann-Szantyr. Anderer Ansatz in der Dependenzgrammatik (Vorrang des Prädikatsverbums; vgl. u. S. 91) und bei H. Glinz, Deutsche Syntax, Stuttgart ²1967 (1. Geschehenskern, 2. beteiligte Wesen und Dinge [fallbestimmte Größen], 3. weitere Angaben [fallfrei]). Vgl. bes. H. Happ, Grundfragen ... (im Lit. Verz. zu 3.2.3).
53. Zweigliedrige Nominalsatze sind nur scheinbar eine Ausnahme, weil sich ein Verbzusatz von selber versteht. Im Indogermanischen war freilich die Zustandsbehauptung als Möglichkeit des Pradizierens auch durch die Verbindung zweier Nomina möglich (so im Russischen noch heute).
54. Vgl. die genaue Aufstellung Vischers in AU 1973, Heft 1, 21.
55. Der Sache nach ist der Valenzbegriff bereits alt und tritt z.B. 1781 auf bei J. W. Meiner, Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophische und allgemeine Sprachlehre, Nachdruck Stuttgart-Bad Cannstatt 1971, 132 (nach R. Pfister, Gnomon 1975, 352). Dem Wort nach ist er eingefuhrt in der Valenzgrammatik [Dependenzgrammatik] L. Tesnières (vgl. u. S. 91). Vgl. Happ, Grundfragen, Kap. 1.32 und 1.33.
56. Dieser Sachverhalt ist in vielen Grammatiken ungenau dargestellt.
57. Vgl. die vollständigeren Listen bei H. Lindemann, Griechische Grammatik, II, Munchen 1957, 6; B. Vischer AU 1973, Heft 1, 26; P. Barié, AU 1973, Heft 5, 97; Bayer-Lindauer, Lateinische Grammatik, 118f.
58. Vgl. o. S. 71f. und S. 85f.; sowie Schwyzer-Debrunner, II, 14ff.; Lyons, Einfuhrung, Kap. 7.6.
59. Vgl. o. Kap. 1.2. sowie H. Glinz, Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern, Bern 1947; R. Pfister, Grammatik als Denkschulung von Humboldt bis zur Gegenwart, AU 1961, Heft 2, 129ff. (= Lat. Gramm. in Gesch. u. Gegenwart 58ff.); G. Haselbach, Grammatik und Sprachstruktur, Berlin 1966; J. Latacz, Klassische Philologie und moderne Linguistik, Gymnasium 1974, 67ff.
60. R. J. Wurst, Theoretisch-praktische Anleitung zum Gebrauch der Sprachdenklehre, Reutlingen 1836; vgl. R. Pfister, AU 1961, Heft 2, 130f. (= Lat. Gramm. 56f.).

61. Vgl. o. S. 83f.; R. Pfister, Gymnasium 1966, 258f.; H. Happ, Altsprachlicher Unterricht 1973, Heft 1, 86f.
62. Vgl. die gründliche Erklarung bei Hofmann-Szantyr § 76, S. 114.
63. Vgl. H. E. Brekle, Semantik, München ²1974, 81–84 (Kap. 5.1).
64. Vgl. Kühner-Stegmann, Lat. Gramm., II 1, 763 („Pradikativer Gebrauch"); Hofmann-Szantyr 413f. (Pradikativa als nominale Bestimmungen des Prädikats, ... welche auf ein ... Nomen des Satzes bezogen ... werden"); Rubenbauer-Hofmann, Lat. Gramm. § 111 („Prädikatives Zustandsattribut"); N. Wilsing, Die Praxis des Latein-Unterrichts, Stuttgart ²1964, 50–53 (kein Prädikativum, sondern als Attribut aufzufassen); G. Blüher, Syntaktische Nachweise durch Bezugsanalyse, Gymnasium 1967, 24ff. (Bezugsanalyse struktureller Art zeigt: Attribute werden durch Demonstrativa, Prädikativa durch Adverbialia wiederaufgenommen); R. Pfister, Prädikationsbezogene Satzbetrachtung, in: Münchener Studien zur Sprachwissenschaft 1973, 159ff. (Prädikationsbezogene Satzbetrachtung kann die Satzwertigkeit des Prädikativums deutlich machen); E. Bornemann, Griechische Grammatik, Frankfurt 1973, § 258 („Prädikatsadjunkt" als Terminus zu empfehlen, um die Mittelstellung zwischen Attribut und Prädikatsteil zu verdeutlichen); Bayer/Lindauer, Lateinische Grammatik, München 1974, § 107, 120 („Prädikativum", formal auf Nomen bezogen, funktional als nähere Angabe zum Verbum); W. Elflein, Transformation als Methode der Sprachbetrachtung, Altsprachlicher Unterricht 1974, Heft 5, 21ff., bes. 25–27 (Umformung in ist-Sätze ergibt: Das Prädikativum bezieht sich wie ein Attribut auf ein Substantiv, dazu aber auch wie ein Adverbiale der Art und Weise auf das Prädikat [besser: das Verbum]); vgl. H. Happ, Grundfragen einer Dependenzgrammatik des Lateinischen, Göttingen 1975, Kap. 1.3337.
65. J. Bechert u.a., Einführung in die Generative Transformationsgrammatik, München ²1971; J. Klowski, Was ist die Generative Transformationsgrammatik und welche Bedeutung könnte sie für den Altsprachlichen Unterricht haben? AU 1971, Heft 2, 5ff.
66. Vgl. R. Pfister, Prädikationsbezogene Satzbetrachtung, in: Lat. Gramm. in Geschichte und Gegenwart, 112; J. Latacz, Klassische Philologie und moderne Linguistik, Gymnasium 1974, 67ff.
67. Vgl. R. Pfister, Prädikationsbezogene Satzbetrachtung, a.a.O.; H. Steinthal, Zur Praxis einer transformationell-generativen Grammatik im Lateinunterricht, Gymnasium 1973, 101f.
68. R. Pfister, Prädikationsbezogene Satzbetrachtung, in: Lat. Gramm. in Gesch. ... 113f.; Lyons, Einführung, Kap. 6.6.3; Barié, AU 1973, Heft 5, 90f.
69. A. Hentschke, Strukturelle Grammatik im Lateinunterricht, AU 1973, Heft 5, 26ff.
70. J. B. Hofmann, Lateinische Umgangssprache, Heidelberg 1929, ³1951.
71. In der Romanistik meint der Begriff „Vulgärlatein" das gesprochene Latein schlechthin als historische Vorstufe der romanischen Sprachen; vgl. C. Tagliavini, Einführung in die romanische Philologie, dt. München 1973.
72. Tagliavini 163.
73. E. Löfstedt, Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae, Uppsala und Leipzig 1911, ²1936 (Nachdruck Darmstadt 1962 und 1970).
74. Vgl. E. Risch, LAW, Sp. 1170/71.
75. Vgl. R. Wellek-A. Warren, Theorie der Literatur, dt. Bad Homburg 1959, 197:

„Wir dürfen niemals vergessen, daß die Beziehung zwischen Sprache und Literatur eine dialektische ist".

76. Platon und Homers Odyssee in der Reihe „Rowohlts Klassiker"; die Ilias als Insel-Taschenbuch.
77. Vgl. R. Nickel, Altsprachlicher Unterricht, Darmstadt 1973, 119ff. (EdF 15).
78. Vgl. dazu K. Schmidt, Psychologische Voraussetzungen des Übersetzungsvorgangs, Altsprachlicher Unterricht 1962, Heft 1, 5–50.
79. Vgl. H. G. Gadamer, Wahrheit und Methode, ²1965, 232.

4. *Die Texte als Literatur*

1. A. Böckh, Enzyklopädie und Methodenlehre der Philologischen Wissenschaften, hrsg. v. E. Bratuscheck, ²1886. Nachdruck des ersten Hauptteils (Formale Theorie der Philologischen Wissenschaft), Darmstadt 1966.
2. W. Jaeger, Philologie und Historie, Antrittsvorlesung Basel 1914, in: Humanist. Reden und Vorträge, Berlin ²1960, 1–16; auch in: Humanismus, Darmstadt 1970 (Wege der Forschung 17), 1–17.
3. H. G. Gadamer, Wahrheit und Methode, ²1965, 359.
4. E. Betti, Die Hermeneutik als allgemeine Methodik der Geisteswissenschaften, Tubingen 1967.
5. J. Habermas, Erkenntnis und Interesse, Frankfurt 1968.
6. Vgl. H. Jonas, Wandel und Bestand, Frankfurt/M. 1970. Vgl. auch H. M. Baumgartner, Kontinuität und Geschichte, Frankfurt 1972, bes. 167ff.
7. M. Fuhrmann, Einführung in die antike Dichtungstheorie, Darmstadt 1973, 9f. spricht von „Produktionsästhetik", „Werkästhetik" und „Rezeptionsästhetik".
8. Vgl. U. Ricklefs, Hermeneutik, in: Fischer Lexikon Literatur, II 1, 277ff., bes. 280f.
9. Vgl. H. Seiffert, Einführung in die Wissenschaftstheorie, Band 2, München ⁵1973, 55ff., bes. 114–117.
10. Vgl. W. Kayser, Das sprachliche Kunstwerk, ¹³1968, 12ff.; Wellek/Warren, Theorie der Literatur, dt. Bad Homburg vor der Höhe 1959, 19ff.; W. Kraus, Literatur-Interpretation, Reinbek 1968, 23ff.; H. A. Glaser, Texte-Literatur-Dichtung-Poesie, in: Arnold-Sinemus, Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, I: Literaturwissenschaft, München 1973 (dtv 4226), 16ff.
11. Vgl. F. Schlegel, Über das Studium der griechischen Poesie (Anfang), in: F. Schlegel, Schriften zur Literatur, München 1972 (dtv 6006), 84; E. Heitsch, Gymnasium 1974, 380.
12. Vgl. M. Fuhrmann, Römische Literatur (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. 3), Frankfurt 1974, 2.
13. Vgl. etwa W. Kayser, Das sprachliche Kunstwerk, Kap. 1, 27–52 („Philologische Voraussetzungen": Edition, Ermittlung des Autors, Datierungsfragen, Hilfsmittel), ähnlich A. Warren/R. Wellek, Theorie der Literatur, dt. 1959, 40ff. (der Begriff „Philologie" wegen seiner Mehrdeutigkeit am besten zu vermeiden); andererseits H. Friedrich, Dichtung und die Methoden ihrer Deutung, in: Die Werkinterpretation, Darmstadt 1967, 294ff. („Beide" – sc. Sprachwissenschaft und Literatur-

wissenschaft – „sind miteinander vereint als Glieder der Philologie, der Bemühung um das Wort", S. 299). Es ist deutlich, wie bei solch wechselseitiger Über- und Unterordnung definitorische Probleme mit im Spiel sind und das Untergeordnete jeweils eng, das Übergeordnete weit definiert wird.

14. Vgl. U. Ricklefs, Hermeneutik, in: Fischer Lexikon Literatur, II 1, 281.
15. Vgl. W. H. Friedrich, Philologische Methode, in: Fischer Lexikon Literatur, II 2, 408ff., bes. 413f.; D. Lohmann, Dialektisches Lernen, Stuttgart 1973.
16. Vgl. W. Jaeger, Philologie und Historie, Antrittsvorlesung Basel 1914, in: Humanistische Reden und Vorträge, Berlin [2]1960, 1–16; auch in: Humanismus (Wege der Forschung 17), Darmstadt 1970, 1–17.
17. H. Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft, Rektoratsrede 1882, in: Vortrage und Aufsätze, Leipzig und Berlin 1907, 1–35 (= Wesen und Rang der Philologie, hrsg. v. W. Schmid, Stuttgart 1969, 13–36).
18. Vgl. Anm. 16.
19. H. Graubner, Stilistik, in: Arnold-Sinemus, Grundzüge der Literaturwissenschaft und der Sprachwissenschaft, I: Literaturwissenschaft, München 1973, 164ff.
20. Vgl. E. Norden, Antike Kunstprosa, Leipzig 1898 (Nachdruck Darmstadt 1958), Band 1.
21. Vgl. G. Priesemann, Artikel Stoff und Form, in: Fischer Lexikon Literatur, II 2, 529ff.
22. Vgl. etwa A. Lesky, Die tragische Dichtung der Hellenen, Göttingen [3]1971, 313–326 und H. Strohm, Anzeiger für die Altertumswissenschaft 1973/1.
23. Die Darbietungsformen der griechischen Tragödie sind dargestellt in: W. Jens (Hrsg.), Die Bauformen der griechischen Tragödie, München 1971.
24. Vgl. M. von Albrecht, Cicero (Stil), RE Suppl. XIII, 1973, Sp. 1237–1346.
25. Vgl. dazu F. Klingner, Gnomon 1935, 577–588 (Rezension von E. Burck, Die Erzählungskunst des Titus Livius, Berlin 1934); auch in: Studien z. griech. und röm. Lit., 1964, 594–604. Zum Gesamtaufbau des Werks vgl. G. Wille, Der Aufbau des Livianischen Geschichtswerks, Amsterdam 1973.
26. Vgl. F. Klingner, Studien zur griech. und röm. Literatur, Zürich 1964, 305ff.; E. Fraenkel, Horaz, Darmstadt 1963, 120ff.; N. Rudd, The satires of Horace, Cambridge 1966, 36ff., bes. 42.
27. Vgl. die Beobachtungen Wölfflins zum Stil des Tacitus, Philologus 24, 25, 26, 27 (auch in: Gesammelte Schriften, Leipzig 1933, 22ff.).
28. Gute Beispiele dafür bei E. Löfstedt, Syntaktika, Lund 1933.
29. Reiche Erläuterungen zu stilistischen Erscheinungen im Sinn des ornatus aus der Dichtersprache enthält E. Nordens Kommentar zum 6. Buch von Vergils Äneis. Diejenigen aus dem Bereich der Rhetorik sind katalogisiert bei H. Lausberg, Handbuch der literarischen Rhetorik, München 1960.
30. Vgl. Hofmann/Szantyr, Stilistik, in: Lat. Syntax und Stilistik, München 1965, 759ff.
31. W. Ott, Metrische Analysen zu Vergil Äneis Buch IV, Tubingen 1972 (= Materialien zu Metrik und Stilistik 1). Die Reihe dieser Materialien umfaßt inzwischen mehrere Bände: zu weiteren Büchern der Äneis, zu Catull Carmen 64, Lukrez Buch I, Ovid Metamorphosen Buch I, Statius Thebais Buch I u. a. Zur Theorie und Technik vgl. W. Ott, Metrische Analysen zur Ars Poetica des Horaz, Göppinger Akademische Beiträge 6, 1970, 5–16; N. A. Greenberg, Applications of the compu-

ter to the stylistic analysis of Latin hexameter poetry, in: Die Interpretation in der Altertumswissenschaft, Bonn 1971, 122f. (Resümee eines Vortrags der FIEC-Tagung Bonn 1969).

32. F. Klingner, Beobachtungen über Sprache und Stil des Tacitus am Anfang des 13. Annalenbuches, in: Studien zur griechischen und römischen Literatur, Zürich 1964, 659ff.
33. M. von Albrecht, Die Parenthese in Ovids Metamorphosen und ihre dichterische Funktion, Hildesheim 1964; Zur Funktion der Tempora in Ovids elegischer Erzählung, in: Ovid (Wege der Forschung 92), Darmstadt 1968, 451–467; Meister römischer Prosa, Wiesbaden 1969; Cicero (Stil), RE Suppl. Bd. XIII, 1973.
34. Vgl. D. Korzeniewski, Einführung in die griechische Metrik, Darmstadt 1968, 4; vgl. R. Kannicht, Gnomon 1973, 113ff. (Besprechung dazu).
35. F. A. Wolf, Prolegomena ad Homerum, 1795; vgl. A. Heubeck, Die Homerische Frage, Darmstadt 1974.
36. G. Jachmann, Artikel P. Terentius Afer, RE II 5, 1, Stuttgart 1934, 598ff.
37. Z.B. H. Haffter, Terenz und seine künstlerische Eigenart, Mus. Helv. 10, 1953 (= Darmstadt 1967); W. Ludwig, The originality of Terence and his Greek models, Greek, Roman and Byzantine Studies IX 1968, 169–192 (= Die Römische Komödie, Wege der Forschung 236, hrsg. von E. Lefèvre, Darmstadt 1973, 424–442); E. Lefèvre, Die Expositionstechnik in den Komödien des Terenz, Darmstadt 1969; K. Gaiser, Zur Eigenart der römischen Komödie: Plautus und Terenz gegenüber ihren griechischen Vorbildern, in: Aufstieg und Niedergang der romischen Welt, Bd. I 2, Berlin 1972, 1027–1113; K. Büchner, Das Theater des Terenz, Heidelberg 1974.
38. Der Begriff „Leitmotiv" wurde geprägt für wiederkehrende Züge in musikalischen Werken und von dort gelegentlich in die Literaturwissenschaft übernommen; er hat jedoch mit dem literaturwissenschaftlichen Begriff des Motivs nur bedingt zu tun.
39. Vgl. F. Klingner, Horaz, Röm. Geisteswelt, München [4]1961, 327ff. und: Gedanken über Horaz, Röm. Geisteswelt 353ff.; C. Becker, Das Spätwerk des Horaz, Gottingen 1963, 238ff. („Spätwerk und Gesamtwerk") sowie Gnomon 1959, 592ff. (Rezension zu E. Fraenkel, Horace).
40. Vgl. E. R. Schwinge, Die Stellung der Trachinierinnen im Werk des Sophokles, Hypomnemata 1, Göttingen 1962; C. Becker, Das Spätwerk des Horaz, Göttingen 1963; C. O. Brink, Horace on poetry, II: The Ars Poetica, Cambridge 1971.
41. K. von Fritz, Die Orestessage bei den drei großen griechischen Tragikern. in: Antike und moderne Tragödie, Berlin 1962, 113ff.
42. B. Snell, Hermes 73, 1938, 237ff.; C. Becker, Virgils Eklogenbuch, Hermes 83, 1955, 341ff.
43. C. Becker, Tertullians Apologeticum – Werden und Leistung, München 1954; ders., Der „Octavius" des Minucius Felix, Abhdl. Akad. München 1967.
44. Vgl. A. Böckh, Enzyklopädie, 111–124.
45. Vgl. dazu das Kapitel über Herodot bei K. von Fritz, Die griechische Geschichtsschreibung, Band I, Berlin 1967, Textband 104ff., bes. 407–441; J. Cobet, Gnomon 1974, 737ff. (Rezension zu D. Fehling, Die Quellenangaben bei Herodot, Berlin 1971).
46. Dieser Aspekt steht im Vordergrund bei B. Snell, Dichtung und Gesellschaft, Hamburg 1965.

47. Dies versucht R. Goossens, Euripide et Athènes, Mémoires Academie Royale 55, 4, Brüssel 1962.
48. Vgl. zur Epocheneinteilung der römischen Literatur nach Hauptepochen M. Fuhrmann, Römische Literatur, Frankfurt 1974, S. 14–21. Kleinere Epocheneinheiten etwa bei E. Bickel, Geschichte der römischen Literatur, Heidelberg ²1961.
49. Diesen Zusammenhängen ist u.a. C. Becker in mehreren Arbeiten nachgegangen: Virgils Eklogenbuch, Hermes 1955, 341ff.; Das Spätwerk des Horaz, 1963; Die späten Elegien des Properz, Hermes 1972, 449ff.
50. Vgl. S. Döpp, Ovid und Virgil, Diss. München 1968.
51. H. Fränkel, Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums, München ³1968.
52. U. von Wilamowitz-Moellendorff, Hellenistische Dichtung, Berlin 1924 (Neudruck 1962).
53. F. Leo, Romische Literaturgeschichte, I, 1913.
54. R. Heinze, Die Augusteische Kultur, Leipzig ³1939.
55. Der ganze Absatz nach G. Priesemann, Gattungen/Stil, in: Fischer Lexikon Literatur, II 1, 235ff., bes. 237f.
56. A. Lesky, Die griechische Tragödie, ²1957, 1ff.; D. Krook, Elements of Tragedy, New Haven 1969; vgl. dazu meine Besprechung in: Gnomon 1971, 235ff.
57. D. Korzeniewski, in: Die Römische Satire, Darmstadt 1970 (Wege der Forschung 238), IX.
58. U. von Wilamowitz-Moellendorff, Griechische Verskunst, 42, zitiert bei D. Korzeniewski (vgl. Anm. 57) VIII.
59. Nach H. Hommel, Lexikon der Alten Welt, Sp. 2623.
60. M. Fuhrmann, Römische Literatur, Frankfurt 1974. Zur Begründung des Einteilungsprinzips Fuhrmann ebda. V (Einleitung).
61. Museum der Altertumswissenschaft, I, 1807, 1ff. (= Kl. Schriften II 808ff.).
62. Vgl. A. Hentschke, U. Muhlack, Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie, Darmstadt 1972.
63. Vgl. W. Otto, in: H. Kees, Ägypten, München 1933 (= HdA III 1, 3, 1), VIIff.
64. Vgl. S. Melchinger, Das Theater der Tragödie, München 1974.
65. Vgl. K. von Fritz, Ziele, Aufgaben und Methoden der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft, Deutsche Vierteljahrsschrift 1959, 507ff. (= Schr. z. griech. u. röm. Verfassungsgeschichte, 1976, 1ff.); K. von Fritz, Philologische und philosophische Interpretation philosophischer Texte, in: Die Interpretation in der Altertumswissenschaft, Bonn 1971 (= 5. Kongreß der FIEC, Bonn 1969), 55–74; H. Cancik, Gräzistik und Latinistik im Fachbereich Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, in: Loccumer Colloquien 1: Literatur in Studium und Schule, 109–113; H. Cancik, Amphitheater, in: Altsprachlicher Unterricht 1971, Heft 3, 66–81.

5. *Das Studium des Griechischen und des Lateinischen*

1. Vgl. F. Fajen, Überlegungen zum sogenannten Lateinunterricht für Hörer aller Fakultäten, Gymnasium 81, 1974, 90–92. *G. Binder,* Lateinische und griechische Sprachkurse an der Universitat, in: Gymnasium 88, 1981, 374ff.; ders. in MDAV

25, 3 (1982), 1–5 sowie AU 27, 3 und 4, 1984 („Lateinunterricht in Universitätskursen").

2. Vgl. P. R. Schulz, Gymnasium 1973, 529 und A. Kleinlogel, AU 1973, H. 1, 8.
3. J. Gruber, Didaktische Konzeptionen für den Altsprachlichen Unterricht. In: Gruber-Maier (Hrsg.), Fachdidaktisches Studium in der Lehrerbildung, Alte Sprachen I, München 1979, 43–53; F. Maier, Texte als Lerninhalte, ebda. II, 1982, 9–20.
4. O. Schonberger, Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes 11, 3, 1968, 2ff.; S. B. Robinsohn, Bildungsreform als Revision des Curriculum, Darmstadt ^{3}1971.
5. R. Nickel, Altsprachlicher Unterricht, Darmstadt 1973, 1; Ders., Einführung in die Didaktik des Altsprachlichen Unterrichts, Darmstadt 1982; H. J. Glücklich, Lateinunterricht. Didaktik und Methodik, Göttingen 1978.
6. K. Matthiessen, Alte Sprachen, in: J. Timmermann (Hrsg.), Fachdidaktik in Forschung und Lehre, Hannover 1972 (Tagung Bernried), 93f.
7. E. Happ u. K. Westphalen; K. Bayer und F. Maier, Entwürfe zu einer Fachdidaktik des altsprachlichen Unterrichts, in: J. Gruber/F. Maier, Zur Didaktik der Alten Sprachen in Universität und Schule, München 1973, 66ff.
8. S. B. Robinsohn, Bildungsreform als Revision des Curriculum (s. o. Anm. 4).
9. F. Achtenhagen-H. L. Meyer (Hrsg.), Curriculumrevision, Möglichkeiten und Grenzen, München 1971; K. Westphalen, Praxisnahe Curriculumentwicklung, Donauworth ^{8}1980; K. Bayer (Hrsg.), Lernziele und Fachleistungen. Ein empirischer Ansatz zum Latein-Curriculum, Stuttgart 1973.
10. Th. Finkenstaedt, in: D. Pinkerneil, Alternativen, Kronberg 1973, 79.
11. W. Krieg, Bibliothekar, in: Blätter zur Berufskunde, Bd. 3, hrsg. von der Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg, Bielefeld 1974, 1.

Handbücher zur Kultur und Geschichte der Antike

Hermann Bengtson
Griechische Geschichte
Von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit, nebst Quellenkunde
5., durchgesehene und ergänzte Auflage. 1977
XIX, 633 Seiten und 12 mehrfarbige Karten. Leinen
Handbuch der Altertumswissenschaften, Band III, 4

Hermann Bengtson
Grundriß der römischen Geschichte
mit Quellenkunde
Erster Band: Republik und Kaiserzeit bis 281 n. Chr.
3., durchgesehene und ergänzte Auflage. 1982
XII, 478 Seiten. Leinen
Handbuch der Altertumswissenschaften, Band III, 5

Alexander Demandt
Die Spätantike
Römische Geschichte von Diocletian
bis Justitian 284–565 n. Chr.
1989. 600 Seiten mit 3 vierfarbigen Faltkarten. Leinen
Handbuch der Altertumswissenschaften, Band III, 6

Albrecht Dihle
Die griechische und lateinische Literatur der Kaiserzeit
Vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis zum
6. Jahrhundert n. Chr.
1989. 651 Seiten. Leinen

Karl Christ
Geschichte der römischen Kaiserzeit
1988. IX, 869 Seiten mit 61 Abbildungen. Leinen

Griechenland
Lexikon der historischen Stätten
Von den Anfängen bis zur Gegenwart
Herausgegeben von Siegfried Lauffer
1989. 775 Seiten mit 14 Karten. Leinen

Verlag C. H. Beck München

Dieser Einführungsband macht den Leser mit den Gegenständen und Problemen, den Methoden und Hilfsmitteln der Klassischen Philologie vertraut. Er wurde vor allem für Schüler, die vor der Berufswahl stehen, und für Studenten geschrieben, aber er wird für jeden von Nutzen sein, der sich mit der Kultur der griechisch-römischen Welt beschäftigen möchte.

Aus dem Inhalt:

1. Klassische Philologie: Begriff, Geschichte, Situation
2. Der Wortlaut der Texte
3. Die Sprache der Texte
4. Die Texte als Literatur
5. Das Studium des Griechischen und des Lateinischen
6. Hinweise zur wissenschaftlichen Literatur

Der Autor:
Dr. Gerhard Jäger, geboren 1938, ist Lehrbeauftragter für Klassische Philologie an der Universität München und Oberstudienrat an einem Münchner Gymnasium.

ISBN 3 406 06078 1